

Dachsteinföhdwand von der Dachsteinwarte

Ufn.: V. Baumgartner



Jahrbuch
des
Österreichischen Alpenvereins

(Alpenvereinszeitschrift Band 83)

1958

Universitätsverlag Wagner, Innsbruck

1958

10.901 / 83

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben



5.1.1959: Bd. 83 (1958) -

Druck: Tiroler Graphik, Innsbruck, Inntalrain 27

1. Ex.

W.

Inhaltsverzeichnis

	Seite	Tafel
1. P. Kitzl, Zur Neuauflage der Alpenvereinskarte der Dachsteingruppe		} I—V
2. K. Moser, Die Gletscher des Dachsteins seit der Mitte des 19. Jahrhunderts	16—20	
3. A. Mahr, Die Karstentwässerung des Dachsteinstockes	21—25	
4. R. Maiz, Nebelreigen um die Dachsteinsüdwand	26—39	Titelbild
5. K. Lufan, Die Kay — Berg am Ostrand der Alpen.	40—55	VI
6. W. Luz, Gröden — Landschaft und Mensch	56—66	VII
7. T. Kaltenegger, Erinnerungen aus den Zillischen Alpen	67—84	VIII, IX
8. P. Weilmann, Zu den Gipfeln Ostgrönlands	85—94	X, XI
9. W. Karl, Andenlandfahrt 1957 der Sektion Berchtesgaden des Deutschen Alpenvereins	95—107	XII
10. W. Kitzler Kitzlers, Lasei und Abscharei	108—115	XIII
11. W. Hellmich, Berggögel und Vogelzug	116—126	
12. G. Keweklowsky, Die alpinen Nebenflüsse der oberen Donau als Schifffahrtswege	127—137	XIV
13. H. Schmid, Giovanni Segantini	138—146	Farbbild
14. E. Mehl, Schifffahrt im Spiegel der Sprache	147—157	

Bilder:

- Titelbild** Dachsteinfüßwand von der Dachsteinwarte (Aufn. A. Baumgartner)
- Tafel I** Dachsteingruppe, Schladminger Gletscher vom Gjaidstein (Aufn. E. Schneider, Juli 1958)
- Tafel II** Dachsteingruppe, Hallstätter Gletscher vom Taubenriedl (Aufn. E. Schneider, Juli 1958)
- Tafel III** Dachsteingruppe, Hallstätter Gletscher am 1. September 1951 (Luftaufnahme der UELF)
- Tafel IV** Dachsteingruppe, Großer und Kleiner Gosaugletscher am 1. September 1951 (Luftaufnahme der UELF)
- Tafel V** Dachsteingruppe: Oben: Schneelochgletscher im Sommer 1952 (Aufn. R. Mojer)
Unten: Junge des Hallstätter Gletschers im Sommer 1952, mit den alten Gletscherständen am Abfall des Taubenriedls (Aufn. R. Mojer)
- Tafel VI** Karalpe, Tiefblick in das große Höllental (Aufn. R. Lulan)
- Tafel VII** Gröden, Eiszer Alm mit Langkofel (Aufn. A. Sidert)
- Tafel VIII** Julische Alpen, Jalovec (2665 m) vom Anstieg auf den Eleme (Aufn. Fr. Haslin)
- Tafel IX** Julische Alpen, Der Obere Weißenfelder See mit Manhart (2678 m) und Reunca (2251 m) (Aufn. R. Sebold)
- Tafel X** Ostgrönland, Hochlager auf dem Sessströmgletscher (Aufn. S. Gsellmann, 1957)
- Tafel XI** Ostgrönland, Berge südlich des Sessströmgletschers (Aufn. S. Gsellmann, 1957)
- Tafel XII** Cordillera Apolobamba, Chaupi Orco (6044 m) (Aufn. W. Karl, 1957)
- Tafel XIII** Tafel, Warschamber (3700 m) (Aufn. W. Richter-Richtmers)
- Tafel XIV** Innsbruck im Jahre 1575, mit einem Salzschißzug von Hall nach Telfs (Armeemuseum München)

Farbbild: Giovanni Segantini, Am Pflug

Kartenbeilage:

Dachsteingruppe im Maßstab 1:25.000. Neue Auflage, herausgegeben vom Deutschen Alpenverein und vom Österreichischen Alpenverein, 1958.

Erste Ausgabe 1915: Stereophotogrammetrische Aufnahme durch die „Stereographil“ G. m. b. H. in Wien, mit Benützung der k. u. k. Katastrirtriangulation. Topographische Aufnahme durch L. Negertter, unter Benützung der Karten des k. u. k. Militärgeographischen Institutes. Namen nach Ing. Keindl und Ing. Pichl, überprüft von Prof. Dr. Schatz und Chefgeologen G. Geher. Geländestich von Hans Rohrn. Nachträge 1924. Neue Ausgabe 1958: Stereophotogrammetrische Aufnahme und Schichtenplan der Gletscher von E. Schneider. Neuaufnahme und Zeichnung des gletscherfrei gewordenen Geländes sowie sonstige topographische Nachträge von F. Ebster. Aufnahme der neuen Wege und der neuen Namen von R. Finsterwalder. Druck: Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Ariaria, Wien.

Zur Neuauflage der Alpenvereinskarte der Dachsteingruppe

Von Hans Pinzl

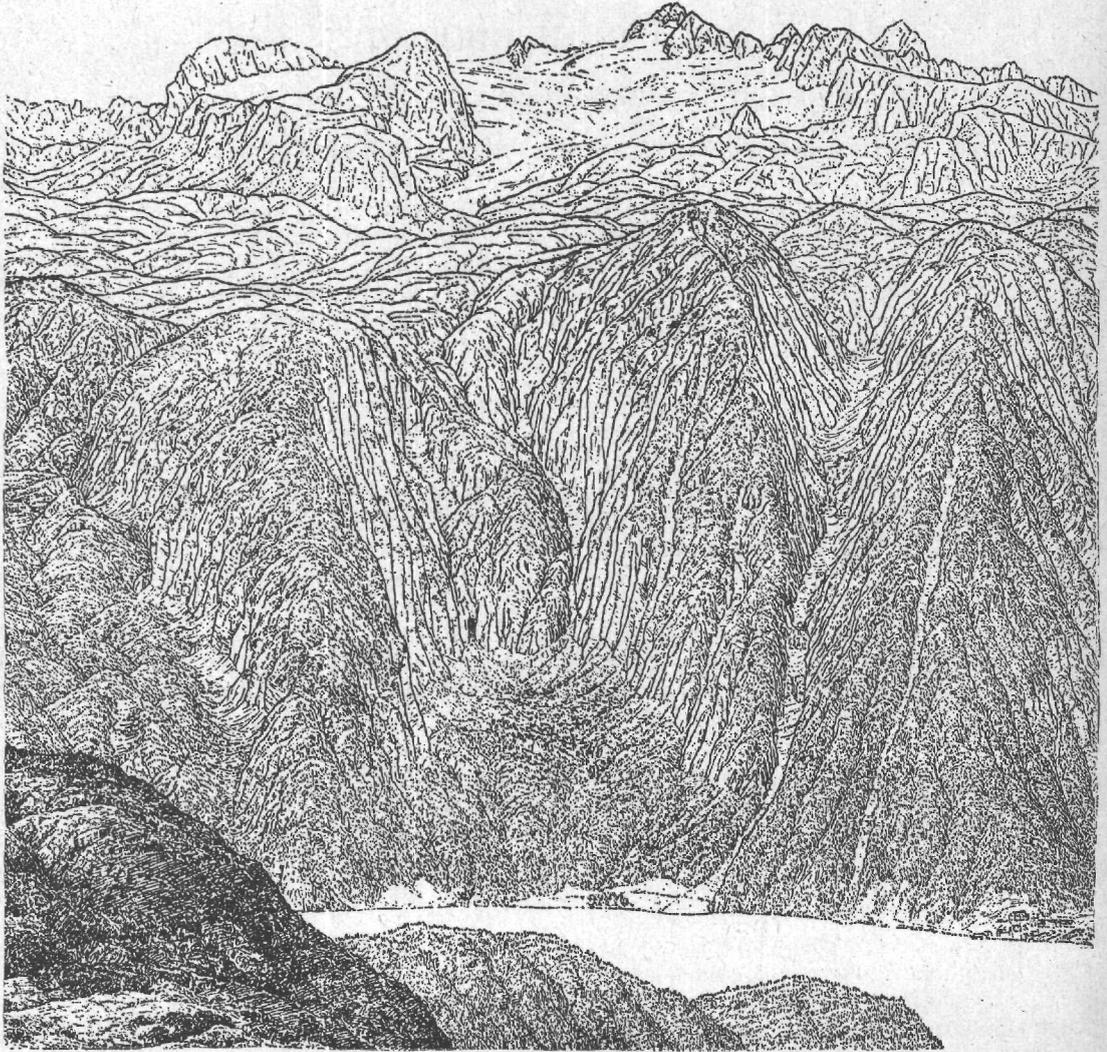
Dem Alpenvereinsjahrbuch 1958 liegt eine Karte der Dachsteingruppe bei, die eine Neuauflage des im Jahre 1915 herausgegebenen Kartenwerkes darstellt. Abgesehen von der Schutzhüttenkarte der Ostalpen 1:600.000, die im vorigen Jahrbuch in einer gründlich überarbeiteten und verbesserten Form enthalten war, kam es bisher noch nicht vor, daß eine Alpenvereinskarte ein zweites Mal als Beilage zum Jahrbuch erscheint. Wenn bei der Dachsteinkarte hier eine Ausnahme gemacht wird, ist dies darin begründet, daß sie einerseits dringend benötigt wird und daß sie andererseits wegen ihres besonderen kartographischen Wertes eine Neuauflage verdient. Dazu im Folgenden ein paar erläuternde Bemerkungen.

Entsprechend der hohen Auflage der alten Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins wurde die Dachsteinkarte in einer Anzahl von fast 100.000 Stück ausgegeben; im Jahre 1924 wurden noch einmal 6000 Stück nachgedruckt. Trotzdem ist die Karte seit langem vollkommen vergriffen. Sie wird aber immer wieder verlangt, weil es auch heute noch keine andere Karte großen Maßstabes gibt, die sie ganz ersetzen könnte. Gerade beim Dachstein ist wegen des schwierigen und unübersichtlichen Geländes auf der Hochfläche eine gute Karte noch viel wichtiger als bei einem klar gegliederten Kamengebirge. Nach wie vor ist der Dachstein ein beliebtes Ziel der Bergsteiger, ist er doch mit Recht von F. Pfeiffer „die mächtigste, formenschönste und formenreichste Gebirgsgruppe der Nördlichen Kalkalpen“ genannt worden, und F. Kümmler rechnet seinen Hauptkamm mit den weiten Eisfeldern im Norden und den jähem Felswänden im Süden zu den Prunkklüften der Ostalpen. Die neuen Seilbahnen werden den Besuch des Gebirges besonders im Winter noch sehr steigern, und von den jährlich weit über 100.000 Besuchern der großartigen Dachsteinhöhlen wird ebenfalls gar mancher auch die Oberflache dieses Gebirges an Hand einer großmaßstäbigen Karte betrachten wollen.

Dem Bedarf nach einer Karte muß auch die wirtschaftliche Grundlage für ihre Herausgabe entsprechen, das heißt, es muß von vornherein mit einem gewissen Absatz gerechnet werden können. Die Alpenvereinskartographie wird nun zwar nach bergsteigerischen und wissenschaftlichen Grundfätzen geführt; deshalb werden ihr für Aufnahme und Herstellung der Hochgebirgskarten nicht unerhebliche Vereinsmittel zugewendet. Immerhin sollen aber wenigstens die reinen Druckkosten durch den Absatz der Karten gedeckt werden können. Dies ist seit jeher dadurch möglich gewesen, daß die Karten dem Jahrbuch (Zeitschrift) beigelegt wurden und in dessen Preis inbegriffen waren. Daß der gleiche Vorgang bei der Neuauflage der Dachsteinkarte von den Alpenvereinsmitgliedern, um die es ja hier allein geht, getabelt werden könne, ist kaum zu befürchten; denn nach 43 Jahren wird es unter ihnen nicht mehr viele geben, die die erste Ausgabe der Karte noch in einem unverehrten Zustand besitzen. Wenn aber ja, dann können wir in solchen Fällen auf Einsicht und Verständnis bei Vereinsangehörigen rechnen, die schon das Ehrenzeichen für vierzigjährige Mitgliedschaft tragen.

Im übrigen handelt es sich bei der Dachsteinkarte nicht nur um eine neue Ausgabe, sondern auch um eine neue Bearbeitung, für die nicht wenig Mühe und Kosten aufgewendet wurden. So wurden die seit der ersten Aufnahme im Jahre 1912 entstandenen Bauten und Siedlungsteile, Straßen und Wege, die Seilbahnen sowie sonstige Ver-

änderungen im Bilde der Kulturlandschaft auf Grund von Geländebegehungen durch Dipl.-Ing. F. Ebster und Prof. Dr. K. Finsterwalder nachgetragen; dieser hat auch die Namen überprüft. Die größten, geradezu landschaftsbestimmenden Wandlungen haben sich aber auf der Hochfläche an den Gletschern vollzogen. Die einst noch geschlossenen ausgedehnten Plateaugletscher sind in der Zwischenzeit nicht nur bis fast zum halben



Dachstein, vom Sarstein (Nordosten) gesehen. Zeichnung von F. Simony (1863/64)

Umfang abgeschmolzen, sondern die größeren von ihnen haben auch ihre äußere Form verändert, indem sie sich in einzelne Zungen aufgelöst haben. Um die heutigen Gletscher genau in die Karte eintragen zu können, hat Dipl.-Ing. E. Schneider das ganze vergletscherte Gebiet des Dachsteins stereophotogrammetrisch neu aufgenommen und ausgemessen. Auf diese Weise ist es möglich, nicht nur die Flächenverminderung der Dachsteingletscher, sondern auch ihren Verlust an Eismasse genau zu berechnen, ein erfreuliches Nebenergebnis der Neuaufnahme.

Im Bereich der eisfrei gewordenen Gletschervorfelder erhielt die Karte zusätzliche Felsgebiete, die auch neu dargestellt werden mußten. Dies geschah, um die Einheitlichkeit des Bildes zu wahren, in der gleichen Art, wie sie auf der ganzen übrigen Karte angewendet worden war. Sonst wurde an der alten Geländedarstellung nichts geändert.

Trotz dieser Bemühungen, den Inhalt der Dachsteinkarte auf den heutigen Stand zu bringen, muß doch noch die Frage beantwortet werden, inwieweit sie ihres kartographischen Wertes wegen eine Neuauflage auch verdient. Nicht bei jeder älteren Alpenvereinskarte könnte eine solche Frage ohne weiteres bejaht werden, nicht etwa, weil der Karteninhalt in vielen Punkten nicht mehr stimmt, sondern weil die Karte nach zwar bewährten, heute aber überholten Methoden aufgenommen wurde. Unter besonderen Umständen wird zwar auch die Neuauflage solcher Kartenwerke berechtigt sein, zumal wenn sie feinerzeit als Spitzenleistungen gegolten haben; im allgemeinen ist aber gerade in der völlig ungebundenen Alpenvereinskartographie das Bessere sehr schnell der Feind des Guten, während die staatliche Kartographie durch den Zwang, das ganze große Staatsgebiet durch geschlossene und einheitliche Kartenwerke darzustellen, oft allzu lange am altbewährten Guten festhalten muß.

Die Dachsteinkarte hat nun in der Geschichte der Kartographie eine besondere Stellung: Sie ist nicht nur die erste Alpenvereinskarte, sondern überhaupt die erste Karte einer großen Gebirgsgruppe, deren Schichtenplan mit Hilfe der terrestrischen Stereophotogrammetrie hergestellt wurde. Die Geländeaufnahmen und die Auswertung am Stereogrammen wurden durch keinen Geringeren geleitet als durch den I. u. I. Hauptmann E. v. Drel, der kurz vorher dieses wichtige Gerät erfunden hatte.

E. v. Drel hatte im alten Militärgeographischen Institut in Wien bereits reiche Erfahrungen in der Photogrammetrie sammeln können. Schon im Jahre 1891 hatte man von dort aus die ersten photogrammetrischen Aufnahmen in der Umgebung von Wien, am Bisamberg und am Rahlberg, durchgeführt. Im Jahre 1895 wurde die Photogrammetrie in der Hohen Tatra auch schon praktisch verwendet, wegen des schlechten Wetters allerdings nicht mit besonderem Erfolg. Einer der Vorkämpfer des neuen Verfahrens, A. Freiherr von Hübl, nahm in den Jahren 1899 und 1900 den Hallstätter Gletscher (Karlsfeld) im Maßstab 1:10.000 auf (veröffentlicht in den Abhandlungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, III. Bd., 1901), ein kleineres Gegenstück zu der großartigen Karte des Bernagterners, die der bedeutende Pionier der Photogrammetrie Sebastian Finsterwalder in den Jahren 1888/89 aufgenommen und 1895 veröffentlicht hatte.

Es handelte sich bei diesen Karten noch um Werke der Meßtischphotogrammetrie, bei der jeder Punkt mit Hilfe der Meßbilder noch gesondert ausgemessen werden mußte. Das war ein sehr mühevolleres Verfahren, das im wesentlichen den einen Vorteil hatte, die Aufnahme im Gelände stark abzukürzen, was freilich angesichts des rauhen und wechselvollen Wetters im Hochgebirge sehr zu begrüßen war. Im übrigen empfand man aber die Langwierigkeit der Zimmerarbeit gegenüber den raschen Außenaufnahmen bald als sehr störend. Daran änderte sich auch noch nicht viel, als mit dem Stereokomparator von E. Bullrich die Stereophotogrammetrie in die Kartographie einzog, denn auch mit diesem Gerät konnten die Meßbilder nur Punkt für Punkt ausgewertet werden. Der Siegeszug der Stereophotogrammetrie begann erst, als E. v. Drel im Jahre 1908 den Autostereogrammen geschaffen hatte, aus dem der durch die Firma E. Reiß im Jahre 1909 gebaute, 1911 verbesserte Stereogrammen hervorging.

Inzwischen war die Stereophotogrammetrie schon im Jahre 1905 in der österreichischen Mappierung zum ersten Mal verwendet und im Jahre 1907 das Ötztalgebiet nach dieser Methode aufgenommen worden. Ein schönes Rärtchen 1:25.000 von der Nordseite des Ötztals und der dortigen Gletscher war das erfreuliche Ergebnis (Mitteilungen des Militärgeographischen Institutes, XXX. Bd., 1910).

So bestanden also gerade in Österreich, wenn auch hier nicht allein, schon wertvolle stereophotogrammetrische Vorarbeiten, an die der Deutsche und Österreichische Alpenverein bei seinen eigenen kartographischen Plänen anknüpfen konnte.

Für den Entschluß, eine Dachsteinkarte herstellen zu lassen, war es sicher nicht ohne Bedeutung, daß sich die Vereinsleitung damals in Wien befand und daß ihr als Sachwalter für Kartographie ein so bedeutender Geograph wie E. Brückner angehörte. Er war es, der am 5. Jänner 1912 diese Karte in einem ausführlichen Bericht anregte und dafür die Zustimmung des Hauptausschusses gewann. Dieser ließ sich dabei auch von der Ermägung leiten, daß es nach der Fertigstellung der mehrteiligen Karte der Lechtaler Alpen empfehlenswert wäre, eine weiter östlich gelegene Gebirgsgruppe aufnehmen zu lassen, ein Gesichtspunkt, der auch für die jetzige Neuauflage gilt, nachdem in den vergangenen Jahren das Jahrbuch immer Karten von westlichen Gruppen der Ostalpen (Stubai und Ötztal Alpen, Silvretta, Arlberggebiet) enthalten hatte.

Am 21. Juni 1912 wurde zwischen dem Hauptauschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und der Stereographie Ges. m. b. H. in Wien, vertreten durch E. v. Drel, der Vertrag über die stereophotogrammetrische Aufnahme und die Herstellung eines entsprechenden Schichtenplanes mit einem Höhenlinienabstand von 20 m abgeschlossen. Der Vertrag war für beide Teile ein kartographisches Wagnis; denn der Dachstein eignet sich für eine Aufnahme mit Hilfe der terrestrischen Stereophotogrammetrie nur in seinen randlichen Steilabfällen und in seinen kammartig ausgebildeten höchsten Teilen, nur wenig aber in den weiten verkarsteten Hochflächen, namentlich im östlichen Teil.

Tatsächlich wird im Abschlußbericht E. v. Drels im April 1913 die Aufnahme der Hochfläche am „Stein“ als besonders schwierig bezeichnet. Aber auch die dichten Wälder am Rande des Gebirges erschwerten nicht nur die Aufnahme, sondern auch die Auswertung der Meßbilder. Damit ergab sich schon bei der ersten unserer stereophotogrammetrischen Karten eine Erfahrung, der wir gerade jetzt bei der Aufnahme der Rieminger- und der Wettersteingruppe wieder gegenüberstehen, vor allem auf der Hochfläche von Seefeld und am Nordrand des Wettersteins. Wörtlich heißt es im Bericht E. v. Drels: „Schwer einzusehen waren vor allem die Karrenfelder des ‚Steins‘, den die umliegenden Randberge nur wenig überragen, und der ihm verwandten Gebiete in der Umgebung des Schwarzkogels. Auch die starke Bewaldung, bis 1800 m reichend, ist in anderer Hinsicht auch für die Standlinienwahl recht ungünstig, da sie nur selten freie Aussicht erlaubt. In gewissem Sinn hatte dagegen die sonst nicht angenehm empfundene vorgeschrittene Jahreszeit den Vorteil, daß die kahlen Herbstwälder ein Erkennen der Bodenformen leichter gestatteten.“ An einer anderen Stelle des Berichtes heißt es bezüglich der Waldgebiete, nachdem abermals auf die Schwierigkeiten auf dem „Stein“ hingewiesen worden war: „Ähnliche Verhältnisse liegen in den mit Wald bedeckten Partien vor, wo die Formen der Oberfläche zum Teil ausgeglichen erscheinen. Hier konnten weiter nichts als einzelne hervorragende Felsen oder die Waldgrenzen angegeben werden. Sie erscheinen schon auf den ersten Blick ausgeglichener und bezüglich der Details kommt ihnen selbstredend nicht die gleiche Genauigkeit wie den Schichten im freien Gebiet zu.“

Derartige Bemerkungen E. v. Drels zeugen von einer großen Gewissenhaftigkeit, mit der er auf Mängel des Schichtenplanes hinweist, die im Gelände begründet liegen und denen auch heute ohne Heranziehung von Luftaufnahmen ebensowenig ganz beizukommen ist wie damals. Es war daher nicht gerechtfertigt, wenn ein Mitglied des Hauptausschusses dazu bemerkte: „Der Bericht macht mir den Eindruck einer Rechtfertigungsschrift für aufkommende Fehler in der Darstellung.“

Lagen solche Schwierigkeiten in der Natur der Sache, so war das schlechte Wetter im Sommer und im Herbst 1912 ein ausgesprochenes Pech. Bei der zuerst vorgenommenen Aufnahme der Südseite war das Wetter noch ziemlich günstig, von 24 Arbeitstagen waren nur 10 verregnet. Die Arbeiten an der Nordseite wurden hingegen durch 47 Regentage und 2 Tage mit Neuschnee unterbrochen. Vom 30. August bis zum 29. September

regnete es fast ununterbrochen. So zogen sich die Feldarbeiten bis zum 27. Oktober hin, und die Aufnahmen an der Westseite des Gosaukammes mußten überhaupt zurückgestellt werden. Sie wurden im kommenden Jahre nach Bewilligung zusätzlicher Geldmittel nachgeholt.

Im ganzen hat die stereophotogrammetrische Aufnahme, nach Abzug der Regentage, 31 Arbeitstage beansprucht, an denen ein Gebiet von 360 qkm mit 43 Standlinien durch einen Ingenieur und drei Träger aufgenommen wurde. Die Zimmerarbeiten dauerten 97 Tage. Der Schichtenplan wurde am Stereautographen v. Drel-Zeiß, Modell 1911, bei einem Schichtenabstand von 20 m im Maßstab 1:25.000 ausgearbeitet. Bei flachem Gelände, wie am „Stein“, wurden, wo es die Klarheit der Formdarstellung erheischte, noch 10-m- und hier und da auch 5-m-Schichten eingefügt. Zu Vergleichszwecken wurde der Hallstätter Gletscher (Starkseisfeld) im Maßstab 1:10.000 ausgearbeitet. Im April 1913 waren die stereophotogrammetrischen Arbeiten abgeschlossen. E. v. Drel schreibt dazu: „Der Hauptzweck der stereophotogrammetrischen Aufnahme für die Kartographie liegt vor allem in einem möglichst geschlossenen Kurvenplan, der die Unterlage für die herzustellende Karte geben muß. Die Arbeit des Kartographen ist damit auf kartographische Eintragungen und Charakterisierungen einzelner Geländeformen sowie die Ergänzung eventueller Lücken des Schichtenplanes, die außerhalb des Rahmens der stereophotogrammetrischen Vermessung fallen, beschränkt. Aus diesem Grunde ergibt sich aber auch die Notwendigkeit, daß der Kartograph beim ersten Betreten des Geländes bereits den fertigen stereophotogrammetrischen Schichtenplan mit den Bildern in der Hand hat, um nicht unnötige Zeit an Stellen zu vergeuden, die die stereophotogrammetrische Aufnahme rascher und besser gibt.“

Der stereophotogrammetrische Schichtenplan allein ist noch keine Karte, er bedarf dazu noch der topographischen und der im engeren Sinne kartographischen Bearbeitung. Damit war vom Hauptausschuß, ebenfalls schon im Juni 1912, der damals schon rühmlich bekannte Alpenvereinskartograph V. Negerter betraut worden.

Negerter ging bei seiner Aufgabe sehr selbständig, ja eigenmächtig vor. Er sah in der Stereophotogrammetrie nichts als ein Hilfsmittel der Topographie, ja er mißtraute sogar der mathematischen Genauigkeit des Autographen (Brief vom 20. Juni 1913). Man muß ihm dabei zugute halten, daß er selbst ein Meister in der Meßtischaufnahme und in der Tachymetrie war, worüber er anschaulich in den Begleitworten zu seiner Alpenvereinskarte der Brentagruppe geschrieben hatte (Zeitschrift des DAV, 1908).

Dreifach geriet Negerter in Gegensatz zum Hauptausschuß, insbesondere zu Brückner. Der erste Streitpunkt betraf die 10-m-Höhenlinien, die Negerter für die ganze Karte zeichnete, obwohl sie im stereophotogrammetrischen Schichtenplan nur bei flachem Gelände zwischen die 20-m-Schichten eingeschaltet worden waren. Er wollte damit eine genauere Wiedergabe der Geländeformen erreichen, hatte aber nicht bedacht, daß er sich so am Wesen des stereophotogrammetrischen Schichtenplanes verjündigte, der ja nur wirklich am Stereautographen mathematisch genau gezeichnete Linien enthalten sollte. Dies war die Auffassung von Brückner, natürlich erst recht die E. v. Drels. Am 7. Februar 1913 schrieb dieser an Brückner: „Wir haben die 10-m-Schichtlinien ohnehin überall dort, wo es für das Erkennen der Formen erwünscht und der nötige graphische Raum dafür vorhanden war, autographisch eingefügt. Der Maßstab 1:25.000 setzt einer unlogischen Anhäufung von Schichtlinien ohnehin eine bestimmte Grenze.“

Wenn Negerter glaubte, der Fortschritt der „Drel'schen Kurven“ werde durch 10-m-Schichtlinien noch deutlicher, und darnach handelte, so war das freilich kein großes Unglück; denn die 20-m-Höhenlinien gaben seiner Zeichnung ein so festes Gerüst, daß für die Zwischenlinien nicht viel Spielraum war. Die ganze Frage ist mehr grundsätzlicher Art und wurde insbesondere von Brückner auch so aufgefaßt. Im Hauptausschuß maß man ihr keine große Bedeutung zu; hier fürchtete man eher, daß auf diese Weise die Karte überladen und schwerer lesbar würde, eine Auffassung, die auch v. Drel teilte.

Da aber die Ansichten darüber auseinandergingen, fand man sich mit den 10-m-Höhenlinien ab.

Ging es beim ersten Streitpunkt um das Wesen der Photogrammetrie, so beim zweiten um ein Grundproblem der Hochgebirgskartographie, die Zeichnung der Höhenlinien im felsigen Gelände. Die ganze ältere Kartographie hatte die steilen Gipfel und Wände in einer mehr oder minder freien zeichnerischen Weise durch die sogenannte Felsdarstellung wiedergegeben. Man hat sich dabei durchaus nicht gescheut, besonders hohe und steile Wände in der Projektion auf die Kartenebene etwas zu verbreitern, um sie so klarer und mit mehr Einzelheiten zeichnen zu können. Um die Klarheit der Felsdarstellung nicht zu beeinträchtigen, ließ man die Höhenlinien weg. Das konnte man um so leichter tun, als sie in den älteren Karten ohnedies nur durch Einschaltung zwischen eine verhältnismäßig kleine Zahl eingemessener Punkte gezeichnet worden waren. Vielfach kam ihnen überhaupt nur der Wert freier Formlinien zu.

Beim stereophotogrammetrischen Schichtenplan wurde es mit einem Schlage anders. Auf ihm kann ja, eine sorgfältige Auswertung am Stereoauto graphen vorausgesetzt, jeder einzelne Punkt einer Höhenlinie als genau eingemessen gelten. Eine solche Höhenlinie wegzulassen, ist ein Verzicht auf einen mathematisch genauen Teil des Karteninhalts, der nicht zu verantworten ist. So muß die moderne Hochgebirgskartographie versuchen, Höhenlinien und Felsdarstellung trotz aller Schwierigkeit der Darstellung miteinander zu vereinen. In klarer Erkenntnis dieser neuen Lage hat der Hauptauschuß von Aegerter die Einzeichnung wenigstens der 100-m-Höhenlinien auch in den Felsgebieten verlangt.

Am 8. Februar 1913 schrieb Brüdner an Aegerter: „Es ist unbedingt notwendig, daß in der Dachsteinkarte die 100-m-Höhlypsen auch in den Felsen durchgezogen werden.“ Am 14. März 1913 wiederholt er diese Forderung, indem er sagt: „So lange die Kurben in den Felsen fehlen, ist das Prinzip der Kurvenkarte nicht konsequent durchgeführt.“ Allerdings waren nicht alle Hauptauschußmitglieder in dieser Frage derart folgerichtig. So äußerte sich H. v. Ficker am 22. März 1913: „Höhlypsen im Felsgelände habe ich als Hochtourist nie vermißt, was nicht heißen soll, daß sie vielleicht nicht praktisch sind. Ich glaube in der Tat, daß in so steilen Wänden, wie es die Dachsteinsüdwände sind, die Einzeichnung von fünf bis sieben Höhlypsen die Felszeichnung sehr stören würde, auch wenn die Linien noch so zart angedeutet sind. Ich glaube nicht, daß der Nachteil, den das Kartenbild erleidet, durch den Vorteil in praktisch hochtouristischer Beziehung aufgehoben wird. Ich bin deshalb dafür, wenigstens die ganz steilen Felspartien ohne Schichtlinien zu lassen.“

Aegerter hat sich der Forderung Brüdners hartnäckig widersetzt. Er hielt die Einschaltung der Schichtlinien in die Felszeichnung für ausgeschlossen; am 10. Februar 1913 schrieb er an den Hauptauschuß: „Da große Felspartien schon fertig gezeichnet sind, ist es nicht möglich, doch die 100-m-Schichten noch hinein zu bringen, man hätte mich früher bei den Besprechungen über die Karte diesbezüglich informieren müssen.“

Mit aller Schärfe versucht Aegerter den Standpunkt der alten Schule, die ja auch in der Folgezeit die Felszeichnung ohne Höhlypsen selbst bei photogrammetrisch aufgenommenen Karten beibehalten hat. Es ist ein Verdienst von F. Ebster, wenn die neuere Alpenvereinskartographie Höhenlinien und Felsdarstellung in einer mehr und mehr befriedigenden Weise miteinander verbunden hat.

Wir müssen Brüdner noch heute dafür bewundern, daß er diese wesentliche Frage der Hochgebirgskartographie schon bei der ersten photogrammetrischen Karte des Alpenvereins klar erkannt hat. Seine Haltung hat Aegerter offenbar stark beeindruckt, denn trotz seiner grundsätzlichen Ablehnung hat er dann doch die Höhenlinien in vielen Felsgebieten erhalten, wie R. Krebs in seiner Besprechung der Dachsteinkarte (Kartographische Zeitschrift, 1918, Heft 1) schon hervorgehoben hat, und wie sich jeder selbst bei der Betrachtung der Karte überzeugen kann.

In einer Nebenfrage hatte übrigens Aegerter recht. Beim Dachstein mit seiner im wesentlichen waagrechten Bankung ist eine Vereinigung von Felszeichnung und Höhenlinien besonders schwierig. Auch darin muß man ihm wohl beipflichten, daß die Einzzeichnung von braunen Höhenlinien in den Felsen vielleicht kein gutes Bild ergeben hätte. Es sei aber in diesem Zusammenhang vermerkt, daß man rund 20 Jahre später bei der Alpenvereinskarte der Zillertaler Alpen und nachher auch bei der Karwendelkarte den Gedanken brauner 100-m-Höhenlinien in der Felsdarstellung verwirklicht hat.

Eigenartig ist der dritte Streitpunkt zwischen Hauptauschuß und Aegerter: die „Beleuchtung“ bei der Geländedarstellung. Schon die Anwendung einer schiefen Beleuchtung war bis zu einem gewissen Grade ein Einbruch schweizerischer Ideen in die ostalpine Kartographie, wo unter dem Einfluß der Wiener Schule im allgemeinen die senkrechte Beleuchtung angewendet wurde. Der schweizerische Dufouratlas 1:100.000 und die österreichische Spezialkarte 1:75.000 sind in dieser Hinsicht die Gegenpole. Heute hat der alte Gegensatz seine Schärfe verloren. Durch die Höhenlinien wird das Gelände mathematisch genau wiedergegeben, so daß die sogenannte Beleuchtung in einer freien Weise so angewendet werden kann, wie sie den Geländeformen am besten entspricht. Es ist heute auch nicht mehr notwendig, an einer bestimmten, natürlich nur gedachten, Lichtquelle für das ganze Kartengebiet strenge festzuhalten.

Eine Geländedarstellung nach dem Grundsatz der schiefen Beleuchtung hätte man gewiß bei der Dachsteinkarte ohne weiteres gebilligt, obwohl sie eigentlich hier nur für die höheren Rämme am Platze ist. Der Formengegensatz eines Plateaugebirges mit weiten Hochflächen, begrenzt durch randliche Steilabfälle, wird nach wie vor am besten durch senkrechte Beleuchtung herauszuarbeiten sein. Allgemein abgelehnt wurde aber eine schiefe Beleuchtung aus dem Südosten oder Süden, die Aegerter unter dem Einfluß des großen Schweizer Geologen Albert Heim angewendet hat; dieser vertrat nämlich die Ansicht, daß die nach Süden schauenden sonnigen Hänge auf der Karte licht dargestellt werden sollten, die schattigen Nordhänge hingegen dunkel. Diesbezüglich schrieb Brückner an Aegerter am 14. März 1913, daß es nicht darauf ankomme, wie das Gebiet in der Natur beleuchtet ist, sondern wie das Licht auf die Karte fällt; das ist aber immer von links oben oder von Nordwesten, nicht nur im Zimmer, sondern auch im Gelände, wenn wir die Karte in der richtigen Ordnung betrachten.

Auch in diesem Punkte kamen Brückners Einwendungen schon zu spät; Aegerters Zeichnung war schon zu weit fortgeschritten. An sich ist diese Frage insofern unerheblich, weil eine so große Karte wie die des Dachsteins nicht bildmäßig als Ganzes, sondern nur in ihren Einzelheiten betrachtet wird; auf deren anschauliche Wiedergabe kommt es daher in erster Linie an, und da spielt die Richtung der Beleuchtung keine große Rolle. Freilich wäre gerade für den Dachstein die übliche Nordwestbeleuchtung günstiger gewesen, insbesondere wären seine gewaltigen Südwände auf diese Weise viel schärfer herausgetreten.

Bei den hier besprochenen Gegensätzen zwischen dem Hauptauschuß und seinem Kartographen Aegerter ging es, wie man sieht, mehr um grundsätzliche kartographische Fragen. Die Güte der kartographischen Arbeit Aegerters hat darunter durchaus nicht gelitten. Das war um so weniger zu befürchten, als sich Aegerter in einer bewundernswerten Weise mit den Formen des Geländes vertraut gemacht hatte und sie daher mit erstaunlichen Feinheiten wiedergeben konnte. Er hat seine Vertrautheit mit dem Dachstein auch noch nachträglich durch die Herstellung eines prachtvollen Reliefs bewiesen. Als der Verfasser in jungen Jahren in Innsbruck einen zufällig bei Aegerter wohnenden Freund besuchte, stand er dort unvermutet dem schon fast fertigen Dachsteinrelief und seinem Schöpfer gegenüber. Es war seine erste Begegnung mit der Alpenvereinskartographie, die ihn sehr beeindruckte. Gar manche Stunde hat er später mit Aegerter in fachlichen Gesprächen zugebracht, ehe er ihm, nun als Sachwalter für die Alpenvereinskartographie, auf dem Zirler Friedhof das letzte Geleit gab.

In H. Kohn hat Aegerter einen Mitarbeiter gefunden, der imstande war, eine meisterhafte Geländedarstellung ebenso meisterhaft auf den Stein zu übertragen.

Ursprünglich hätte die Dachsteinkarte in zwei Blättern erscheinen sollen. Um der Einheitlichkeit des Kartenbildes willen, aber auch wegen der geringeren Kosten entschied man sich für die Ausgabe in einem Blatt. Damit wurde in der Alpenvereinskartographie die Reihe jener „Leinwucher“ begonnen, deren geringe Handlichkeit durch die Schönheit eines geschlossenen Kartenbildes meist mehr als aufgewogen wird. In diesem Punkte waren sich Hauptauschuß und Aegerter einig.

Zu einer Karte gehören neben Lageplan und Gelände als wesentlicher Inhalt auch die Namen, denn durch sie spricht aus der Karte der Mensch zu uns. Nicht überall ist diese Sprache klar und verständlich; gar oft gehören die Namen einer älteren Sprachschicht an, deren Wörter wir nicht mehr enträtseln können; nicht selten sind sie aber auch durch landschafts Fremde Topographen falsch verstanden und entstellt worden. Es gibt dafür zahllose, oft recht heitere Beispiele.

Bei den Alpenvereinskarten legen wir heute den größten Wert auf eine sprachlich einwandfreie Wiedergabe der Namen und wir sind froh, daß wir dafür in der Person von Professor Dr. Karl Finsterwalder einen ersten Fachmann zur Verfügung haben.

Auch hinsichtlich der Namen darf die Dachsteinkarte als vorbildlich bezeichnet werden. Der Hauptauschuß hat nicht nur die besten Kenner der Gebirgsgruppe für die Erhebung der Namen herangezogen, sondern er ließ diese auch durch einen führenden Namenforscher, Universitätsprofessor Dr. J. Schatz, überprüfen, der zu diesem Zweck auch die Mühe einer Fahrt ins Gelände nicht gescheut hat. Wenn wir heute in dieser Frage noch einen Schritt weiter gehen, indem wir die Namen durch unseren Fachmann nicht nur überprüfen, sondern von ihm selbst im Gelände erheben lassen, so folgen wir dabei einem Grundsatz, den Schatz schon damals aufgestellt hat. Am 27. Juli 1914 schrieb er an Brückner: „Für die Zukunft sollte daran festgehalten werden, daß die Namen eines Kartengebietes zugleich mit den Geländeaufnahmen von sprachlich geschulter Seite aufgenommen werden. Ich werde die Sache jedenfalls im Auge behalten und, wenn es möglich ist, nachdrücklich diesem gewiß berechtigten Standpunkt zu seinem Rechte verhelfen.“ In der heutigen Alpenvereinskartographie ist diese Forderung voll erfüllt.

Im Bestreben nach Wirklichkeitsstreue der Kartenbeschriftung ist man bei der Dachsteinkarte auch vor der Wiedergabe drastischer volkstümlicher Bezeichnungen nicht zurückgeschreckt.

Mit dem Druck der Dachsteinkarte hatte es einige Schwierigkeiten, er fiel ja schon mitten in den ersten Weltkrieg. Zwar wurden von militärischer Seite keine Einwendungen erhoben und auch das Papier hatte man sich noch rechtzeitig gesichert. Aber die vielen Einberufungen von Fachkräften zum Kriegsdienst wirkten sich in der Druckerei der Kartographischen Anstalt Freytag & Berndt doch schon sehr störend aus.

Die Kosten für die Herstellung der Dachsteinkarte waren hoch. Sie beliefen sich auf 68.860 Mark, beim damaligen Stand der Währung eine gewaltige Summe, die aber ohne Zweifel einer guten Sache diente und die nach Kriegsende in irgendeiner Form doch der Geldentwertung zum Opfer gefallen wäre.

Die Karte wurde bei ihrem Erscheinen in alpinen und wissenschaftlichen Kreisen begeistert aufgenommen. Geradezu überschwenglich urteilten über sie zwei große Geologen, deren Meinung um so mehr zählt, als es sich bei Geologen um besonders geländekundige Männer handelt.

So nannte O. Ampferer die Dachsteinkarte „die feinst durchdachte und gezeichnete Karte der Gegenwart“ (zit. von H. Wödl in der Österr. Alpenzeitung, 5. 12. 1916), und Albert Heim schreibt in der Alpina vom 15. Jänner 1916 über dieses neue Kartenblatt: „Es ist ein großartiges Dokument der bewußten Terrainbeleuchtung und Darstellung — nach meinem Dafürhalten wohl die schönste und beste Karte in 1:25.000, die bisher von einem Stück Hochgebirge besteht.“ Daß sich Heim als Anreger besonders über die Südostbeleuchtung freute, darf man ihm nicht verargen.

Am 5. Dezember 1915 schrieb Heim an Aegerter: „Berehrter Herr Aegerter! Meinen herzlichsten Dank und meinen herzlichsten Glückwunsch zur Dachsteinkarte! Sie ist einfach

hinreißend herrlich! Bertwundert war ich, daß Sie von den 20 m Curven wieder zu den 10 m Curven übergegangen sind, aber es geht! Glücklich bin ich über die vorherrschende Südostbeleuchtung an den Gräten. Die Curven im Vegetationsterrain hätte ich lieber etwas weniger rot, mehr gegen sepia. Für Eintrag geologischer Farben wären sie so störend. Im Einzelnen ist das Bild so reich an sichtlich genau beobachteten Strukturerscheinungen, daß man, stundenlang in Betrachtung versunken, stets neues findet. Es scheint mir, das ist die schönste Karte in solchem Maßstabe, die über ein Gebirge besteht. Herrlich, herrlich!"

Ähnlich schrieb Heim am 7. Dezember 1915 an Hans Rohn: „Vorgestern habe ich das Blatt Dachsteingruppe erhalten. Stundenlang könnte man darin studieren und immer neues Entzücken empfinden . . . Es ist die schönste Alpenkarte in so großem Maßstabe, die bisher existiert! Einfach herrlich, und ein Fortschritt über die bisherigen.“

Im Anschluß daran meint Heim, man hätte mit der Beleuchtung von Gruppe zu Gruppe wechseln sollen — ein Beweis dafür, daß er die Karte durchaus nicht unkritisch betrachtet hat.

Gegenüber solchen Fachleuten zählt es wenig, wenn H. Wödl meint, das Ziel einer jeden Karte, ein plastisches, leicht faßliches Bild des dargestellten Geländes zu geben, sei hier nicht erreicht worden. Ein solches Urteil zeigt wenig Verständnis für eine großmaßstäbige Detailkarte, es sollte aber hier als Gegenstimme nicht verschwiegen werden (Österr. Alpenzeitung, 5. 12. 1916).

Zwar hat seinerzeit E. Brückner (Die Dachsteinkarte. Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 1916, S. 185—188) als verantwortlicher Sachwalter im Alpenverein und als kartenkundiger Geograph Entstehung und Wesen der Dachsteinkarte in ausgezeichnete Weise besprochen, es war vielleicht aber doch nicht wertlos, die wichtigsten Tatsachen noch einmal zusammenzufassen und sie durch Einsicht in die darüber vorliegenden Alpenvereinsakten zu ergänzen. Denn so ließ sich zeigen, daß die Dachsteinkarte auch vom heutigen Standpunkt, ja gerade in der Rückschau auf die Zeit ihrer Herstellung, als eine Pionierarbeit der Hochgebirgskartographie bezeichnet werden darf. Schon deshalb wäre es zu beklagen, wenn sie, weil nirgends mehr erhältlich, vergessen würde.

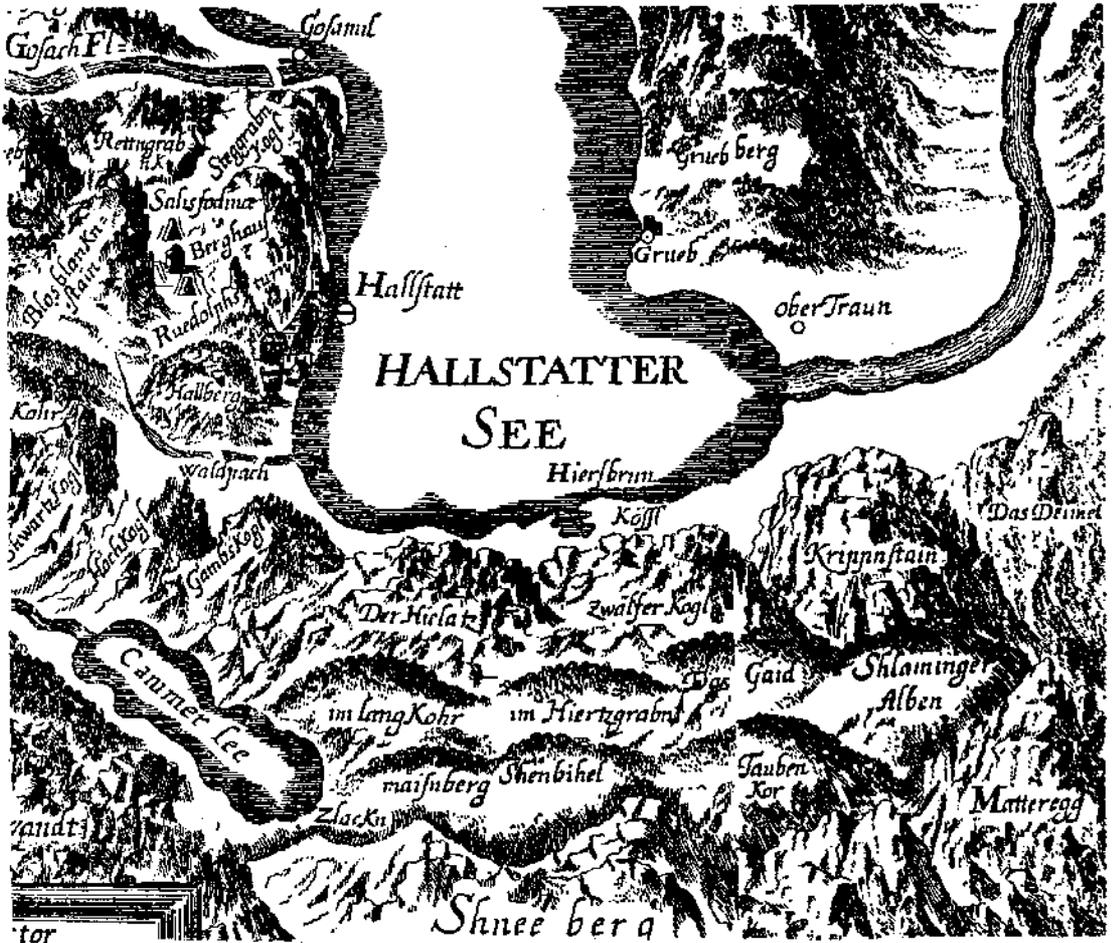
Dank ihrem stereophotogrammetrischen Schichtenplan sowie der sorgfältigen Aufnahme und Darstellung der Geländeformen ist die Dachsteinkarte als Abbild eines vergletscherten und verkarsteten Hochgebirges auch heute noch geeignet, jeden Bergsteiger zu geleiten und zu erfreuen, der mit ihr den König Dachstein besucht.

Nur mit ein paar Sätzen soll noch die Stellung der Alpenvereinskarte in der kartographischen Geschichte dieses Gebirgsstockes berührt werden. Über die älteren Karten unterrichtet uns F. Pfeffer in einer inhaltsreichen, schön bebilderten Übersicht (Zur Erschließungsgeschichte des Dachsteingebietes. Oberösterreichische Heimatblätter, Bg. 1, S. 193—208, 1947). Die erste genauere Darstellung des Dachsteins enthält die Karte von Oberösterreich im Maßstab 1:150.000 von G. M. Wischer aus dem Jahre 1669. In ihr scheinen schon eine ganze Reihe von Bergnamen auf (Hielag, Zwölfertogl, Krippenstein, Das Deimel, Das Gaid, Schlaminger Alben, im lang Rohn, im Hiebsgraben, Maisnberg, Schenbichel, Lauben Kor). Der Hauptkamm wird als „Schneeberg“ bezeichnet; der Name Dachstein taucht erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in den schriftlichen Quellen auf, in denen sonst nur vom Torstein gesprochen wird. Als „lapis qui Torstein dicitur“ wird das Gebirge erstmals im Jahre 1238 urkundlich erwähnt.

Erst im 19. Jahrhundert werden Dachstein und Torstein als eigene Gipfel voneinander unterschieden.

Die erste genauere kartographische Erfassung des Dachsteins ist das Werk der österreichischen Landesaufnahme, insbesondere der durch die Herausgabe der Spezialkarte 1:75.000 gekennzeichneten Epoche 1869 bis 1888. Beim kleinen Maßstab und der einfarbigen Geländedarstellung konnte die Spezialkarte ein kartographisch so schwieriges Gebirge freilich nur unzulänglich wiedergeben. Dabei blieb es leider jahrzehntelang,

teilte doch der Dachstein mit dem friedlichen Oberösterreich das Schicksal, ein Stiefkind der militärischen Kartographie zu sein. Auch als Österreich 1896 mit seiner „Präzisionsaufnahme“ begann, mußte er abseits stehen. Erst die Neuaufnahme zwischen den beiden Weltkriegen nahm sich seiner an. So erscheint er jetzt auf der neuen österreichischen Karte 1:50.000 in einer recht ansprechenden Darstellung. Unglücklicherweise liegt aber



Das Dachsteingebiet auf der Karte von Oberösterreich von G. M. Wischer (1669) im Maßstab 1:150.000. Wiedergabe nach F. Pfeffer, Zur Erschließungsgeschichte des Dachsteingebietes. Oberösterreichische Heimatblätter. Jg. 1, 1947.

der Hohe Dachstein gerade an einer Ecke, an der vier Blätter zusammenstoßen, die sich in der Zeit ihrer Ausgabe und auch in der Farbgebung stark unterscheiden, so daß hier auch kein Zusammendruck möglich ist.

Ähnliches gilt für die Karte 1:25.000, die für den Dachstein auch vorliegt und ihn recht gut wiedergibt.

Als geschlossene Darstellung des ganzen Gebirgsstückes, aber auch durch ihren viel reicheren Inhalt kann die Alpenvereinskarte ihren Platz neben diesen staatlichen Karten weiterhin ehrenvoll behaupten.

Ein paar Hinweise auf das Schrifttum über den Dachstein

Von zwei Sonderfragen (Vergleichsfrage und Karstentwässerung) abgesehen, wurde in diesem Bande des Jahrbuches auf einen eigenen geographischen Begleitartikel zur Neuaufgabe der Dachsteinkarte verzichtet. Anstatt dessen sei auf die im wesentlichen noch heute gültige Schilderung der Dachsteingruppe von N. Krebs hingewiesen (Zeitschrift des DAV, Band 46, 1915; mit kleinen Zusätzen und Verbesserungen neu herausgegeben in der Sammlung „Alpenlandschaften“, Bd. 2, Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien 1926).

Wie manche andere Alpenvereinskarte ist die Dachsteinkarte auch geologisch bearbeitet worden. Die geologische Karte und die dazu veröffentlichten Erläuterungen von D. Ganß, F. Kümmler und E. Spengler, mit kleineren Beiträgen von A. Meier und D. Schaubberger, erschienen in den Wissenschaftlichen Alpenvereinsheften, Heft 15, Innsbruck 1954, Universitätsverlag Wagner.

Als neuere formentkundliche Untersuchung sei genannt E. Wüthum, Der morphotektonische Bauplan der zentralen und westlichen Dachsteingruppe. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, Bd. 96, 1954, S. 257—307.

E. Urnberger und E. Wüthum behandeln die Gletscher der Dachsteingruppe in Vergangenheit und Gegenwart. Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins, 97. Bd., 1952, S. 181—214; 98. Bd., 1953, S. 187—215. In diesem Zusammenhang sei auch die schöne Darstellung der beiden größten Dachsteingletscher aus der kleinen Dachstein-Gipfelkarte i. M. 1:25.000 von L. Brandstätter im Jahrbuch der Kartographie 1942 erwähnt, um gleichzeitig auf diese Weise auch auf das schöne und methodisch bemerkenswerte Rärtchen hinzuweisen.

Über die großartigen Dachsteinhöhlen enthalten die auf der Schönbergalpe erhältlichen Höhlenführer die entsprechenden Hinweise. Das wissenschaftliche Schrifttum ist unter anderem verzeichnet in der wichtigen Untersuchung von R. Saar, Die Dachstein-Nieseneishöhle nächst Obertraun und ihre Funktion als dynamische Wetterhöhle. Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins, 100. Band, Linz 1955, S. 263 bis 319; ferner bei R. Saar, Eishöhlen, ein meteorologisch-geophysikalisches Phänomen. Geografiska Annaler, Band XXXVIII, 1956, S. 1—63.

Nach wie vor muß jeder, der sich mit dem Dachstein beschäftigt, noch das alte Standardwerk von F. Simony heranziehen: Das Dachsteingebiet. Ein geographisches Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen. Verlag G. Hölzel, Wien, 1895. Mit einem Atlasband.

Bei der engen Verbindung des Dachsteins mit dem Raume von Hallstatt sei auch auf die vielseitigen Veröffentlichungen von F. Norton, des besten Gebietekenners, hingewiesen: Hallstatt, die letzten 150 Jahre. 1954; Hallstatt und die Hallstattzeit. 1955; Salzkammergut. 1956. Alles im Verlage des Musealvereines Hallstatt.

Der Bergsteiger findet alle nötigen Angaben über den Dachstein in der jüngsten Auflage des atembewährten Führers von Alfred Rabio Radis, Verlag Freytag-Berndt und Artaria, Wien 1958.

Die Gletscher des Dachsteins seit der Mitte des 19. Jahrhunderts

Von Roman Moser

Über die Gletscher des Dachsteins seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sind wir genau unterrichtet. Es gibt wohl kaum einen anderen Gletscher der Ostalpen, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so genau beobachtet und beschrieben wurde, wie dies beim Hallstätter Gletscher geschah. Im Oktober 1840 betrat Friedrich Simony erstmals das Eis im Oberen Taubenkar und widmete hernach einen Großteil seines Lebens der Erforschung dieses Gletschers. Der Hallstätter Gletscher ist heute nicht nur der größte in der Dachsteingruppe, sondern rückte während des gewaltigen Eischwundes in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zum größten Gletscher der Nördlichen Kalkalpen auf. An seinem Beispiel lassen sich der mächtige Vorstoß um die Mitte des 19. Jahrhunderts und das Rückzugsverhalten in den folgenden hundert Jahren genau darstellen. Wie A. v. Böhm berichtet, begann sich das Firnfeld schon im Jahre 1838 zu wölben und auch in der Folgezeit herrschte ein für den Gletscherhaushalt sehr günstiges Klima. Niederschlagsreiche Winter und strahlungsarme Sommer bewirkten, daß ein Großteil des gefallenen Schnees in der Firnmulde des Gletschers (Nährgebiet) erhalten blieb. Das Eis stieß langsam vor und lagerte an seiner Stirn mitbewegtes Gesteinsmaterial ab, das von den benachbarten Felswänden und vom Gletschergrund stammte. Der gewaltige Schutt- oder Moränenwall am Südbang des Taubenriedls ist der sichere Zeuge der linken Eisrandhöhe von 1855/56. Seine Stirn lag im Oberen Taubenkar, 1300 m vor dem tiefsten Punkt des Eisrandes von heute. Der Hallstätter Gletscher bedeckte damals eine Fläche im Ausmaß von 506 ha. Während der linke Ufermoränenwall vom Niederen Kreuz bis zum Felsriegel zwischen dem Oberen und Unteren Taubenkar fast lückenlos erhalten ist, sind große Teile der Wallmoräne an den Steilhängen der Gaidstein-Taubenkogelscholle verflürzt. Der gelbbraune Schutt hebt sich vom grauweiß angewitterten Kalk der Umgebung deutlich ab.

Obwohl schon im Jahre 1845 erstmals ein schwaches Einsinken der Eismasse festgestellt wurde, begann der gesamte Gletscher erst vom niederschlagsarmen Jahr 1857 an Fläche zu verlieren. Der große Gletscherschwund wurde auch durch den schneereichen Winter 1861/62 nicht aufgehalten. Die Gletscherstirn war seit dem Höchststand um 3 bis 3,8 m zurückgewichen, die Eisoberfläche jedoch schon 10 bis 12 m tief eingesunken. Das vertikale Abschmelzen war, bedingt durch das Karstrelief des Gletscherbettes, viel bedeutender als der horizontale Rückzug. Bis zum September 1870 hat sich das Eis von der Endmoräne bereits 34,1 m weit distanziert. Die Jahre 1876 bis 1880 waren für den Eishaushalt wieder günstiger, was in einem vorübergehenden Halten des Eisrandes zum Ausdruck kam.

Die folgenden Jahre bis 1895 waren mit Ausnahme der Winter 1888/89 und 1891/92 sehr niederschlagsarm. In diesen Zeitabschnitt fiel die Lostrennung der Zunge im Oberen Taubenkar (1890). Der Hallstätter Gletscher führte bis zu diesem Zeitpunkt den Namen Karls-Eisfeld. Man wird damit an den Sieger von Aspern erinnert, der im Jahre 1812 das Eisfeld am Gaidstein besuchte. Noch viele Jahre hindurch lag ein Eteiskörper in der Felswanne des Oberen Taubenkars.

Vom Jahre 1896 an bis zur Jahrhundertwende war der Gletscher im Rahmen des gewaltigen Rückzuges wieder etwas stabiler geworden. Die schneereichen Winter und



Dachsteingruppe, Schladminger Gletscher vom Gaidstein

Aufn.: E. Schreiber, Juni 1958



Dachsteingruppe, Hallstätter Gletscher vom Laubentriebel

Aufn.: E. Schreiber, Juni 1958

kühlen Sommer dieser Zeitspanne bewirkten hier zwar keinen Vorstoß, so doch ein Halten, das von vermehrter Moränenablagerung begleitet war. Die folgenden Jahre bis 1911 gestalteten sich mit Ausnahme des schneereichen Winters von 1904/05, der durch einen Kalt gekennzeichnet ist, für den Gletscherhaushalt denkbar ungünstig.

Erst die schneereichen Winter 1915/16 und 1916/17, die durch Lavinenkatastrophen an der Kriegsfront in den Alpen bekannt wurden, füllten die Firnfelder wieder auf. In den Jahren 1919 und 1920 stieß der Gletscher mit seiner Zunge erstmals im 20. Jahrhundert gegen die Eisjochstufe vor und lagerte dort einen deutlichen Wall ab.

Das Jahr 1921 leitete dann das starke Rückschmelzen der Dachsteingletscher ein, das bis zum Sommer 1954 unentwegt anhielt. In diesem Zeitraum geschah es auch, daß der Hallstätter Gletscher (Kargletscher), geschützt durch die schattenpendenden Felsfämme der Flanken, langsamer abschmolz als die Übergossene Alm am Hochkönig (Plateaugletscher) und damit zum größten Gletscher der Nördlichen Kalkalpen aufrückte. Die auffälligste Erscheinung im gleichen Zeitraum war wohl die Auflösung des Gletscherkörpers in drei Teilgebiete und die Bildung eines Oberen Eissees, in welchen nun die neu abgegliederte Zunge kalbt. Insgesamt gingen in den letzten 100 Jahren 192 ha oder 39 Prozent der Gesamtfläche von 1855/56 verloren. Mit 313 ha ist der Hallstätter Gletscher heute der größte im Dachsteinmassiv. Er schmolz jährlich 13 m im Mittel zurück. Aber was bedeuten all diese horizontalen Abschmelzzahlen gegen den vertikalen Eisverlust, der nach den Vorstößen von 1855/56, 1896 und 1920 immer größer wurde. Die einzelnen Abstände der Gletscherstandslinien zeigen, daß die Vertikalabnahme des Eises am Taubentriedl mit 104 m in 100 Jahren sehr groß ist. Eismassenverlustberechnungen in den letzten Jahren ergaben ein jährliches Einsinken der Eisoberfläche von rund 3 m und einen Gesamteisverlust seit 1855/56 in Höhe von 187 Millionen Kubikmeter Eis, das ausreichen würde, um den Äquator mit einer 1 m hohen und 1 m breiten Eismauer viereinhalb Mal zu umfassen.

Das Antlitz des Gletschers hat sich in den letzten 70 Jahren verblüffend geändert. Besonders Kargletscher in einer Karstlandschaft lassen erkennen, wie wirksam das luppige Relief des Gletscherbettes auf die Verteilung und Auflösung des Eiskörpers einzugreifen vermag. Vor 67 Jahren zeigte er noch eine Eisfülle, mit wenig Spalten und Rinnalen, heute ist er greisenhaft, mit vielen Spalten, Klüften, Schmelzwassermäandern, zerrissenem Eisrand und Zungenlappen, die den Sieg des Reliefs gegenüber den dünnen Eishäuten und Brücken im Zungenbereich bestätigen. Die Form des Gletschers hat sich in den letzten hundert Jahren gewaltig geändert. Einst die Karwanne mit unkompliziertem Eisrand ausfüllend, hat sich nun der Gletscher in zwei Eisschilder und eine Zunge gespalten. Diese, vom übrigen Eiskörper getrennt und der Wärmeleitung vom Fels her sehr ausgesetzt, geht der vollen Abschmelzung entgegen.

Bei gleichbleibendem Klima wird sich der Gletscher in hundert Jahren auf Grund der jährlichen Niederlagsdefizite in die Firnmulde zurückgezogen haben und dort als aktionsloser Gletscherfleck nicht mehr in der Lage sein, als Wasserlieferant auf die Stauseen und Flüsse Oberösterreichs einen ausgleichenden Einfluß auszuüben. Die übrigen Gletscher der Dachsteingruppe ließen in den letzten hundert Jahren, abgesehen von der örtlichen und räumlichen Differenziertheit, die durch die Exposition zur Sonne und den Niederschlägen gegeben ist sowie vom Relief des Gletscherbettes und der nächsten Umgebung abhängt, ein ähnliches Rückzugsverhalten erkennen. Nicht immer sind bei ihnen die Gletscherstandslinien so deutlich ablesbar, wie das beim Moränenamphitheater des Taubentriedls möglich war.

Der Schladminger Gletscher, zwischen Gjadstein- und Koppenkarscholle eingebettet, hängt im Firngebiet mit dem Hallstätter Gletscher zusammen. Der Vorstoß um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist an einem prachtvoll erhaltenen Moränenwall zu erkennen. Der Rückzug gestaltete sich ganz eigenartig und für Kargletscher typisch. Die Felsfenster beeinflussten die Strömungsrichtung und Formgebung des Eises. Wiederholt wurden diese bei den kleinen Halten und Vorstößen von 1896 und 1920 zangenförmig umfahren, wobei die Fließrichtung des Eises ganz entgegen die allgemeine Hauptstoß-

richtung des Gletschers von 1850 gerichtet war. An den rasch ausapernden Felsbarrieren kam es wiederholt zu Eisstau, zur Lostrennung einzelner Eispartien und Neubildung des Gletscherrandes. Krebscherenförmiges Umgreifen der Felsfenster zur Zeit der Vorstöße und Begradigung des Eisrandes in den folgenden Abschmelzjahren lösten sich hier ständig ab. Heute hat sich der Gletscher auf die Berebnungsfläche des Firnfeldes zurückgezogen. An keinem Beispiel tritt der reliefbedingte Eiszerfall bei Karlgletschern in der Karstlandschaft so deutlich in Erscheinung. Nur mehr 37 Prozent der Fläche des Standes von 1855/56 sind erhalten. Diese Tatsache weist hier sehr deutlich darauf hin, daß der Gletscher auf der Berebnungsfläche der Firnmulde bei gleichbleibendem Klima der raschen Auflösung entgegengeht.

Der überponierte Edelgrieggletscher, früher als „Toter Knecht“ bezeichnet, hat sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts flächenmäßig nur wenig verändert. Trotz starker Sonnenbestrahlung blieben 61 Prozent des Areals von 1850 erhalten. Dabei fehlt diesem Gletscher eine Firnmulde. Er ist der einzige Gletscher des Bundeslandes Steiermark. Als Hänggletscher eng an den Südwandfuß der Koppentarfsteine angeschmiegt, wird er von diesen mit Laminenschnee gespeist. Das Vorsfeld des heute rund 6 ha großen Gletschers entbehrt der Spuren eines mehrphasigen Rückzuges. Der Name „Toter Knecht“ war sehr gut gewählt. Der Gletscher schien bewegungslos, also wie tot, am Wandfuß zu liegen. Die Schneelieferung aus den Koppentarfsteinwänden trägt den Hauptanteil an seinem Bestehen und blieb während der letzten hundert Jahre nahezu konstant. So kam es, daß das Eis jährlich nur 1 m im Mittel rückschmolz. Dieser geringe Betrag wurde von keinem anderen Dachsteingletscher unterboten. Wenn man den Gletscher heute betritt, sieht man, daß er auf Grund des erlittenen Vertikalverlustes seit 1855/56 und der nur geringen Mächtigkeit nicht mehr in der Lage ist, Eis zu bilden. Den Namen „Gletscher“, der nur für ein bewegtes Eisfeld angewendet werden soll, das alle Glazialphänomene typisch ausgebildet hat, trägt der „Edelgrieggfirn“ heute zu Unrecht.

Das in Bergsteigertreisen wohl am wenigsten bekannte Eisfeld der Dachsteingruppe ist der Schneeloch-Gletscher. Neben den kleinen Eisflecken am Hochkalter und Wagmann zählt er zu den nördlichsten Gletschern der Alpen. Er nimmt von allen Dachsteingletschern die tiefste Lage ein. Das Eisfeld erstreckt sich von 2430 m bis 2169 m und besitzt eine tiefe Schneegrenzlage von rund 2350 m. Mit einer Fläche von 26 ha verfügt er heute nahezu nur mehr über die Hälfte des vergletscherten Areals von 1850 (52 Prozent). Daß dieser tiefliegende Gletscher überhaupt noch bestehen kann, ist von verschiedenen Umständen abhängig. Die über 300 m im Mittel das Eisfeld überragenden Felswände des Hohen Kreuzes sowie der Schreiberwand- und Hoßkogelscholle fungieren nicht nur als Schattenspenden, sondern auch als Schneelieferanten, worauf die zungenförmigen Firnlappen hinweisen. Während die Wallmoräne von 1855/56 sehr deutlich ausgebildet ist, läßt sich von den übrigen Rückzugshalten und Vorstößen nur mehr der Stand von 1896 bis 1899 an zwei kurzen Wallstüden nachweisen. Der jährliche Rückzug beträgt 1 bis 2 m im Mittel. Bei weiterer Hebung der Schneegrenze ist auch der Bestand dieses Gletschers in Frage gestellt.

Der zweitgrößte Gletscher in der Dachsteingruppe ist der Große Gosau-Gletscher. Er verfügt mit 146 ha über das größte vergletscherte Areal der westlichen Dachsteingletscher. Die Moränenwälle von 1855/56 sind prachtvoll erhalten. Man steht wie vor einem Modellgletscher. Der schnurgerade Firn des 1850er Walles gleich gegenüber der Adamekhütte ist an Regentagen Ausgangspunkt zahlreicher Erörterungen. Unter anderem versuchte einmal der Bergführer Popf aus Gossern den fremden Touristen spaßhalber zu erklären, daß es sich hier um Schotterreste handle, die beim Bau der Adamekhütte übrig blieben.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts stieß der Gletscher bis zur Spohnpfe 1920 m vor und zog sich seitdem 1350 m weit zurück. Damit gingen 42 Prozent der Fläche von 1850 verloren. Die glazial günstigen Zeitabschnitte von 1876 bis 1880, 1896 bis 1900 und von 1915 bis 1920 sind durch vermehrte Moränenablagerung, durch einen Halt und einen deutlichen 1920er Wall gekennzeichnet. Die Abschmelzbeiträge sind gegenüber dem Hall-

stätter Gletscher absolut und im jährlichen Mittel um das Doppelte erhöht. Der Rückzug vollzog sich infolge Fehlens der Karstwannen nicht so sprunghaft, sondern bei nahezu gleichbleibender Neigung des Gletscherbettes (15°) kontinuierlich. In bezug auf Vorstoß und Rückzug verfügt der Gletscher auf Grund der Unkompliziertheit seiner Gleitbahn über eine größere Amplitude, als der fast doppelt so große Gallsstätter Gletscher. Hier ist wiederum der Beweis erbracht, daß der Karstcharakter der Landschaft auf das Verhalten eines Gletschers bedeutenden Einfluß auszuüben vermag. Heute ist der Gletscher in zwei deutliche Zungen gespalten. Während der rechte Zungenlappen noch gewölbt ist, dünnt der linke schon vollkommen aus und löst sich auf. Das seit 1920 ausgeaperte Felsfenster zerteilt den Gletscher immer mehr. Der günstigen Nordostexposition sowie der bedeutenden Länge der Felsstäme (77,2 Prozent des Gesamtrahmens) und dem relativ hohen Aufragen dieser (228,7 m im Mittel) ist es zuzuschreiben, daß beim Großen Gosau-Gletscher noch 58 Prozent der Eisfläche von 1850 bergletschert sind.

Geht man von der Adamezhütte zur Windleger-Scharte, so berührt man bei dieser Wanderung den Kleinen Gosau- sowie den Nördlichen und Südlichen Torstein-Gletscher. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren der Kleine Gosau- und der Nördliche Torstein-Gletscher noch vereint, während das Eis des Südlichen Torstein-Gletschers durch einen schmalen Moränenkorridor von diesen getrennt war. Auch F. Simonh sprach nur von einer „Torsteingletscherung“. Die Trennung der beiden größeren Gletscher muß in der Abschmelzperiode zwischen 1884 und 1896 erfolgt sein. Vorstöße und Halte wurden im Vorfeld dieser Gletscher nachgewiesen.

Der Kleine Gosau-Gletscher, im stark übertiefsten Karjessel zwischen der Hohen Schneebergwand und dem Torsteinsporn gelagert, besitzt ein Areal von 11 ha. Gemeinsam mit dem Nördlichen Torstein-Gletscher hat er nur mehr 37 Prozent der vergletscherten Fläche von 1850 unter Eis. Auch dieser kleine Karjgletscher zog sich in den Schattenwinkel zurück, der mithelfen wird, sein Abschmelzen in den nächsten Jahren zu verzögern.

Der Nördliche Torstein-Gletscher ist heute 7,3 ha groß. Davon sind 3,4 ha der linken Hälfte mit Moräne bedeckt. Man spricht hier von einer Blockgletscherhälfte. Die starke Schuttlieferung aus den Wänden des Torsteins macht sich auf dem Eis und noch im gesamten Moränenvorfeld durch eine Streu großer Blöcke bemerkbar. Obwohl der Gletscher von Gipfeln überragt wird, die im Mittel 2773 m hoch sind, ist das Kar nach dem Westen offen und der Sonnenbestrahlung sehr ausgesetzt. Der bewegungsarme Gletscher ertrinkt völlig im eigenen Schutt.

Der Südliche Torstein-Gletscher, heute nur mehr 3 ha groß, erlitt einen Verlust von 65 Prozent der Fläche von 1855/56, und damit den relativ größten aller Dachsteingletscher. Die ungünstige Exposition und das geringe mittlere Aufragen des Felsrahmens mit nur 180,2 m beschleunigten sein Abschmelzen und ließen ihn zum heute kleinsten Gletscher der Dachsteingruppe werden. Auch bei ihm sind die typischen Merkmale eines Gletschers nicht mehr ausgeprägt. Eine mächtige Mittelmoräne beginnt das Firnfeld zu spalten. Die Bezeichnung „Gletscher“ ist auch hier besser durch das Wort „Firn“ zu ersetzen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß das Klima der letzten hundert Jahre, am Schwund der Dachsteingletscher betrachtet, eine erbarmungslose und allzu deutliche Sprache führt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts bedeckten die acht angeführten Gletscher noch ein Areal von 1090 ha. Heute sind noch 596 ha oder 54 Prozent der Gesamtfläche von 1855/56 erhalten, eine Fläche also, über die der Gallsstätter Gletscher um die Mitte des 19. Jahrhunderts nahezu allein verfügte (505 ha).

Noch verderblicher für das Bestehen der Karjgletscher in der Karjlandschaft wirkt sich der Vertikalverlust des Eises aus. Die Hohypfenmethode unter Anwendung der Simpfonschen Formel ergab für alle Dachsteingletscher seit 1855/56 einen Massenverlust von rund 482 Millionen Kubikmeter Eis oder 443 Millionen Kubikmeter Wasser. Diese Eismasse würde ausreichen, um eine 12 m hohe und 1 m dicke Eismauer rings um den Äquator zu errichten oder ein säulenförmiges Steigen des Seespiegels der beiden Gosauseen um

600 m zu betwirken. Hält dieser Gletscherschwund weiter an? Wird es allmählich zu einem vollkommenen Eiszerfall und einem Verschwinden der Gletscher im Dachstein und in der übrigen Alpenwelt kommen? Diese Frage kann nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Wie Untersuchungen auch auf dem Dachstein zeigten, gab es zur Zeit des postglazialen Wärmeoptimums, etwa 6000 bis 4000 Jahre v. Chr., keine Gletscher. Es war also schon einmal viel wärmer als heute.

Fest steht, daß mehrere niederschlagsreiche Winter und strahlungsarme, feuchte Sommer notwendig sind, die Firnmulden wieder aufzufüllen, um so die Gletscher als Wasserspender, Stätten alpiner Schulpung und Anziehungspunkte des Fremdenverkehrs zu erhalten.

Literatur

- Simon, F.: Das Dachsteingebiet. — Wien 1895, Verlag Ed. Hölzel, S. 11, 128, 139.
 Simon, F.: Die Gletscher des Dachsteingebirges. — *St. Ber. d. math. naturw. Kl. d. Akad. d. Wiss.*, Bd. 63, Wien 1871, S. 519.
 Böhm, A. v.: Das Karlsfeld einst und jetzt. — *Vorträge d. Ver. z. Verbr. naturw. Kenntn.*, Wien 1903, Jg. XLIII, S. 13, S. 19.
 Pinzl, S.: Beiträge zur Geschichte der Gletscherschwankungen in den Ostalpen. — *Zf. f. Glde.*, Bd. XVII, 1929, S. 100 u. 102.
 Lichteneder, M.: Gletscherbeobachtungen am Karls-Eisfeld (Hallstätter Gletscher) in der Dachsteingruppe im Sommer 1927. — *Zf. f. Glde.*, Bd. XVI, 1928, S. 147.
 Lichteneder, M.: Die tiefliegenden Gletscher der Alpen. (Ein morphologischer Beweis für die postglaziale Wärmezeit in den Alpen). — *Zf. f. Glde.*, Bd. XXVII, 1941, S. 34.
 Moser, R.: Der Hallstätter Gletscher — heute der größte Gletscher der Nördlichen Kalkalpen. — *Ob.-Öst. Heimatbl.*, Jg. 8, S. 1/2, Jnz 1954, S. 103.
 Moser, R.: Hundert Jahre Schwund der Dachstein-Gletscher. — *Zf. f. Glde.*, Bd. III/3, 1956, S. 369.
 Moser, R.: Die Gletscher des Dachsteins im Sommer 1955. — *Zf. f. Glde.*, Bd. III/3, 1956, S. 378—380.
 Moser, R.: Die Bergletscherung im Dachstein und ihre Spuren im Vorfeld. — *Diff. Innsbruck*, 1954, S. 65—91.

Die Karstentwässerung des Dachsteinstockes

Ihre Erforschung mittels Pollenanalyse und Sporentrift

Von A. Mayr

Alle Firnfelder des Dachsteinstockes sind typische Karstgletscher, keiner von ihnen hat daher einen oberirdischen Abfluß. Es gehört zum Zauber einer jeden Bergwanderung im Bereiche dieser Gletscher, zwar von einem dauernden, fernen Rauschen begleitet zu sein, ohne dabei aber oberirdisch größere Wassermassen abfließen zu sehen. Alle Gletscher übergeben bereits innerhalb der 1850er Moräne ihre Schmelzwässer den unterirdischen Entwässerungssystemen. Wo aber kommen diese Wassermassen wieder zum Vorschein?

Da über 60 Prozent des Dachsteingebietes von verkarstungsfähigem, leicht löslichem Gestein, zum allergrößten Teil Dachsteinkalk, aufgebaut werden, sind die hydrologischen Verhältnisse sehr kompliziert. Während die Quellen auf der Südseite durch hochgelegenen Werfener Schiefer zum Austreten gezwungen werden und einen zusammenhängenden Minhorizont bilden, taucht der Dachsteinkalk im Norden infolge Nordfallens der Schichtpakete und Absinkens an Treppenbrüchen tief unter den Spiegel des Hallstätter Sees. Daher münden dort viele Quellen knapp über dem Seespiegel oder sogar unter diesem. Der Waldbachursprung bildet eine Ausnahme, denn er entspringt 3 km vom Nordrand entfernt, also schon mitten im Gebirge. Nach der Quelleneinteilung von S. Stiny gehört er zu den wasserreichen Höhlengrenzquellen. Er ist ein gutes Beispiel dafür, daß eine Höhlenquelle nicht nur an einer undurchlässigen Gesteinschicht austreten kann, denn der Große Waldbachursprung (913 m) wird allein bis zum Seeufer (500 m) von 413 m wasserdurchlässigem Dachsteinkalk unterlagert. Die obertägige Erosion ist hier der Tieferlegung des Karstwasserstroms vorausgeeilt.

Immer wieder tauchte die Frage nach der Herkunft des Wassers der Waldbachquellen auf. Außer einem Zusammenhang mit den Niederschlägen nahm bereits F. Simony eine Speisung dieser Quellen durch die Schmelzwässer der Dachsteingletscher an. Ein Beweis, daß Schmelzwasser der Gletscher bei der Speisung beteiligt sei, konnte aber weder bei den Waldbachquellen, noch bei anderen Karstquellen erbracht werden, die am Fuße bzw. am Gehänge des Dachsteinstockes austreten. Einer Erfassung des Gletscherwassers in Karstgebieten stand bisher die Schwierigkeit entgegen, die gletschergespeisten Quellaustritte von jenen zu trennen, die als Einzugsgebiet lediglich eine periodisch durch Niederschläge beneigte Karstoberfläche besitzen. Da wurde, eigentlich aus Geldmangel, eine pollenanalytische Methode geschaffen, die völlig neue Möglichkeiten wies.

Die Pollenanalyse von Quellwasser —

eine neue Methode zur Erfassung von Gletscherwasser in Karstgebieten

Anlässlich einer Seminararbeit am Geographischen Institut der Universität Innsbruck wurden im Sommer 1948, zusammen mit meinem Studienkollegen Roman Moser und dessen Bruder Rudi Moser, Vermessungen und glaziologische Untersuchungen am Hallstätter und Schladminger Gletscher durchgeführt. Für eine Erforschung der Abflußverhältnisse der Seen im Vorfeld dieser Gletscher mittels Färbungen oder Salzungen reichten leider die Geldmittel nicht aus. V. Bar eschi, der uns in sehr entgegenkommender Weise am Hallstätter Gletscher in die Praxis der von ihm entwickelten Pollenanalyse

von Gletschereis einführte, gab mir die Anregung, eine Reihe von Quellen auf ihren Gehalt an Blütenstaub zu untersuchen, um vielleicht daraus Schlüsse auf die Herkunft des Wassers ziehen zu können.

Bei der Untersuchung von Passatstaub, der auf das Eis des Jungfraugebietes niedergefallen war, stellte Ehrenberg im Jahre 1849 fest, daß sich unter den organogenen Teilen Blütenstaub befindet. 90 Jahre später schuf dann B. Vareschi in siebenjähriger Arbeit die Pollenanalyse von Gletschereis und leistete damit einen wertvollen Beitrag zur Klärung der Gletscherbewegung. Gleichsam in Weiterverfolgung dieser Arbeit ging ich nun daran, dem in den Eisschichten abgelagerten Blütenstaub, der durch die Schmelzwässer in die unterirdischen Hohlräume des Dachsteinstockes gelangt, in den Karstquellen nachzuspüren. Von 1948 bis 1953 wurden an 27 Quellen insgesamt 109 Proben plus fünf Proben am Hallstätter Gletscher entnommen. Die Untersuchung konzentrierte sich dabei im Dachsteingebiet auf den Waldbachursprung. Zum Vergleich zog ich gleichzeitig Quellen aus nichtvergletscherten Gebieten, vor allem den Pießling-Ursprung am Fuße des Warfcheneds und Quellen im Toten Gebirge heran.

Um eine Karstquelle pollenanalytisch untersuchen zu können, muß zunächst der im Wasser triftende Blütenstaub gefiltert werden. Nach anfänglichen Versagern mit Filterpapier ging ich dazu über, größere Wassermengen mit einem Planktonnetz zu filtern. Verwendet wurde ein Kosmos-Planktonnetz aus Seidengaze Nr. 25 mit einer Maschenweite von $57 \times 66 \text{ My}$ ($1 \text{ My} = 1/1000 \text{ mm}$). An sich ist diese Maschenweite größer als der Durchmesser der kleinen Blütenstaub-Arten, doch verhindern kleine Fasern der Gaze das Durchschlüpfen der Pollenkörner. Die Entnahmedauer wurde im Laufe der Zeit von 10 auf 30 Minuten gesteigert, was als durchaus genügend angesehen werden kann. Nach jeder Probenentnahme wurde das Planktonnetz auf das sorgfältigste gereinigt — man kann dazu auch Seife verwenden — und bei jeder neuen Quelle zuerst einige Minuten bei geöffneter Kapsel durchgespült, um zu verhindern, daß die neue Probe durch hängengebliebenen Blütenstaub der alten verfälscht würde.

Wie wir durch die Untersuchungen B. Vareschis am Aletschgletscher und Gepatschjerner wissen, hinterläßt die Blühfolge unserer Pflanzen in den Schichten des Eises eine charakteristische Aufeinanderfolge von Blütenstaub. In den Firnschichten, die z. B. im Winter und Herbst abgelagert werden, finden sich keine oder nur vereinzelte, sekundär aufgewirbelte Pollen in zufälliger Mischung. Entnehmen wir dem Eis dagegen eine im Frühling abgelagerte Schicht, dann gibt es neben den Haselpollen auch viele Erlen-, Birken- und Weidenpollen sowie erste Föhrenpollen. Mit diesen „Geburtszeichen“ kann also auf die Entstehungszeit der Firnschichten (Herbst und Winter, Vorfrühling, Frühling, Vorfrömmmer, Sommer und Spätsommer) rückgeschlossen werden.

Im Schmelzwasser eines Gletschers findet sich zu jeder Jahreszeit Blütenstaub aus allen Blühperioden eines Jahres.

Sehen wir uns nun den Waldbachursprung an, eine Karstquelle, von der wir annehmen, daß sie gletschergespeist sei. fand die von F. Simonh auf Grund von rhythmischen Tageschwankungen angenommene Speijung des Waldbaches durch die Schmelzwässer der Firnselder von den Hochflächen her wirklich statt, dann mußten pollenanalytische Analysen des am Ursprung austretenden Quellwassers ähnliche Ergebnisse liefern wie auf der Zunge des Hallstätter Gletschers.

In der Sommerprobe 6 scheinen Pollen aller Blühperioden auf. In der Herbstprobe 16 sind die Frühblüher Hasel, Erle und Ulme am auffallendsten. Sie sollten zu dieser Jahreszeit eigentlich fehlen, ausgenommen vielleicht die das ganze Jahr über sedimentierenden Erlen. Zur Zeit der Entnahme der Probe vom 27. November 1949 war der obere, im anstehenden Dachsteintal liegende Quellaustritt völlig versiegt. Der Hauptaustritt war jetzt tiefer verlagert und quoll fast auf gleicher Höhe mit dem kleinen Waldbachursprung unter Blockwerk hervor. Auch in dieser Herbstprobe finden wir Blütenstaub aus allen Blühperioden eines Jahres. In einem ähnlichen Zustand, versiegt und verschnett, wurde die Quelle am 26. Februar 1950 angetroffen. Bemerkenswert ist die geringe Zahl

der Koniferen im Verhältnis zu den anderen Baumvollen und das Maximum der Nadelpollen unter allen Proben.

* Tatsächlich enthielt der Waldbachursprung zu allen Jahreszeiten, ja selbst im Winter, wo der Pollenflug fast gänzlich erlischt, Blütenstaub aus allen Blühperioden eines Jahres. Er zeigte damit das gleiche pollenanalytische Bild wie das Schmelzwasser, das auf dem Gaislatter Gletscher gefiltert wurde. Beweiskräftig wurden diese Pollendiagramme aber erst durch das völlig andere Bild, das die Karstquellen zeigten, die kein vergletschertes Einzugsgebiet besaßen.

Neben anderen nur niederschlagsgespeisten Quellen wurde vor allem der Pießlingursprung zu allen Jahreszeiten untersucht, denn er besitzt eine ähnlich starke Wasserführung wie der Waldbachursprung und sein Einzugsgebiet hat gleiche geologische Beschaffenheit (Dachsteinfalt des Warscheneds). Die Zahl der Pollen, die aus dem Pießlingursprung gefiltert wurde, war bei sämtlichen Proben viel geringer als beim Waldbach. Vor allem im Winter war sowohl mengen- als auch artenmäßig eine große Verarmung feststellbar. In einer Winterprobe wurden außer den Sommernachzügler (Nadeln, Fichten) und zwei Kompositen nur noch die Föhren angetroffen, die wegen ihrer geringen Sinkgeschwindigkeit und ihrer in großen Massen produzierten Pollen das ganze Jahr über sedimentieren.

In der Probe vom 29. April 1950 fehlen noch die sicheren Leitpollen des kommenden Sommers. Die Hasel ist sehr stark vertreten; sie hat mit fast 50 Prozent an den Baumpollen Anteil. Die Sommerprobe 103 vom 24. Juni 1951 steht mit 381 Baumpollen an der Spitze aller Proben vom Pießlingursprung, 14 Haselpollen repräsentieren noch den vergangenen Frühling.

Nun noch ein anderes Beispiel aus einem unvergletscherten Gebiet. Eine Probe wurde am 29. Juli 1949 einer ergiebigen Karstquelle im Toten Gebirge entnommen, deren Wassermaßen von der Nordostwand des Kessels herabstürzen, der den Hinteren Lahngangsee umschließt. Die Frühlingsblüher Hasel und Erle fehlen bereits, während von den Spätblühern noch nichts zu bemerken ist. Diese Quelle, mit einem gegen den Elm-Berg zu gelegenen, wesentlich kleineren Einzugsgebiet als der Pießlingursprung, ist damit eindeutig niederschlagsgespeist. Während die zeitlich am nächsten gelegene Probe des Pießlingursprungs, einer Quelle mit großem Einzugsgebiet, noch Frühlingspollen enthält, sind die kleineren unterirdischen Reservoirs der Lahngang-Quelle bereits von ihnen frei geworden. Quellen mit einem kleinen Einzugsgebiet reagieren also rascher.

Fassen wir nun die Ergebnisse der Pollenanalyse des Quellwassers zusammen: Auf Grund der Verschiedenheit des Pollengehaltes lassen sich gletschergespeiste Karstquellen von jenen unterscheiden, die ein unvergletschertes Einzugsgebiet besitzen. Bei den nicht gletschergespeisten Quellen nahm der Pollengehalt besonders im Winter sowohl mengen- als auch artenmäßig ab. Das Auftreten der verschiedenen Pollen-Arten ging parallel mit der Ausblühfolge der Vegetation, hinkte allerdings zufolge der langsameren Entleerung der ausgedehnten Karstspeicherräume nach. Die überwiegende Zahl der Proben unvergletschter Gebiete enthielt keinen Blütenstaub der erst kommenden Blühperioden. Es ließ sich also die Jahreszeit, in der die Probe gefiltert wurde, aus dem Pollendiagramm bestimmen. Beim Waldbach dagegen enthielten sämtliche Proben die vollständige, geschlossenen Blühfolge der Vegetation eines ganzen Jahres.

Außer dem Beweis der Belieferung des Waldbachursprungs durch Schmelzwasser der Karstgletscher des Dachsteinstodes glückte aber auch der Nachweis, daß die Firnfelder in das Ennstal entwässern. Direkt am Fuß der Dachsteinsüdwand, im Bereich der südgerichteten Hochalpenüberziehung, treten als wichtigste Wasserspender die Marbachquellen zu Tage. Werfener Schiefer, z. T. verdeckt durch Moränenmaterial und Gehängeschutt, zwingt das Wasser in ca. 1605 m Höhe zum Austritt und wird damit zur Ursache für die zahlreichen Almen.

Mit den hydrologischen Verhältnissen dieses Gebietes befaßte sich bereits 1897 M. Grollier v. Mildenssee. Ein Teil des Grundwassers soll nach der Meinung dieses Autors vermittlels der Ursprungsbäche der Kalten Mandling zur Enns gelangen. Diese Annahme

wies H. Krebs zurück: „... es ist auch nicht wahrscheinlich, daß viel Wasser seinen Weg nach Süden und Südosten nimmt, weil hier die Grenze gegen die undurchlässigen Schichten bedeutend höher liegt als im Norden.“ Zwei Proben bestätigen jedoch die Meinung Grollers, denn wir haben ein Gesamtjahrespektrum vor uns, in dem besonders die Hafelpollen hervorstechen (Herbstprobe!). Damit sind die Marbachquellen eindeutig gletschergepeifte Karstquellen.

Die Sporenrift

Eine neue Methode zur Erforschung der Karstwässer

Der verschwennderische, natürliche Blütenstaubregen brachte mich im Sommer 1952 auf den Gedanken, selbst Blütenstaub bzw. Sporen dem Wasser beizumengen, um so den Weg und die Geschwindigkeit unterirdischer Karstwasserläufe zu erforschen. Zum Nachweis des Zusammenhanges von Schwinden und Quellaustritten bediente man sich bisher meist der Salzung oder Färbung (Uranin, Fluorescein), in einigen Fällen wurden auch radioaktive Stoffe, ja sogar Heftpilze und verschiedene Bakterienarten als Triftmittel eingespeist.

Ich entschied mich nach mehreren Versuchen, die Sporen des Bärlapps, die als Lycopodiumpulver in größeren Mengen in Apotheken und Drogerien erhältlich sind, als Triftstoff zu verwenden. Diese Bärlappsporen waren dank ihres hohen Fettgehaltes bestens als Zusatzmittel geeignet. Mit Wasser vermischt, blieben sie zum Teil noch nach Wochen wie Plankton in Schwebelage.

Als Hauptmangel haftete den bisher üblichen Salzungen und Färbungen die starke Verdünnung an, die sie in den oft kilometerlangen unterirdischen Karstgerinnen erleiden und die es schließlich unmöglich macht, den Zusammenhang zwischen Schwinde und Quelle zu beweisen. Dabei werden nur in Zeitabständen Wasserproben entnommen. Bei der Sporenrift dagegen bleibt das Planktonnetz, mit dem die im Wasser enthaltenen Sporen wieder herausgefischt werden, dauernd im Wasser. Dadurch wird der Verdünnung des Triftstoffes entgegengewirkt, denn die Sporen werden während der ganzen Verjuchsperiode aus dem Wasser gefiltert.

Am 14. August 1953 wurde der erste Großversuch im Dachstein mit dieser neuen pollenanalytischen Triftmethode durchgeführt. Binnen einer Stunde wurden von einem Rahn aus 8 kg Bärlapp-Pulver in eine etwa 60 m lange Kluft in der Wanne des Hinteren Gosausees eingeführt. Der dabei verwendete 25 m lange Schlauch war bereits im Winter — bei Seetiefstand — in der Kluft verklemmt worden.

Mit Planktonnetzen wurden einen Monat lang die Kesselquellen am Fuß des Karangers, der Einlauf am Vorderen Gosausee, der Brunnbach beim Gosauschmied, der Gosaubach beim Kraftwerk III, der Geigerbach unterhalb Gosauschmied, sowie der Große und Kleine Waldbachsprung kontrolliert. Von diesen sieben Stellen hatten fünf einen positiven Befund, d. h. sie enthielten Bärlappsporen von der Art, wie sie am Hinteren Gosausee eingeführt worden waren. Beim Waldbach wurden 159 Sporen, aus dem Großen Brunnbach 39 Sporen, aus den Kesselquellen 65 Sporen und beim Einlauf zum Vorderen Gosausee 14 Sporen gefiltert.

Durch dieses Ergebnis ist der lückenlose Beweis erbracht, daß das durch die Kluft am Hinteren Gosausee ausfließende Wasser nicht nur in das Gosautal gelangt, sondern sogar in seiner überwiegenden Menge in den Waldbach. Es benötigte für die Strecke Hinterer Gosausee—Waldbachsprung 165 Stunden, floß also mit einer Geschwindigkeit von 0,011 m durch den Karst.

Eine Weiterentwicklung erfuhr die Sporenrift-Methode durch M. Dechant (Graz), dem es gelang, die Bärlappsporen mit verschiedenen Farbstoffen anzufärben. F. Zötl (Graz) hat im Rahmen der alpinen Karstuntersuchungen durch das Speläologische Institut Wien erfolgreich im östlichen und zentralen Dachsteinstock gearbeitet. Dabei

wurden im Sommer 1956 und 1958 jeweils mehrere Schwinden im Plateaubereich mit gefärbten Sporen besetzt und die wichtigsten Quellen rund um den ganzen Dachsteinstock beobachtet. Dank dieser großräumigen, erfolgreichen Untersuchungen, die erst durch die Einführung der Sporenrift möglich wurden, gehört heute das Dachstein-Massiv zu den hydrologisch am besten erforschten Karststöcken unserer Alpen.

Literatur

Mahr, A., Neue Wege zur Erforschung von Quellen und Karstöffnern, Mitteilungen der Bundeshöhlenkommission 1953, S. 90—96.

Mahr, A., Das Hallstätter Trinkwasser, Jahrbuch des o.ö. Musealvereines, 101. Bd., 1956, S. 319 bis 331.

Böttl, J., Neue Ergebnisse der Karsthydrologie, Erdkunde, Archiv f. wissenschaftliche Geographie, Bd. XI, Hfg. 2, Bonn.

Anschrift des Verfassers: Dr. Alfred Mahr, Wels, Eisenbahnergasse 25, Oberösterreich

Nebelreigen um die Dachsteinsüdwand

Von Kurt Maiz

Es hat aufgehört zu regnen, aber die Nebel hängen tief und schwer. Ich wandere langsam von der Austraiahütte gegen die Dachstein-Südwandhütte. Manches Jahr ist verstrichen, seit ich zum letztenmal diesen Weg gegangen bin. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Wege, auf denen man in der Jugend hundertemale geschritten ist und jeden Stein, jeden am Rand stehenden Strauch kannte, sich im Erinnerungsbild verändern. Sie scheinen länger oder kürzer, steiler oder sanfter, je nach der Verfassung, in der man sich befindet. Der Gang von der Austraiahütte zur Südwandhütte war mir vertrauter als je eine Gasse oder Straße der großen Stadt, in der ich geboren war. In der Jugend hielt ich es immer für einen Irrtum, daß Wien mein Geburtsort war und nicht die Ramsau am Fuß der Dachsteinsüdwand. Der Beruf und das Alter werden fesselten mich immer mehr an die große Stadt und auch die leichte Mühe, die mir nun das Bergaufgehen und das Tragen des Rucksackes machen, verraten mir, daß ich ein zur Zeit untrainierter Städter bin.

Beim Zaunüberstieg über der Strubeben unter der Walcher-Schafalm komme ich selbst in den Nebel. Ich weiß, daß etwa 150 Meter weiter, mitten zwischen Erlerbüschchen, ein zweiter Überstieg kommt. Zwischen den beiden Zäunen ist das steilste Stück des Weges. Nicht wirklich steil. Aber seinerzeit mußten wir immer, wenn wir schwer beladen emporgingen, daß nach dem zweiten „Überstieg“ die Plage zu Ende war. Wir haben nie die Schritte gezählt.

Ich zähle auch heute nicht. Ich gehe nur mechanisch, mit gesenktem Kopf, da man bei dem Nebel ohnedies nichts sieht. Ist der Nebel schuld, daß ich nicht froh sein kann? Daß mich die Erinnerung an die tausend schönen, glücklichen Stunden, die mir das Land um die Dachsteinsüdwand bescherte, nicht heiter macht? Die Erinnerung ist noch nicht da. Sie pocht nur an die Tür des Panzers von Ärger und Sorgen des Alltags, mit dem sich meine Seele umgeben hat. Ich mag dieses Pochen nicht. Es klingt wie ein wehmütiger Trommelschlag: „Vorbei, vorbei . . .“ Es stimmt meine Gedanken in Woll. Habe ich überhaupt Gedanken? Ich gehe im Nebel mit gesenktem Kopf, mißmutig, mit mir selber nörgelnd.

Und dann bleibe ich plötzlich stehen. Nicht weil ich müde bin. Ich weiß nicht, warum ich stehen bleibe und den Kopf hebe . . . Da sehe ich unmittelbar vor mir den zweiten Überstieg. Es ist völlig sinnlos, ja verrückt, daß ich plötzlich heiter, fast ausgelassen fröhlich bin. Das Überstieg! Nie habe ich die Schritte gezählt. Aber die Beine wußten die genaue Schrittzahl. Sie blieben einfach stehen, weil es Zeit ist, über den Zaun zu steigen. Auch wenn der Kopf gesenkt und Nebel war. Die Erinnerung ist plötzlich da, nein, sie ist Gegenwart, selbstverständliche Gegenwart. Ich gehöre hierher wie eh und je. Die Beine blieben stehen. Ein großartiger Spaß.

Schneller wird mein Tempo. Die Lungen atmen freier. Ich kann es kaum erwarten, höher zu kommen. Jetzt höre ich rechts von mir ein Rauschen. Das ist das Wasser, das aus der unteren Schwadering kommt. Ich gehe noch immer in grauem dichtem Nebel. Und trotzdem sehe ich jede Falte der Felsen, auf die das Wasser schwarze Streifen zeichnet. Auf besonnte Felsen. Ich weiß auch, wie das Land ausschaut, durch das ich schreite. Unendlich weit geht der Blick nach Westen, findet erst an den glänzenden Firnen der Hohen Tauern Begrenzung. Lustig thront über der Bachleralm der Fegel des Köthelsteins. Und vor mir die herrlichen Südwände. Freilich, ihren Fuß kann man von hier nie sehen, da sind Schönbüchel und Zughäls davor. Und die Dirndln sind vom Scheiblingstein verdeckt.

Aber gleich wird die ganze Mauer in ihrer Pracht und Wucht unmittelbar vor mir aufragend, wenn ich auf der Terrasse der Südwandhütte stehe.

Wanderung im Nebel. Der Nebel wird immer wieder vergehen. Aber die Berge bleiben und die Schönheit. Morgen schon werde ich das wirklich sehen, wiedersehen, was mir die Erinnerung in das trostlose Grau des Nebels zaubert. Trostlos? Nichts ist trostlos für den, der heimkommen darf. Die letzten Meter zur Hütte laufe ich fast. Da ist das Türli der Hüttenumzäunung. An Stelle des alten Verschlusshakens ist jetzt eine Kette. Ich löse sie. Aber die Tür geht nicht auf. Sonderbar, warum geht die Tür nicht auf? Es braucht eine Zeit, bis ich darauf komme, daß die Tür nicht mehr nach innen, sondern nach außen zu öffnen ist. Auch darüber muß ich lachen: Der verlorene Sohn, der nicht mehr durch den Gatter des heimatischen Hofes findet, weil die Öffnungsrichtung geändert wurde.

Ich betrete die Terrasse, gehe an den Fenstern der Gaststube und der Küche vorbei, gewohnheitsmäßig um das Eck, wo man die Südwände zum Greifen nah vor sich hat. Heute ist Nebel, ich sehe die Wand in Wirklichkeit ebensortenig wie die Hohen Tauern am Horizont. Aber ich habe das Gefühl, daß von den Wänden her eine eigene Luft weht, die stark macht und jung.

Ich schaue eine Zeitlang in das Grau. Der Nebel rührt sich nicht. Ich bin auch nicht zum Träumen aufgelegt, und wende mich um, will wieder um die Ecke zum Hütteneingang. Um die Ecke . . .

Hier ist die Hüttenkante. Die „Südwestkante“ der Südwandhütte. Die Erinnerung entzündet lustige Lichter. Als ob es gestern gewesen wäre, nicht vor 30 Jahren. Bernhard Berner, Otto Feutl und ich „bewarten“ uns um die Kante. Sie war garantiert noch unbesiegen. Wer konnte das besser wissen als Bernhard, der Erbauer und erste Bewirtschafteter der Hütte? Schon der Einstieg war ein Problem: Ein Mörtelgriff, mit Daumen und Mittelfinger zu umklammern, die andere Hand an der Kante selbst, schräger Zug zum ersten „Kletterschuhsohlenrandstand“ für den rechten Fuß, zum „Mörtelreibungsstand“ für den linken Fuß. Jede künstliche Erleichterung, wie Griff- und Trittaustragen war streng verboten. Wir waren „überorthodox“. Hier war auch noch uraltes Bergsteigerland, in dem ein Steiner Jürg lebende Legende war und nicht Hans Dülfer. Und der Lebensauffassung des Jürg entsprach ein „Abseilkloben“, der „menschliche Steigbaum“ und allenfalls ein Wurfanker im Stil Georg Winklers mehr als ein Fiechthaken: Im Zeitalter Kosi von Kossis und Emil Solleders schlug ich meine ersten Mauerhaken noch mit — Steinbrocken ein.

Also wir wollten die Hüttenkante „by absolutely fair means“ bezwingen. Wer als erster mit einer Hand das Holz des Daches berührt, sollte Sieger sein. Bernhard, der Felsenmeister, kam bis wenige Handbreit unter das Dach, dann kletterte er wieder ab. Otto kam ebenso hoch. Auch er stürzte nicht und kletterte in seiner ruhigen Art wieder ab. Ich war der Jüngste. Mich kümmerte nicht der Abstieg, nur das Dach. Und ich schlug mit der flachen Hand auf das Dachholz. Der Triumph des Siegers endete in unfreiwilligem Absprung.

Da stehe ich also wieder unter der Hüttenkante, schaue mißbilligend auf die glatten, speckigen Tritte und Griffe, die „Epigonen“ ausgehauen haben. Trotzdem fucht es mich in den Fingerspitzen. Ich versuche die Kante. Die Sohlen meiner Schuhe sind durch den langen Aufstieg lehmig verschmiert. Also wieder zurück, die Sohlen trocken gerieben. Es geht aber trotzdem sehr mühsam. Nur zentimeterweise komme ich höher. Auf diesen glatten Tritten steht man schlechter als seinerzeit auf den winzigen Raufigkeiten. Übermäßig scheint mir die Beanspruchung der Fingerspitzen. Der Dachrand ist noch gut einen Meter über mir. Werde ich ihn erreichen? Absprung? Mit fünfzig springt man nicht mehr so leicht vier Meter hinunter wie mit zwanzig. Was fucht auch schon ein Fünfzigjähriger auf einer Hüttenkante?

Habe ich laut gedacht? Deutlich höre ich eine Stimme: „Se Vater, tußt dort oben Schwammerl suchen?“

Es ist eine helle Jungenstimme. Ich schaue hinunter. Da stehen drei solche Kerle, vielleicht achtzehn, zwanzigjährig und grinsen unverschämt. Ein Sommersprossiger mit Strohbüscheln als Haaren, ein Hafennasiger und einer mit einem Pferdegebiß wie der Filmtomiker Fernandel.

„Supf aba, wir fangen di' auf!“, tröstet die Hafennase.

Wenn man auf sicherem Boden steht, kann man vor der Jugend den erfahrenen, respektgebietenden Bergsteiger spielen. Wenn man aber in die Domäne der Jugend einbringt und im Nebel allein auf eine lächerliche Hüttenkante steigt, hat man den Spott zu erdulden — oder sich zu bewähren. Ich versuche nicht mehr das Dach zu erreichen. Ich springe auch nicht ab. Bevor noch meine Beine „Nähmaschine treten“ und die Finger „Klavier spielen“ klettere ich ab. Es ist schwer, nicht zu rutschen, aber es gelingt.

„Na, a bissel geh't's ja noch“, anerkennt Fernandel.

„I hätt g'wett', daß Sie a Köpflerpartie machen, Vater. I hätt' verspielt“, lobt der Sommersprossige.

„Die Kanten is zu extrem für an Spaziergänger. Aber für an Wanderer fans' recht begabt“, versichert die Hafennase gönnerhaft.

Ich muß lachen über die Art, mir unerbetene Komplimente zu machen. Das „Sie“ ist wieder an Stelle des vertraulichen „Du“ getreten. Der Kern fällt mir ein: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.“ Solange er auf dem Dach sitzt, kann man ihn schwerlich respektvoll mit „Sie“ anreden. Erst wenn er wieder auf den Boden kommt. Bei einer Hüttenkante ist der Fall noch krasser.

Es sind nette Kerle, die drei. Ich bin durchaus nicht beleidigt und — o unsterbliche Eitelkeit — sogar etwas stolz, von der Kante keine „Köpflerpartie“ gemacht zu haben. Verjöhnlich beginne ich ein Gespräch.

„Seid ihr Südwandler“.

„Wir wollen gern morgen gehen, wenn das Wetter gut wird.“

„Welchen Weg?“

Jetzt grinst Fernandel unverschämt: „Was sagt Ihnen denn der Name, Sie verstehen doch nix davon.“

Ein anderer verbessert ihn: „Was weißt denn Du? So a Nebelgeist, der allein auf der Hüttenkanten herumtragelet, is vielleicht der Rübezahl vom Dachstein, der alles kennt.“

„Wir wollen in die Dirndlsüdwand“, erklärt der Hafennasige.

„Auf dem alten Pfannlweg?“

Da lacht der Sommersprossige: „Na, na, mei lieber Herr. So an Schotterhatscher gehn wir nicht. Das is a Tour für Lamsteder . . .“

Jetzt werde ich ernstlich zornig: „Was für eine dumme Rede. Freilich ist der alte Pfannlweg nicht schwer für gute Kletterer. Aber wieviele haben sich im Nebel in der Wand verhaut, sind zulezt in ganz schweres Gelände gekommen, haben bivakieren müssen, einige sind tödlich abgestürzt. Man muß schon ein guter Bergsteiger sein, um bei Nebel durch die alte Dirndlsüdwand zu finden. Auf so eine Kante“ — ich deute auf die Hüttenkante — „kann jeder Idiot steigen!“

Fernandel lächelt freundlich: „Beruhigen Sie sich, lieber Herr. Ich geb' schon zu, daß auf die Hüttenkanten Idioten steigen, vor allem im Nebel, wenn s' net aufsitzen. Vielleicht haben S' selber amol den Pfannlweg g'macht und haben bivakieren müssen. Aber wir wollen die direkte Dirndlwand machen.“

Ich frage: „Den Bernerweg? Die Goedel-Steimer-Schlucht?“

Der Blonde heutelt energisch den struppigen Kopf: „Die direkte hab i g'sagt. Die Kanten . . .“

„Die Mair“, ergänzt die Hafennase.

„Nennen Sie die auch, Herr Literaturprofessor?“

Nun muß ich wieder lachen: „Ja, die kenn ich auch. Ich muß Euch enttäuschen, ich habe auf der Pfannlroute nie bivakiert und die Kante hab ich auch gemacht.“

Da grinst der Sommersprossige unverschämt: „Welche Kantten? Die von der Hütte oder die vom Dirndl?“

„Beide“.

„So? Und wann haben S' denn die Dirndlwand g'macht?“, fordert mich Fernandel heraus.

„Am 9. September 1929.“

Das Lachen der Burschen klingt nun wie Hohn über meine offensichtliche Aufschneiderei: „Da ist die Tour noch gar nicht g'macht g'wesen. Da müßt der Maiz ja heute schon ein alter Mann sein. Drin im Führerstückl hängt ja a Bild von ihm, wie er auf einem Felsen krazelt. Ein junger Bursch in kurzen Lederhosen.“

Die Hafennase hat den „Radio Radiis“, den Dachsteinsführer, herausgezogen, blättert: „Na, wir werden es ja gleich haben — da stehts . . .“ Er liest vor: „Einen neuen, vom Goedelweg vollkommen abweichenden, die Dirndlschlucht vermeidenden, unmittelbar in der Gipfelfalllinie über die Südwand führenden, äußerst schwierigen Anstieg begingnen Kurt Maiz und Wolfgang Höfler am 9. September 1929.“

Er starrt mich mit offenem Mund, nicht sehr geistreich, an.

„9. September 1929? — San Sie vielleicht der Herr Höfler?“

„Nein, ich bin der junge Bursch in kurzen Lederhosen. Die Aufnahme wurde im Jahre 1928 auf dem Dirndlwestgrat gemacht.“

Die drei jungen Kletterer schauen mich noch immer etwas ungläubig an. Dann fährt sich der Sommersprossige durch die verstrubbelten Haare, grinst verlegen, bemerkt dann tiefsünnig: „Sie haben sich aber stark verändert. Entschuldigen S', Herr Maiz, daß wir zu Ihnen Vater g'ragt haben, daß wir g'lacht haben. Und das vom Rübbezahl haben wir net so gemeint.“

Zögernd streckt er mir die Hand entgegen. Ich schlage herzlich ein: „Vater und Rübbezahl find keine Beleidigungen, Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen.“

Die Hafennase sagt:

„Erzählen S' uns was, Herr Maiz, bei dem Wetter können wir heut eh nix machen.“

„Was soll ich Euch denn erzählen? Von der Wand? Von den Menschen?“

„Was Sie wollen, wie es Ihnen grad einfällt“, meint die Hafennase. Aber Fernandel, der wichtigste der Drei, hat eine andere Idee:

„Sie kennen doch jeden Stein in der Wand. Wenn der Nebel ein Stückel Felsen freigibt, dann erzählen S' uns, was Ihnen dabei einfällt.“

Das ist allerdings ein origineller Gedanke. Nur zweifle ich, daß mir immer etwas einfallen wird. Aber ich gebe nickend meine Zustimmung. So warten wir gespannt, wie Zuschauer in einem Theater, bevor der Vorhang aufgeht.

Der Nebel wird lichter. Er beginnt sich zu bewegen. Ein dunkler Fleck wird sichtbar, nimmt Gestalt an. Ein Stück Fels.

„Die Südwand kommt heraus“, sagt der Sommersprossige.

Wir starren wie gebannt auf das Nebenspiel. Dann schüttle ich den Kopf: „Nein, das ist noch nicht die Dachsteinsüdwand. Das ist der Mitterstein, ein unwesentlicher Felskopf zwischen Hundstiefe und Zoagen — so heißen die Schuttfelder am Fuß der Wand.“

„Fällt Ihnen auch beim Mitterstein eine Geschichte ein?“

Ich lache: „Ja — ein Sauschwanzl.“

„Wie? Aber das kann doch keine alpine Geschichte sein.“

„Ich soll doch erzählen, was mir einfällt.“

Die Geschichte vom Sauschwanzl. Die Geschichte des Dicken in der Südwandhöhle. Unter dem Mitterstein ist der Eingang in die Südwandhöhle. Die ist freilich nicht so berühmt wie die Dachsteinhöhlen bei Obertraun. Aber ein wilder Schluß, in dem man unterirdisch gehen, kriechen und klettern muß, um zuletzt, nach etwa einer Stunde, in den „Dom“ zu gelangen. Sogar etwas Eis findet man in der Höhle. Oft waren wir in ihr bei Regen-

wetter. Es war stets ein wildromantisches Erlebnis. Als junger Bursch kletterte ich einmal allein, mit einer Fackel zwischen den Zähnen, durch einen unterirdischen Kamin hoch empor, um die Quelle eines Wasserfalls zu finden. Das Wasser kam gut zwanzig Meter senkrecht über dem Höhlenboden durch ein fast kreisrundes Loch. Ich war sehr stolz auf meine Entdeckung. Da fand ich neben der Quelle auf schmalem Felsvorsprung einen mit einem Stein beschwerten Zettel. Darauf stand: „Franz Steiner, Dezember 1906.“ Der unterirdische Kamin war also keine Erstbesteigung von mir. Meistens waren es Einheimische, Ramsauer, die die Höhle durchforschten. In meiner Jugend nahm mich Bernhard Berner oft mit, wenn er eine Höhlenführung unternahm.

Einmal kamen zwei Herren aus Graz. Trotz ihres „würdigen Alters“ von etwa 50 Jahren waren sie hell begeistert von Bernhards Vorschlag, das schlechte Wetter in der Höhle zu vergessen. Da gab es nur ein Bedenken. Einer der Herren war außerordentlich dick. Mindestens 120 Kilogramm. Sein rundes, sympathisches Gesicht mit der Stupsnase erinnerte an ein lachendes, freundliches Schweinchen. Das Gesicht und die Freundlichkeit wären kein Hindernis gewesen. Aber der Leibumfang des Guten. Wie soll er durch das „Windloch“ kommen? Man muß in der Höhle etwa zehn Meter schlangenartig durch einen ganz engen, niederen Stollen kriechen. Auch wir Schlanke und Jungen hatten das Gefühl, stecken zu bleiben, als wir zum erstenmal durch den Miniaturtunnel krochen, durch den stets der Wind heulte.

Wir wagten trotzdem den Versuch mit dem Dicken.

Zuerst kroch Bernhard durch das Loch. Dann kam der Dicke. Um seine Brust war ein Seil befestigt, das zu Bernhard führte. Bernhard zog. Ich kroch hinter dem Gast und schob. Der Dicke hatte seine Arme vor sich ausgestreckt, hielt das Seil umklammert. Der Boden des Windlochs bestand aus feinem Sand. Es war keine Gefahr, daß böse Steine etwas von dem kostbaren, hochgezüchteten Bauch wegschleuerten. Zentimeterweise kamen wir vorwärts. Etwa halbwegs im Stollen bekam der Dicke Platzangst. Er glaubte festzustocken. Er steckte auch fest. Aber nur, weil er versuchte, sich etwas aufzurichten. Er preßte dabei sein mächtiges Hinterteil gegen die Stollendecke. Gegen dieses Hindernis war sogar Bernhards Bärenkraft machtlos. Da zog ich einfach die Beine unseres Schützlings nach hinten, die hindernde Rundung senkte sich. Die Fahrt ging weiter. Nach wenigen Minuten schon stand der Wadere wieder aufrecht im fackelbellichten Höhlengang, atmete tief und lachte so freundlich, daß wir überzeugt wurden, nichts mache einen Menschen sympathischer als leichte Ähnlichkeit mit einem Schweinchen. Unser Dicker kletterte unerschrocken über den unterirdischen Überhang hinunter, querte über Schlünde und Spalten, erreichte mit uns die große Halle, den Dom . . .

Beim Rückweg durch das Windloch ließ er sich willig und widerstandslos ziehen und schieben. Der ganze Transport dauerte kaum mehr als eine Minute. Eine halbe Stunde später hatten wir den Ausgang erreicht. Das Mittagessen auf der Südwandhütte wurde in ausgelassener Stimmung eingenommen. Es gab natürlich Schweinsbraten. Auf der Bernerhütte der Neustadtalm war abgestochen worden. Das lieferte uns nicht nur den köstlichen Braten. Es verschlug auch das Sauchwanzl in die Küche der Südwandhütte.

Von dort war es plötzlich verschwunden. Aber es wurde nicht lange gesucht. Wer sucht schon lange ein Sauchwanzl? Wir begossen unsere Höhlenwanderung noch mit ein paar Viertelrn und waren in bester Stimmung, als sich unsere Grazer Freunde verabschiedeten. Es regnete noch leicht und der Dicke zog seinen Habelock an. Und siehe — das Sauchwanzl war wieder da. Es hing hinten am Regenmantel des Dicken. Dabei ein Zettel, mit einer Sicherheitsnadel befestigt: „Dem tapferen Bezwinger des Windlochs.“

Wir lachten sehr. Auch der Dicke lachte, ahnungslos, freundlich.

Das Sauchwanzl blieb am Mantel. Auch die Leute am Bahnhof Schladming lachten. Und der Dicke freute sich, daß die Leute so freundlich waren. Auch auf dem Grazer Hauptbahnhof gab es viele freundliche Leute. Erst zu Hause merkte unser Freund die Ursache der allgemeinen Heiterkeit. Jetzt lachte er selbst, daß ihm die Tränen kamen und er fast erstickte. Er schrieb uns eine fröhliche Karte . . .

„Ich hätt' mich darüber geärgert“, meint der Sommerprossige.

„Du bist ja auch blöb und der Dicke war gscheit“, grinst Fernandel.

Der Hafennase aber meint: „Ihre Geschichte vom Sauschwanzl war ja recht lustig. Aber wir möchten von Ihnen doch lieber Bergsteigererlebnisse hören.“

„Da!“, ruft der Sommerprossige, „da ist wieder ein neuer Felsen!“

Der Rebel hat sich weiter gehoben. Ein Felsporen wird sichtbar, der im Schutt ansetzt und sich nach oben in steiler, senkrechter, rötlicher Wand verliert.

„Das ist der Einstieg zur Goedeltroute durch die Dachsteinsüdwand. Sie wurde im September 1919 zum erstenmal durchstiegen. Neun Jahre später habe ich die Zweitbegehung gemacht ...“

„Das ist aber eine ganz unbekannte Tour. Erzählen Sie uns lieber von etwas anderem, berühmterem, Herr Maiz ...“, fordert der Hafennase.

Ich schaue den Burschen lange an. Er wird leicht verlegen und unsicher. Dann frage ich: „Gehst Du für Dich in die Berge? Oder um mit berühmten Namen zu prohen? Die großen und bleibenden Erinnerungen kommen nur vom eigenen Erlebnis, nicht von dem, was die anderen dazu sagen. Das Erlebnis muß schön sein oder abenteuerlich oder harmonisch. Der unbekannt Berg, die unbekannt Wand schenken uns oft viel mehr als eine Modetour. Die Goedeltroute durch die Dachsteinsüdwand ist eine der schönsten Fahrten im Dachsteingebiet. Sie ist schwerer und länger als der Steinerweg. Auch sie wurde von Georg Steiner, dem berühmten Birg, geführt. Dr. Alfred Goedel, der Arzt und Bergsteiger, hat mit ihm viele schöne und wichtige Erstbesteigungen gemacht, die gewaltige Südschlucht der Dirndln, die schwere Südwand der Türkspitze, die Südostrand des Koppentkarsteins. Hier in der westlichen Dachsteinsüdwand war noch der Führer-anwärter Mathias Mayerhofer als Träger mit. Auwirt Hiasl hieß er in der Ramsau ...“

Der Sommerprossige zuckt verächtlich die Schultern.

„Was? Mit zwei Führern ist der Dr. Goedel gar gegangen? Führertouren zählen doch gar nicht so wie die von Führerlosen. Bergführer gehen doch nur, um Geschäfte zu machen. Das hat doch mit Bergsteigen nichts zu tun.“

Ich müßte eigentlich recht böse werden auf die Überheblichkeit des Burschen, sage aber ganz ruhig: „Und wie ist es bei Rettungs Expeditionen? In schweren Wänden? Dann sind die Bergführer gut genug?! Wenn sich Kletterer versteigen, einem Wetterumschlag nicht gewachsen waren oder ihr eigenes Können überschätzen — dann rücken die Bergführer aus. Ich will Euch nicht kränken. Ihr seid bestimmt sehr gut, vor allem auch geübt in der modernen Technik. Aber trotzdem kann jeder von Euch bestimmt noch viel lernen von den Bergführern. Wahrscheinlich werdet Ihr manche Dinge nie lernen, die für Bergführer selbstverständlich sind.“

Da begehrt die Hafennase auf: „Was meinen Sie damit?“

„Ihr kennt Wände und Wandstellen. Die Führer aber kennen den Berg und alles, was zum Berg gehört. Das Wetter, den Stein, den Schnee ... Die Bergführer werden sich kaum je überschätzen. Sie behalten immer noch eine Reserve an Kraft für sich.“

„Aber Sie waren doch auch ein Führerloser, Herr Maiz, und jetzt reden Sie wie ein Führertourist.“

Ich denke nach, versuche in Worte zu fassen, was ich als Führerloser den Bergführern zu danken habe.

„Einen Großteil meiner Kindheit und Jugend habe ich in der Ramsau verbracht. Wenn ich auch als Alleingänger oder mit einem gleichgestimmten Freund die ersten Schritte im schwierigen Berggelände getan habe, waren doch die guten Ramsauer Führer mein Vorbild. Ich wollte eigentlich kein 'Extremer' werden. Ich wollte so sicher werden wie die guten Führer. Die Berwegenheit eines Steiner Birg, die Verlässlichkeit und ruhige Meisterschaft eines Berner — das waren die Ideale meiner frühen Bergsteigerjugend. Es ist ganz unmöglich, von den Dachsteinwänden zu erzählen, ohne von den Ramsauern und von den Ramsauer Führern zu reden. Wir stoßen auf Schritt und Tritt auf ihre Leistungen, die oft wirkliche Pioniertaten waren.“

Stellt Euch einmal die Hünerscharte vor, über die heute der versicherte Normalweg von Süden auf den Dachstein führt. Aber ohne Eisenstifte, Drahtseile und ausgehauene Tritte . . . Im Urzustand war die Hünerscharte bestimmt nicht leicht. Der alte Aluwirt, der Johann Schrempf, vulgo Auhäusler, hat etwa um das Jahr 1870 einmal Gamsen in die obere Schwaderinge verfolgt. Da sah er, daß das ganze Rudel nach oben durch die Hünerscharte entfloß. Der Auhäusler stieg den Gamsen nach, erreichte den Gletscher. Die Gamsen hat er nicht mehr ertwischt, aber den Ramsauer Führern einen neuen Weg von Süden her auf den Dachstein erschlossen.

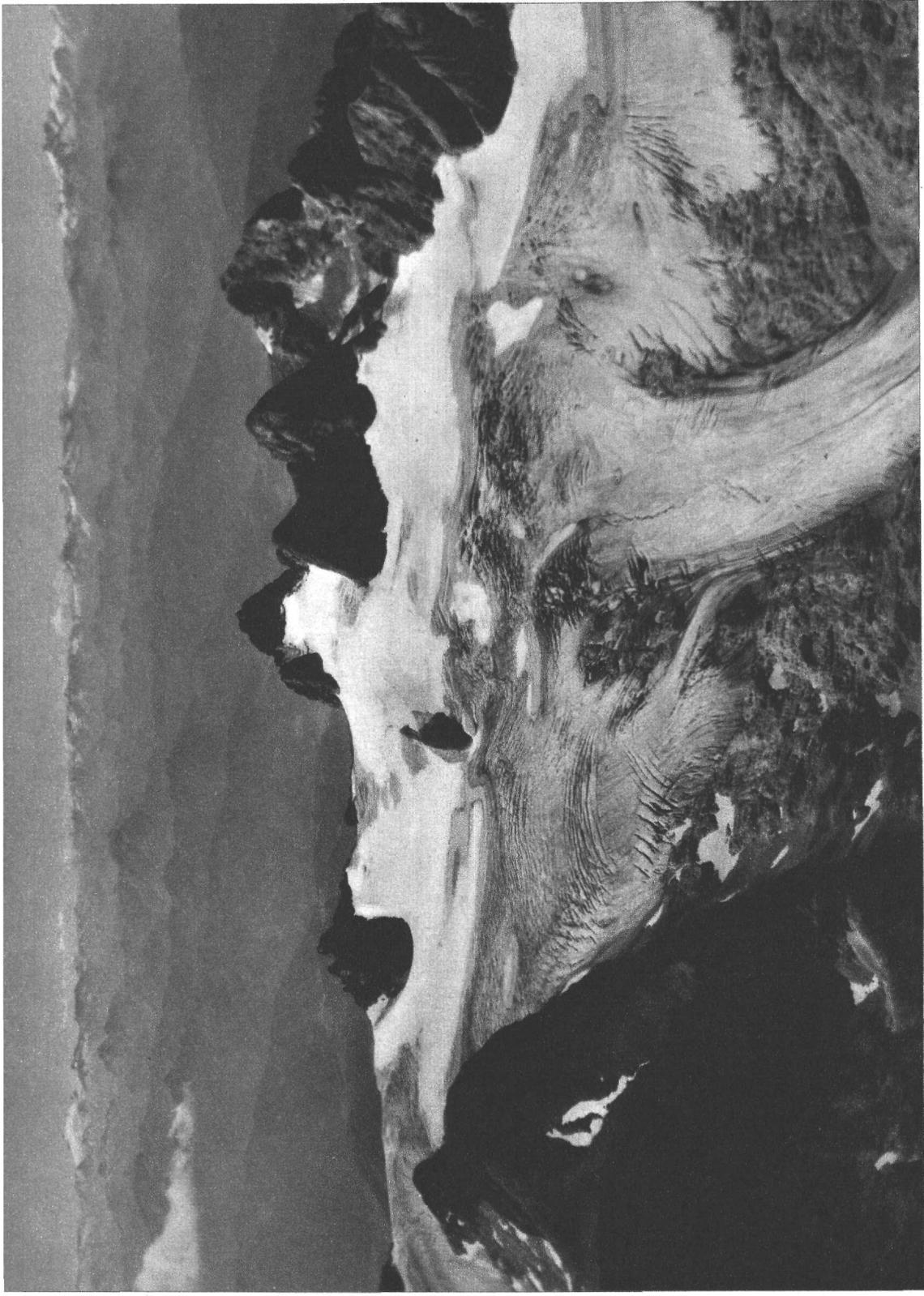
Der Auhäusler und der lange Steiner Hans, der Vater von Franz und Virg, die dann 1909 die gerade Dachsteinsüdwand erstmals ersteigen sollten, dazu noch der Anaus Franz, der stärkste Mann der Obersteiermark — diese Drei waren schon in der Frühzeit des Alpinismus ganz hervorragende Bergführer. Als Wülbere kannten sie jeden Winkel ihrer engeren Heimat und das Klettern hatten sie von den Gamsen gelernt. Auhäusler und Steiner haben 1879 nicht nur die Erstbesteigung der Großen Bischofsmütze gemacht. Im gleichen Jahr gelang ihnen die Erstbegehung des oberen Windlegergates auf den Torstein mit Dr. Karl Blobig und Professor Robert von Vendenfeld.

Überhaupt der Torstein. Noch steckt er im Nebel, aber er ist der schönste Berg, der wichtigste. Man könnte glauben, er wäre der höchste des Dreigestirns Dachstein — Mitterspiz — Torstein.

Er wurde schon 1819 auch von einem Einheimischen, dem Schladminger Jäger Jakob Buchsteiner, erstmals bestiegen. Und der Filzmooser Bauer Peter Gappmayer stand 1832 als erster auf dem Hohen Dachstein und auf der Kleinen Bischofsmütze. Und in dem so wichtigen Jahr 1879 versuchten Auhäusler und Steiner schon durch die Dachsteinsüdwand zu kommen . . ."

„Durch die Südwand?“

„Ja, durch die Südwand. Sie stiegen von unten her auf das sogenannte ‚Dach‘, über das jetzt der Steinerweg emporführt. Vom Westgrat her querten sie über die ungeheuer ausgefetzte Rampe in jenen Wandteil, durch den heute der Anstieg Goedel-Steiner leitet. Dr. Goedel stieg mit seinen Führern dort hinauf, wo vierzig Jahre früher Virgs Vater mit Auhäusler versucht hatte. Und der zweite Begleiter Dr. Goedels, der Mayerhofer Mathias, stand an Kletterfertigkeit dem Virg kaum nach. Er wäre bestimmt ein bekannter Bergführer geworden, wenn er nicht — wenige Monate nach der Erstbesteigung der Goedelroute — drüben am „Stein“ — oberhalb des Höllgrabensees von einer Lawine verschüttet worden wäre. Aber seine Brüder waren ebenso gut: Der Hans, der allein über den Steinerweg stieg und mit Dr. Anaus und den Brüdern Dobiasch einen neuen Anstieg durch die Rauchfarnwand des Torsteins fand; der Heiner, ein tüchtiger Südwandführer, der auch zahlreiche Menschen aus Bergnot gerettet hat; der Fritz, einer der kühnsten Bergführer und Kletterer des Dachsteins, der mit Richard Berner und Karl Baminger einen neuen unmittelbaren Durchstieg in der Torstein-Südwand fand, die Zweitbegehung unserer Dirndlwand machte und der dritte in der Goedelroute der Dachsteinsüdwand war. Und weil den Mayerhofischen das Klettern im Blut lag, stieg der Bruder Toni, kein Bergführer, sondern Bauer und Gastwirt, ebenfalls oft durch die Südwand und auch die Schwester Hedwig hat mehrere Male den Steinerweg gemacht . . . Die Steiners und Mayerhofers waren nicht die einzigen berühmten Bergführerfamilien in der Ramsau. Da waren die Simonlehners, unter denen Florl und später der tragisch verunglückte Hans in die erste Klasse aufrückten. Vor allem aber die Berners. Bernhard und Richard. Ich lernte Bernhard als Leiter der großen Rettungs Expedition in der Südwand im August 1928 kennen, als die Wand vereist, verschneit, von Steinschlag und Lawinen bestrichen war. Ich werde die Stunden, in denen wir um das Leben fremder Bergkameraden kämpften, nie vergessen, vor allem aber nicht die Bergführer, die das Unmögliche möglich machten. Nicht durch moderne Rettungstechnik, sondern durch ihre Persönlichkeit, ihren Mut, ihre Kraft.



Dachsteingruppe, Gallstätter Gletscher am 1. September 1951

Suifaufnahme des USLF



Dachsteingruppe, Großer und Kleiner Gofaugletscher am 1. September 1951

Surfaufnahme der USLF

Ein Jahr später machten Bernhard und ich die Viertbegehung des ganzen Windlegergrates . . .“

„Wo waren Sie doch auch ein Führertourist?“, staunt Fernandel.

Ich lache. Nicht überlegen, erhaben, sondern mehr in mich hinein, ganz fröhlich: „Bernhard ließ mich als den Jüngeren und sehr Ehrgeizigen vorausklettern. Aber ich bildete mir keinen Augenblick ein, Bernhard geführt zu haben. Ich war nur stolz, daß er mich als gleichwertig gelten ließ. Seine Gefährtenerschaft gab mir die große Sicherheit. Ich hatte das Gefühl, daß mir mit Bernhard einfach nichts geschehen konnte. — Vom Torsteingipfel stiegen wir über die Südwand wieder ab.“

„Wo haben Sie da bivakiert?“

„Wir waren am selben Tag schon zur Hause wieder auf der Südwandhütte. Ich habe von den Bergführern viel gelernt. Vor allem das Tempo im mittelschweren Gelände, das schnelle Erfassen der besten Möglichkeiten. Ich konnte später öfters extreme Kletterer beobachten, die sich über schwerste Stellen hinaufnagelten und nicht sahen, daß es wenige Meter daneben kletterbares Gelände gab. Das kann einem nicht passieren, wenn man durch die Schule der Bergführer gegangen ist.“

Die Begehung des ganzen Windlegergrates mit Bernhard ist mir mein ganzes Leben in jüngerer Erinnerung geblieben. In der über tausend Meter hohen Rauchkarwand des Torsteins hatte ich später eines der ernstesten aber auch schönsten Erlebnisse im Dachsteingebiet . . .

Es war im August 1936. Zur Feier meines Geburtstages wollte ich einen neuen Anstieg durch die größte Dachsteinwand versuchen. Einer unserer Seilschaft war Richard Berner, der Bruder Bernhards. Alpin ohne Ehrgeiz und Eitelkeit, begnügte er sich mit der Rolle des verlässlichen, freundlichen und schweigsamen Seilzweiten. Als ich aber an einem Überhang gestürzt war und ein böses Loch im Kopf hatte, als wirkliche Gefahr und Not drohten, wuchs Richard zum ersten Mann, zum Bergführer im wahrsten Sinn empor. Er schien verwachsen mit dem schweren Fels, klar und unerrückbar waren seine Befehle und gleichzeitig behütete er mich Berlehten, wie man einen Sohn nicht besser behüten könnte. Er wußte, daß ich in Sicherheit gebracht sein mußte, bevor das Wundfieber eintrat. Und wir erreichten das Kar, die Quelle am Torboden, noch ehe die Nacht einbrach. Wir hatten keine Rettungsexpedition gebraucht. Gewiß, ich konnte mit Unterstützung selbst klettern und alle Mitglieder unserer Seilschaft taten ihr Bestes. Aber Richard war überragend.

Ob ich ein Führertourist war? Nicht im landläufigen Sinn. Aber die Bergführer, die Ramsauer, waren und sind meine Freunde. Ihr Wort, ihr Rat galten und gelten mir viel. Es war ja auch der Dachstein die Bergsteigerschule meiner frühen Jugend und nicht ein stadtnaher Klettergarten . . .

Aber ich wollte von der Goedelroute erzählen. Ich war damals hundsjung. Der Gefährte und Freund, Fritz Jahring, frisch gebadener Dr. Ing., war mit seinen 24 Jahren schon ein ausgewachsenes Mannsbild. Wir beide gehörten eigentlich nicht zur Kletterkunst, sondern waren Außenreiter, die neben einer gewissen Begabung für den Berg und das Bergsteigen noch recht romantische Vorstellungen vom Alpinismus hatten. Die Verwendung von Mauerhaken schien uns recht unfair und vor allem problematisch. Von Doppelseil oder gar Steigschlingen hatten wir noch nichts gehört. Aber wir brannten vor Bergleidenschaft und das Klettern im Fels versetzte uns in einen rauschähnlichen Zustand.

Der Einstieg — ich erinnere mich gut — erfolgte durch die Handkluft zwischen Schneefels und Felsen. Als wir wieder 'über Tag' waren und Hand an die sommigen Felsen legten, schauten wir aus wie die Rauchfanglehrer. Schnell kamen wir über den unteren Wandteil empor und knapp eine Stunde — oder war es nur eine halbe? —, nachdem wir unseren Schneefels verlassen hatten, standen wir unter dem berückichtigten Doppelriß, der in lot-rechter, vom Überhang gekrönter Wand eingesprengt ist. Radio Radiis' beschreibt diese Stelle: . . . Von diesen beiden Rissen ist besonders der erste, überhängende auch nach Begriffen moderner Kletterei ganz außerordentlich schwierig. (Nur mit menschlichem Steigbaum möglich) . . .“

Der Steiner Kirg soll an dieser Stelle ein Seil über ein Köpfel geworfen haben, um so Sicherung von oben zu bekommen. Fritz und ich suchten nach so einem Köpfel, warfen das Seil, wie Corbohs ihren Vasso. Es glitt immer wieder ab. Da war kein Köpfel. Es blieb also nur der ‚menschliche Steigbaum‘. Fritz war groß und stark wie ein Büffel. Er nahm Stand. Suchte sich so fest wie möglich zu verankern. Ich turnte auf seine Schultern. Der Riß war so eng, daß ich nur meine Hände hineinzwängen konnte. Für Ellbogen und Knie war kein Platz. Fritz richtete sich auf. Ich fand noch immer keinen Griff.

‚Darf ich auf Deinen Kopf steigen, Fritz?‘

Der Freund brummte etwas, das ich als Zustimmung deutete. Ich stieg also Fritz auf den Kopf. Es reichte noch immer nicht. Da brachte Jahringer das akrobatische Kunststück fertig, auf dem elenden Platz, mit meinem Gewicht auf dem Kopf, sich auf die Zehenspitzen zu stellen. Dann begann ich zu klettern. Schnell wie ein Schwimmer, den man in den Strudel gemorfen hat. Die Hände fanden irgendwie im Riß Halt. Die Füße liefen an senkrechten Leisten empor — der Stein war hier ungewöhnlich rauh —, die Hände griffen höher. Es war sehr anstrengend. Der Atem ging stoßweise, keuchend. Aber dann war die böse Stelle überwunden. Der Riß legte sich etwas zurück. Hier steckten zwei alte Mauerhaken des Steiner Kirg. Einer davon ein altes Ding, mit eingeschmiedetem, beweglichem Ring. Die Fortsetzung des Risses, noch immer senkrecht, schien mir leicht im Vergleich zu dem, was hinter mir lag. Schnell kam ich hinauf zu einem ebenen, etwa tischgroßen Platz, zu einer richtigen kleinen Plattform unter einem tiefigen dachartigen Überhang. Hier ließ ich Fritz nachkommen.

Es war ein großartiger, eindrucksvoller Platz. Man glaubte, gefangen zu sein. Die Dachüberhänge waren absolut unbezwinglich. Aber da führte ein schmales Band um eine Ecke nach Westen, der Ausweg aus unserem lustigen Gefängnis. Von dem unglaublich ausgefetzten Band zog eine Rinne hinauf zum Dach der Goedelroute, das noch größer und ausgedehnter ist als jenes des Steinerweges. Eine Urlandschaft für sich . . .“

Die drei Burschen hörten gespannt zu. Der Sommersprossige fragt nun: „Welchen Schwierigkeitsgrad hat die Goedelroute nach der heutigen Bewertung?“

Ich antworte leicht verärgert: „Sie ist schwer, sehr schwer sogar. An einzelnen Stellen wesentlich schwerer als der Steinerweg, wie ich schon sagte. Aber es soll nicht immer nur der Schwierigkeitsgrad entscheidend sein, ob man eine Bergfahrt anstrebt, sondern ihre Schönheit, Unberührtheit, Abenteuerlichkeit. Während der ganzen Kletterei durch die Westliche Dachsteinfudwand hat man das Gefühl, ganz allein am Berg zu sein. Die Einsamkeit hier ist aber nicht bedrückend, sondern freundlich, erhebend. — Da ist ein Pfeiler, hunderte Meter hoch, fast senkrecht, ohne wesentlichen Absatz, mit nur spärlichen Sicherungsplätzen. Und irgendwo auf ihm eine kleine Höhle mit ebenem Boden, gerade groß genug, daß zwei Menschen darin liegen und Schatten finden können. Und im Rahmen der Höhle stehen das Wiesbachhorn und der Großglockner. Solche Stellen vergißt man nicht. Auch nicht den Kamin, der so tief in den Berg eingeschnitten ist, daß man in kühler Dämmerung klettern kann.“

Zuletzt die Rampe, das Band, die fingerbreite Leiste, die in absoluter Ausgefetztheit von siebenhundert Metern hinaus zum Westgrat des Dachsteins leiten. Hier fand ich 1928 noch drei Ringhaken, klobige, massive Dinger, die Steiner und Aubhäusler schon 1879 geschlagen hatten. Als ich sieben Jahre später — nach der Zweitbegehung von Höflers Verbindungsweg von der Steineroute zum Goedelanstieg — wieder über die Rampe kletterte, steckten nur mehr zwei, nach weiteren sechs Jahren nur mehr einer der alten Ringseile. Heute ist auch der letzte entfernt, von einem Liebhaber als Andenken mitgenommen. Das ist schade. Man soll die Zeugen von kühnen Taten dort lassen, wo die Taten geschehen sind.“

Die drei Burschen haben meiner Erzählung schweigend zugehört. Der Nebel hat mittlerweile ein absonderliches, neckisches Spiel getrieben, gewissermaßen einen Schleiertanz der Natur.

Der mittlere Teil der Dachsteinsüdwand ist in diesem Augenblick nebelfrei, dafür fließen jetzt Ost- und Westteil, also wo Goedelroute und Pichlweg emporziehen, hinter dem Vorhang. Die Gipfelschlucht steckt ebenso im Nebel wie der Steinerweg bis zum Dachl. Knapp unter der Nebelgrenze, als Krönung des Pfeilers, der den Steinerkamin vom Münchnerkamin trennt, sieht man deutlich einen Felskopf.

Fernandel deutet nach dieser Stelle: „Was gibt es darüber zu erzählen?“

„Nicht viel. Das ist der Perhabbloß.“

Fast 600 Meter über dem Einstieg thront dieser Felskopf. In der Nebelumrahmung scheinen er und der darunter liegende Pfeiler ohne Zusammenhang mit der Erde, wie ein drohendes Phantasiegebilde. Und gedankenverloren sage ich laut:

„Der Perhabbloß ist ein Phantasiegebilde.“

„Ein was?“

Lachend bestätige ich: „Ja. Der Name ist ein Phantasiegebilde. Er entstand so: Es war zu Anfang unseres Jahrhunderts. Pichl, Gams und Zimmer haben im Juli 1901 bereits ihren Weg durch die östliche Südwand gefunden. Einen anderen kannte man noch nicht. Der gerade Durchstieg wartete noch auf seine Bezwingler. Und da behauptete ein Schladminger Bergführer, namens Perhab, ein tüchtiger Mann, aber keiner der ersten Klasse, er wäre durch die Südwand geklettert. Er wußte nicht einmal, wo der Pichlweg führte. Als ihn nun einer fragte — es mag einer der Steinerischen gewesen sein —, wo er da emporgestiegen wäre, deutete er auf den Pfeilerkopf, unmittelbar unter der Gipfelschlucht:

„Da über das Köpfl bin i g'stiegen.“

„I glaub eher, der Wein is dir in' Kopf g'stiegen“, — bekam der Glunterer zur Antwort. Aber der markante Felsbloß hatte seinen Namen. Zuerst als Spott gedacht, denn spöttischer, satirischer Witz lag den Ramsauern immer. Dann hat er sich eingebürgert. Heute wissen nur mehr wenige, woher die Stelle den Namen hat.“

Die drei Burschen lachen: „Das wäre ja praktisch, daß Wände nach einem benannt werden, weil man sie nicht bestiegen hat.“

„Gibt's sonst noch etwas zu erzählen über den Perhabbloß?“

Wir fällt wieder eine Anekdote ein, eine wahre Geschichte. Der Perhabbloß als Gedenkstein der Höflichkeit, der guten Manieren in der Dachsteinsüdwand.

„Einer der besten Kletterer, die je die Dachsteinsüdwand unsicher gemacht haben, war Dr. Wolfgang Höfler. Als er noch ein junger Bursch war, wurde Flori Simonlehner, der fangesfrohe, erstklassige Bergführer, sein Lehrmeister. Höfler — in der Ramsau nur als ‚Ufki‘ bekannt — kletterte später am liebsten allein oder mit irgend einem Ramsauer Bauernburschen, den er am Seil mitnahm. Daß wir in der unmittelbaren Dirndlsüdwand miteinander gingen, war reiner Zufall. Wir wollten jeder allein klettern: Ufki über den Bernerweg, ich in meine Wand. Es war heller, heißer Vormittag, als wir uns im Schutt- kar trafen und uns plötzlich entschlossen, unser stolzes, einsames Marrentum gegen eine Seilschaft für einen Tag einzutauschen. Eine ideale, durchschlagsträftige Seilschaft. Aber davon will ich jetzt nicht erzählen.“

Von Höfler stammte auch die Idee des ‚Jallinienwegs‘ durch die Dachsteinsüdwand. Rechts vom Steinerweg. Zuletzt vom Perhabbloß senkrecht hinauf über die gelbe überhängende Rißverschnedung und die ‚Bänder‘ — die eigentlich gar keine sind — zum Gipfel.

Da Ufki aber für seinen, allgemein als verrückt bezeichneten Plan keinen Gefährten fand — ich humpelte mit einem verstauchten Fuß in der Ramsau herum —, wollte er zunächst das Gelände zwischen Perhabbloß und Gipfel erkunden. Im Abstieg. Allein. Diese Kletterei und Abseilarbeit ins Bodenlose war vielleicht das Abenteuerlichste und Gefährlichste, das je in der Dachsteinsüdwand stattgefunden hat.

Am 3. September 1930 stieg Ufki Höfler also vom Gipfel Richtung Perhabbloß. Am selben Tag kletterte Architekt Hermann Kubaczek mit seinem alten Freund Boldi Moiz — also die Erstbesteiger der direkten Raucherwand auf den Torstein — über den Steiner-

weg von unten her Richtung Berhabblock. Irrtümlicherweise durch den viel schwierigeren Münchnerkamin, der parallel zum Steinerkamin unmittelbar in der Gipfelfalllinie emporzieht und am Berhabblock endet. Was vom Gipfel stürzt, schlägt zum erstenmal im Münchnerkamin auf. Da kann man Steine erwarten. Nicht aber ein Bündel Mauerhaken. „Wer schmeißt hier mit Haken“, brummt der an manches gewöhnte, durch nichts zu erschütternde Landsknecht der Berge, Hermann Kubacsek. Ein ganzes Bündel Haken kommt flürend und tausend von oben, schlägt knapp neben den Kletterern auf die Felsen, verschwindet in der Tiefe.

Höfler hatte die so dringend nötigen Mauerhaken verloren, mußte mit den beiden letzten, ihm verbliebenen Haken die tollkühne Abseilerei vollenden.

Kubacsek erreicht den Berhabblock. Da kommt von oben, weit von der überhängenden Wand entfernt am Seil hängend, ein baumlanger, spindeldürrer Mensch, in dunkelbraunem enganliegendem Samtanzug herabgeschwebt. Gewissermaßen aus dem Nichts kommend, in das Nichts gleitend. So muß Münchhausen ausgesehen haben, als er sich an der Bohnenranke vom Mond zur Erde seilte. Kubacsek traut seinen Augen nicht. Er ist so verblüfft, daß er, völlig fehl am Platze und eigentlich sinnlos, sagt:

„Gestatten, Hermann Kubacsek, Akademische Sektion Wien.“

Darauf der Himmelfahrer, mit heiterer Gelassenheit, als ob er sich auf spiegelndem Parkett befände und nicht 600 Meter über der sicheren Erde am dünnen Seil pendeln würde:

„Sehr erfreut. Wolfgang Höfler, Akademische Sektion Wien.“

Als dann alle auf dem Berhabblock versammelt waren und bequemen Platz gefunden hatten, gab es unter viel Gelächter ein allgemeines Händeschütteln . . .“

Meine Zuhörer schmunzeln. Der Hakenmännige will wissen: „Und ist der Falllinienweg dann gemacht worden? Das muß eine interessante Tour sein. Ich glaub' die wär was für uns.“

Ich frage, leicht verärgert, zurück: „Habt Ihr schon den Steinerweg gemacht?“

„Nein“.

„Der Steinerweg ist eine der schönsten Felsfahrten der Alpen. Sonntig, großzügig, mit einmaliger Linienführung. Ich verstehe nicht, daß Ihr die extremen Wegänderungen machen wollt, bevor ihr den klassischen Anstieg kennt. Der ist von der Natur vorgezeichnet. Am 22. September 1909 sind Georg und Franz Steiner in knapp fünf Stunden auf dem neuen Weg durch die Wand gestiegen. Und auch heute noch ist der Steinerweg ein Anstieg für Meister, der Falllinienweg für akrobatische Virtuosen.“

Der Hakenmännige beharrt auf seiner Frage: „Ich verstehe' zwar nicht ganz, was Sie da sagen von Meister und Virtuosen. Aber uns interessiert der Falllinienweg. Wann und von wem ist er gemacht worden?“

Wie auf Wunsch gibt der Nebel nun auch den unteren Wandteil frei. Ich deute auf ihn.

„Dort, rechts der runden Höhle am Fuß der Wand, ist der Einstieg. Am 9. September 1930 sind Ludwig Plank, ein Wiener Kletterer, der damals auf der Südwandhütte war, und ich hinaufgestiegen. Es geht durch Ritze, Verschnidungen, über einige fastige Überhänge, durchwegs in sehr schwerer aber freier Kletterei etwa 250 Meter hoch in den Schuttfessel rechts vom Dachl. Es ist eine ganz eigenartige Landschaft. Fast düster und bedrohlich, etwas ganz ungewohntes in dieser leuchtenden Sonnenwand. Aus dem Schuttfessel kann man entweder leicht nach links zum Dachgiebel steigen, oder über eine schwierige Steilkampe zum Beginn des Salzburger Bandes am Steinerweg oder auch nach rechts zum Buchplatz der Nischroute . . .“

„Da waren Sie also auch einer der Virtuosen, der Akrobaten, wie Sie es nennen, die den verrückten Falllinienweg gemacht haben. Sogar der Erste,“ versucht mich die Hakenmännige mit meinen eigenen Worten zu schlagen.

Fernandel grinst: „Sie gehören auch zu denen, die Wasser predigen und Wein trinken.“

Ich antworte mit den Worten Peter Altenbergs: „Immer noch besser als auch Wein zu predigen. — Und außerdem kannte ich damals den Steinerweg schon sehr gut.“

„Wie oft haben Sie in Ihrem Leben eigentlich den Steinerweg gemacht?“, fragt der Sommerprossige.

Ich denke nach, zähle: „Sechzehnmal, vielleicht auch öfter.“

Fernandel hat immer gern das letzte Wort: „Und da haben S' no kan Posten als Hausmeister von der Dachsteinsüdwand kriegt?“

Wir lachen. Nur der Hafennasige will noch mehr vom Falllinienweg wissen: „Und wer ist dann vom Perhabblock direkt zum Gipfel geklettert? Höfler? Sie?“

„Nein. Der Gipfelausstieg wurde erst im August 1936 von dem Leobner Othmar Kuttroff und dem Grazer Dr. Genzchl bezwungen. Er ist sehr schwer, wohl das Schwerste in der Dachsteinsüdwand. Auch die Verbindung: direkter Einstieg - Münchnerkamin - Gipfelausstieg wurde schon gemacht. Aber folgt meinem Rat, geht zuerst den Steinerweg, damit Ihr die Wand in ihrer ganzen Schönheit kennenlernt, dann erst den Gipfelausstieg.“

Der Nebel hat die ganze Wand freigegeben, auch den östlichen Teil, die Abstürze der Dachsteinwarte, die Dirndlsüdwand. Vereinzelte Sonnenstrahlen durchbrechen das Gewölk.

„Seht will ich Euch von der Bichlroute erzählen.“

Der Sommerprossige wirft ein: „Aber das ist doch eine ganz leichte Tour, eine langweilige. Daß Sie so was überhaupt gefreut hat?“

„Mich gefreut? Und wie mich die Bichlroute gefreut hat. Ich weiß gar nicht mehr, wie oft ich sie durchstiegen habe, weil sie so schön ist. In manchem Sommer mehrere Male. Mit 19 Jahren war ich zum erstenmal drin. Allein. Am selben Tag stieg Bernhard Pernner mit seiner Schwester Hannerl durch die Dirndlsüdwand auf Pfannls altem Weg. Die Einstiege liegen nahe beinander, wir trennten uns mit freundlichem Gruß.“

Die Kletterei der Bichlroute fiel mir nicht schwer. Leicht sogar, zu leicht. Sie schien mir ein unbefangenes Spiel. Ich brauchte kaum dreiviertel Stunden zum Buchplatz. Auch der Spreizschritt und der Bichlriß waren nur eine Frage von Minuten. Auf dem ersten der darüber ansehenden Bänder querte ich nach rechts. Zu weit nach rechts. In meiner überheblichen Freude und Selbstsicherheit übersah ich das. Ich hätte längst auf das höhere Band steigen sollen. Ich querte weiter. Das Band brach plötzlich ab, setzte sich nur als schmale, kaum zweifingerbreite Leiste fort. Ich kehrte auch jetzt nicht um, versuchte nicht auf den richtigen Weg zurückzukommen, tastete auf die Leiste. Und da brach ein Griff und drehte meinen Körper wie eine schwingende Tür in den Angeln. Es scheint mir heute noch wie ein Wunder, daß die Angeln nicht austrissen und ich wieder das Gleichgewicht fand. In diesem Augenblick hörte ich helles Zusehen. So konnte nur Bernhard juhezen. Ich blickte in die Richtung. Deutlich konnte ich die beiden Punkte auf dem Gipfel des Dirndls sehen. Bernhard konnte mich nicht sehen. Er wußte nichts von einer lebenden Tür, die in den Angeln schwang.

Der Gruß des Lebens aber gab mir Kraft und Ruhe und Sicherheit zurück. Ich querte weiter auf der Leiste, die wieder zum Band wurde. Hier lag ein perfektes Stück eines alten dicken Seils. Ich habe nie erfahren, woher dieses Seilstück stammte. Etwa siebenzig Meter unterhalb des richtigen Ausstieges erreichte ich den Ostgrat der Dachsteinschulter.

Gewiß, die Bichlroute ist nicht schwer für gute Kletterer. Aber wenn man von der richtigen Führe abweicht, wird es verheerend. Ich habe die Lehre, die mir der Bichlweg als Jungem gegeben hat, nie vergessen. Und Ihr, lacht nicht über die sogenannten 'leichten Wege'. Die Besten sind meistens auf leichten Stellen verunglückt ...“

Der Sommerprossige schaut mich treuherzig an: „Verzeihen Sie, Herr Maiz, wir wollten uns nicht über die Bichlroute lustig machen. Gegen Sie sind wir halt noch Anfänger.“

„Wir bleiben unser Leben lang Anfänger in den Bergen. Die sind immer neu und unerschöpflich in ihrer Vielseitigkeit. Und wir bleiben immer nur Menschen. Und Ihr sollt immer wieder von den Bergen zurückkommen zu den Menschen“, schließe ich schnell, weil mir die eigenen Worte zu salbungsvoll und pathetisch vorkommen.

Die Sonne scheint jetzt schon auf die Terrasse der Südwandhütte. Sie wirft helles Licht und scharfe Schatten in die Wände. Es ist schon Nachmittag. Der Himmel ist blank, die Nebel sind fort, nur über dem Torstein steht noch eine Wolkensfahne.

Hundertmal habe ich den Anblick der Dachsteinsüdwand genossen. Als Kind, als stürmender Jungmann, in den Jahren der Reise. Und jetzt, da ich an der Schwelle zwischen Nicht-mehr-jung-sein und Noch-nicht-alt-sein stehe, empfinde ich ihn als köstliches bewußtes Geschenk. „Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehen ...“ Es ist, als ob vom Anblick der Wand die Kraft des Glücklichseins durch meine Adern ströme. Freilich wäre es schön, noch einmal jung zu sein, so jung wie diese Burschen da. Aber ich möchte so ein neues Jungsein nicht mit der Preisgabe der Erinnerungen erkaufen. Jedes Leben hat seinen Rhythmus, der nicht gestört sein will. Auch die Erinnerungen gehören zum wirklichen Leben. Sie sind nicht Traum und wehmütiges Gedenken an Verlorenes. Sie begleiten uns aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft.

Die Terrasse bevölkert sich mit Menschen. Ich merke es kaum. Ich beachte auch nicht, daß die drei Burschen verschwunden sind. Ich halte schweigend Zwiesprache mit der eigenen Erinnerung.

Dort steht der senkrechte Abbruch der Dirndlsüdwand im leuchtenden Sonnenglast. In seiner Mitte zieht ein leicht s-förmig geschwungener Riß von oben herab, verliert sich nach unten in einem Überhang. War es wirklich vor fast dreißig Jahren, daß ich vielleicht zwanzig Meter unterhalb des Risses auf der Spitze eines hornartigen, aus der Wand springenden Pfeilers stand? Stehe ich nicht jetzt dort, allein, und starre auf den Riß, der überhängend hunderte Meter hoch in die absolut glatte Wand eingesprengt ist? Nein, von hier aus kann ich nicht in den Riß.

Dann versuche ich die Steilwand rechts des Horns zu erklimmen. Ich plane, aus der Wand einen Seilquergang zum Rißbeginn zu versuchen, klettere in der lotrechten Wand etwa 40 Meter hinauf, wobei mir klar wird, daß ich hier nie mehr in freier Kletterei absteigen kann. Es sind nur winzige Rauigkeiten, an denen ich mich emporshawndle. Ich bin nahe der Sturzgrenze. Ganz ruhig stelle ich das fest. Ich brauche einen Stand, einen winzigen Stand nur, um endlich einen Haken schlagen zu können.

Ich muß die Grenze nicht überschreiten. Das Schicksal beschert mir einen Stand, eine Ritze, in die ein Haken paßt. Vorsichtig taste ich nach dem Hammer, behutsam die ersten Schläge, dann singt der kleine graue Stift mit der richtigen Melodie in den Spalt. Ich hänge das Seil mit einem Karabiner ein, seile mich zurück, lasse den Karabiner hängen. Schläge wieder einen Haken, seile mich ein zweitesmal ab, lasse wieder den Karabiner hängen ... ein lächerliches, geringes Opfer für die Gewißheit, daß sich das Seil bestimmt abziehen läßt.

Wenige Tage später stehe ich mit Ulfi Höfler in dieser Wand. Wir erkennen beide, daß es hier kein Emporkommen gibt, suchen und finden eine Seillänge weiter rechts, nahe der Kante zur Woedelschlucht eine kletterbare Ritze, die uns emporführt zu einer kleinen Stanzel, zum Hundert-Meter-Stamin, zur Kante, durch diese ganze herrliche große Wand ...

„Kurt, ist der Mittelriß nicht zu machen?“

Es ist niemand da, der mich das fragt. Und doch sehe ich einen schlanken jungen Mann vor mir, über dessen kühnem, ebenmäßigem Jungengesicht ein blonder Haarschopf steht. Dieses Bild ist Traum, Vision. Es ist Erinnerung, die weh tut, die noch nicht von der heilenden Zeit vernarbt ist. Die Erinnerung an Raimund Otte, der im Februar 1954 beim Versuch der ersten Winterbegehung meines Dirndlwegs im Schneesturm stürzte und starb. Er war der vielleicht Beste der jungen Generation, die im letzten Jahrzehnt die Dachsteinsüdwände belebte. Er kletterte, als ob es für ihn keine Schwerkraft gäbe. Er sang und lachte und arbeitete schwer, um sich eine Existenz zu gründen. Er tat nichts halb. Auch nicht das Bergsteigen. Er suchte und fand neue Wege, an deren Begehrbarkeit wir seinerzeit nicht einmal zu denken wagten: Den Südriß auf die Türzspitze, den neuen Südostanstieg auf den Stoppenkarstein und auch die Südwestwand des Scheiblingsteins, die da drohend und unnahbar sich unmittelbar über der Dachsteinsüdwandhütte aufbaut,

mußte sich den schnurgeraden Weg Raimund Ottes gefallen lassen. Und Raimund stellte einmal an mich die Frage, ob der Mittelriß in der Dirndlwand nicht doch gangbar wäre. „Probieren wir's miteinander“, sagte er.

Ich winkte fast erschrocken ab: „Unfönn. Nicht einmal vor einem Vierteljahrhundert, als Jünger, in meiner besten Zeit, kam ich dort hinauf. Ich glaube nicht, daß der Riß möglich ist. Auf jeden Fall mußt du dir einen jungen, gleichwertigen Partner suchen.“

Es gab nicht viele gleichwertige Partner für einen Raimund Otte. Er kam nicht mehr dazu, den Mittelriß zu versuchen.

Vielleicht hätte er ihn bezwungen, ebenso wie er den direkten Überhang in der Torstein-Südwand überklettert hat, dem Willi Gärtner und ich bei der Erstbesteigung am 13. September 1934 ausgewichen sind . . .

Da drüben steht sie, die kühne Wand des Torsteins. Sie liegt schon im Schatten, als ob sie in Trauer wäre.

Gärtnerweg nannte ich den schönen, kühnen Aufstieg als Erinnerung an Willi, der sich auch im schwersten Fels ebenso schnell und sicher bewegte wie auf fester Erde. Siebzehn war er erst, als wir miteinander die Torstein-Südwand gingen. Mit achtzehn stürzte er im unteren, leichten Teil der Scheiblingstein-Südwand bei Rebel und Regen zu Tode . . .

Und jetzt kommen sie alle, die einst Gefährten waren, die jung waren und voll blühenden lachenden Lebens. Die nach der Höhe strebten, die in Ernst und Leidenschaft der Höhe verschworen waren und doch der Erde verhaftet blieben, von der sie kamen. Die starben. Sie kommen in der Erinnerung, so jung wie sie waren, als sie von der Welt Abschied nehmen mußten. Sie passen nicht mehr zu mir, wie ich heute bin. Sie sind jung geblieben, ewig jung. Die Erinnerung tut weh. Aber ich möchte sie nicht eintauschen für gähnende Leere. Man kann die Freundschaft zu Toten nur erhalten, indem man die Erinnerung nie verlöschen läßt, auch nicht die Trauer. Sie gehört zum Leben wie die Freude.

Die Wolkentrone über dem Torstein bekommt von der untergehenden Sonne rotgoldenen Schein. Sie erhellt auch den Schatten der Südwand. Ich grüße Euch, Freunde, die Ihr dieses herrliche Land so liebtet! —

„Herr Maiz, wir wollen Sie was fragen.“

Diese Worte kommen nicht aus dem Traum, nicht aus der Erinnerung. Ich wende mich um. Die Drei stehen wieder vor mir. Der Sommersprossige, die Hakennaße und Fernandel.

„Herr Maiz, wir haben beraten, hoffentlich sind S' net bö. Aber wollen Sie morgen mit uns die Dirndlsüdwand gehen?“

Ich bin über die Frage, über dieses Angebot der Jugend verblüfft.

„Ich danke Euch. Aber ich bin nicht nur ganz außer Training — die Wand ist mir schon viel zu schwer.“

Fernandel bleckt mit seinem Pferdegebiß: „Wir meinen nicht Ihre Route. Wir wollen die alte, die leichte, die Pfannlroute gehen, wenn S' mitgehen. Es tät uns recht freuen.“

„Was?! Der Pfannlweg tät Euch freuen? Der Scholterhatscher, wie Ihr ihn genannt habt? Die Tour für Lamstieder?“

„Die Lamstieder waren wir, weil wir so groß geredet haben. Sie sollen voranstechtern, so schnell Sie wollen, so langsam Sie wollen, wo Sie wollen.“

Ich brauche einige Zeit, um meine widerstreitenden Empfindungen in Ordnung zu bringen. Es ist auch ganz unbergsteigerische Führung dabei. Dann bleibt nur mehr unge-trübte Freude übrig:

„Danke Euch. Gern gehe ich mit. Vielleicht langt's auch zur Pichlroute oder zum Bernerweg durch die Dirndlwand.“

Der Sommersprossige grinst von einem wegstehenden Ohr zum andern.

„Die Hauptsach is, daß net schwerer is als die Hüttenkanten da . . .“

Die Kar — Berg am Ostrand der Alpen

Von Karl Lufan

Alpinismus im Widerschein der Karalpe

„Auch dem fernen Alpenfreund kann es wissenswert dünken, wie das Gebiet beschaffen ist, wo so viele ihre ersten alpinen Eindrücke empfangen und dadurch für weitere großartigere Touren gewonnen werden, jenes Gebiet, welches sozusagen das Schulgebiet der im wohlverdienten Rufe der Kühnheit und Tüchtigkeit stehenden Wiener Touristik bildet. Die Karalpe verdient übrigens, abgesehen von allem Obigen, auch als Gebirgsstod das Interesse jedes Alpenfreundes, da sie sowohl durch ihre Ausdehnung als auch durch die Großartigkeit ihrer Felsgruppierungen, durch die romantische Schönheit ihrer Täler und Schluchten und durch den wechselvollen Reiz ihrer vielen verschiedenen Anstiege zu den bemerkenswertesten Gebirgsstöcken der nordöstlichen Alpen zählt.“

Josef Rabl in seiner Monographie der Karalpe, Wien 1876

Im Westen der Alpen steht der Montblanc, am Ostende erhebt sich die Kar. Hier weiße Gletschervildnis, dort weiße Felsen und grüne Hänge. In dieser Spannweite ist auch das großartige Abenteuer Alpinismus mit allen seinen Möglichkeiten beschlossen.

Diese Arbeit ist der Versuch, die Entwicklung des Sommerbergsteigens zu zeigen, so wie es sich an einem vielbesuchten Berg spiegelt.

Zuvor einige allgemeine Bemerkungen. Die Karalpe befindet sich am Alpenostrand, etwa 100 km südlich von Wien; von ihren Höhen bietet sich ein weiter Blick nach dem Tiefland des Ostens. Sie ist ein Plateauberg mit einer Hochfläche von fast 25 Quadratkilometer, ihren höchsten Punkt erreicht sie in der Heukuppe, 2009 m. Die steilabfallenden Hänge des Plateaus sind zum Teil mit Felswänden und tiefeingeschnittenen Schluchten durchsetzt. Für die Bergsteiger schärferer Richtung sind folgende Felsgruppen von Bedeutung: Kahlmauer, Breinerwand, Kagenmauer, Lechnermauern und die Loßwand und Klobenwand. Die Karalpe ist jedoch auch auf zahlreichen Serpentinwegen ohne Schwierigkeiten ersteigbar. Eine im Jahre 1926 erbaute Seilbahn führt auf ihre Hochfläche.

Die Höhe als Ziel

In jenen Tagen, die man als die Geburtslage des Alpinismus bezeichnet und in denen der Montblanc und der Großglockner auf den leichtesten Wegen erstiegen wurden (um oben gewesen zu sein!), wurde die Kar ebenfalls nur auf den leichtesten Wegen erstiegen. Die Höhe war das Ziel.

Man stieg auf den Umwegen zur Höhe, meist noch mit dem Nebenzweck, dort oben botanische und geologische Studien zu betreiben. Aber auch diese beschaulichen Fahrten konnten manchmal zu einem ersten Abenteuer werden. Hier ist der Bericht über ein solches Abenteuer aus der Zeit um 1850, in der im allgemeinen eine Karbesteigung noch ehrsüßer als Bravourstück galt wie eine Überquerung des Ozeans oder eine Durchquerung der Sahara ...

(Der Verfasser war samt dem ihn begleitenden Hund zwischen der Heukuppe und den Grassodenhütten vom richtigen Weg abgekommen): „Nur zu bald verwandelte sich die angenehme Gangart in mühsames Klettern in den immer steiler werdenden Wänden und zwischen den verworrenen Krummholzsträngen. Zu alledem fing es auch zu regnen an, und endlich stand ich und konnte absolut nicht mehr weiter,

Hände als Sprachrohr gebrauchend, hinüber: „Schwoagerin, helfst's! Hab' mich versteinen — kann nicht weiter!“

Nach mehrmaligem Rufen erfolgte Antwort; sie kam gedämpft herüber, und ich konnte die Worte nicht verstehen. Allein es genügte mir, zu wissen, man habe mich gehört und werde sicherlich kommen, mich zu holen. Aber es verstrich eine halbe Stunde und ich sah und hörte nichts, was darauf hingedeutet, daß man mir helfen wolle. Ich fing nun neuerlich zu rufen an; derselbe Erfolg. Das ging so fort, zwei Stunden lang, bis ich endlich in ziemlicher Nähe seitwärts Frauenstimmen vernahm. Nun, Gott sei Dank, endlich kommen sie doch! Ich animierte die Kommenden durch fortgesetztes Rufen; und als sie endlich aus dem Nebel auftauchten, erschienen sie mir wie leibhaftige Engel. Es waren ihrer Dreie; mit vieler Mühe und Vorsicht arbeiteten sie sich von oben herab zu mir durch, fortwährend ihrer Bewunderung Ausdruck gebend, wie denn da her ein „Stadtherr“ sich versteinen konnte. Als sie bei mir angelangt waren, war mein Erstes, zu fragen, warum sie mich so lange rufen und warten ließen, da sie doch offenbar schon meinen ersten Ruf gehört hatten. Und was erhielt ich zur Antwort? Daß sie sich gefürchtet haben, weil sie meinten, es sei ein Gespenst, das sie verlocken wolle, da auf der Stelle, von woher das Schreien kam, nicht leicht ein menschliches Wesen sein könne; es hätte — nach ihrer Meinung — ja nicht hingelangen können. Auf meine Entgegnung, daß es zum mindesten bei hellichtem Tage — welche Ironie — keine Gespenster gebe, replizierten sie ganz ernsthaft, das verstehe ich nicht, die Bergmännin, die schon so manchen in den Abgrund gelockt, gehen auch bei Tag um, und man könne sich nicht genug vor ihnen hüten.“

Solche Raabenteuer wurden schon vor über hundert Jahren erlebt und solche Raabenteuer werden auch noch in der heutigen Zeit erlebt, in der ein dichtes Netz von Wegmarkierungen die Hochfläche überzieht. Denn nicht immer herrschen auf der Raabalm Umfriede und Sonnenschein. Wenn Nebel und Sturm aufkommen, wenn Regen und Schnee vom Himmel fallen, dann kann die grüne Raahochfläche zur weißen Hölle werden.

*

Von der Seilbahn-Bergstation bis zum Otto-Schutzhaus führt ein breiter Karrenweg. Heute fährt sogar ein Beep dort. Zu Fuß geht man zwanzig Minuten. Der Weg ist gut mit Schneestangen markiert.

Es war ein wunderschöner Sommertag, als wir unjeren Bergwacht-Dienst auf dem Otthaus antraten. Zu Mittag war dann das Schutzhaus überfüllt. Man konnte sich in den Liegestühlen, trank und lachte, und man schrieb Ansichtskarten . . . „Wir sind bei herrlichem Wetter auf der Ra!“

Gegen ein Uhr zogen im Westen dunkle Wolken auf. Bald darauf war das Schutzhaus von dichtem Nebel eingehüllt und die ersten Regentropfen schlugen an die Scheiben. Wir traten vor die Hütte. Eißig kalt blies der Wind. „Wenn das nur keinen Schnee gibt!“ sagte der Bergungsleiter.

Es gab Schnee. Um zwei Uhr nachmittags lag der Schnee bereits fünf Zentimeter hoch. Und der Sturm heulte um die Schutzhütte. Um drei Uhr brachen die ersten Schutzhütten-gäste nach der Seilbahnstation auf — verummte Gestalten, die wie Gespenster in dem Flockenwirbel verschwanden. Der Bergungsleiter bestimmte zwei Mann für eine Streife: zur Seilbahnstation und wieder zurück zum Schutzhaus. „Warum?“ fragten wir. Den breiten Weg konnte doch niemand verfehlen! Noch dazu, wo daran alle fünfzig Meter Schneestangen aufgestellt sind . . .

Aber es gab keinen breiten Weg mehr! Und die fünfzig Meter von Schneestange zu Schneestange schienen uns oft kilometerweit. Es gab nur mehr ein Säusen und ein Brausen und ein Weiß, das in den Augen weh tat. Und aus dem Weiß kamen Rufe, von links, von rechts, von überall her . . .

Da kehrten wir zur Schutzhütte zurück und holten die Kameraden. Und dann waren wir stundenlang beschäftigt, Verirrte zu suchen und alle übrigen Gäste von der Schutzhütte

zur Seilbahnstation zu geleiten. Über einen zwanzig Minuten langen Weg, über den sonst der Seep fährt.

Um acht Uhr abends stiegen wir erschöpft in die letzte Gondel der Seilbahn. Wir sahen aus wie wandelnde Eiszapfen. Langsam glitt die Gondel tiefer. Durch Schnee und durch Nebel. Unten bei der Talstation regnete es. Wir sahen hinauf in das Dunkel über uns ...

„Das soll unsere Rax sein?“ fragte einer und schob die Anorakkapuze zurück.

Der Bergungsleiter nickte. „So sind schon einmal die Berge ... auch die Hausberge!“ sagte er dann.

*

Am 10. Oktober 1876 wurde zu dem ersten großen Schutzhäus auf der Raxalpe der Grundstein gelegt, nachdem das an den Hängen der Heutuppe im Jahre 1870 erbaute Refugium den Bedürfnissen der Touristik nicht mehr genügte. Erzherzog Karl Ludwig, der älteste Bruder des Kaisers von Österreich, war Pate bei dieser Feier und nach ihm erhielt auch dieses Haus seinen Namen. Die alpine Chronik vermerkte dies als ein „großes, sensationelles Ereignis“. Und das mit Recht: durch die Anwesenheit eines Mitgliedes des Kaiserhauses bei dieser Schutzhüttenfeier wurde der Alpinismus auch von allerhöchster Stelle sanktioniert und sozusagen als „gesellschaftsfähig“ anerkannt. Überdies war die für die Erbauung dieses Hauses aufgewendete Summe von 15.000 Gulden bis dahin noch nie für einen alpin-touristischen Bau aufgewendet worden.

Die Feier: „Kurz vor neun Uhr kündigten drei rasch aufeinanderfolgende Kanonenschläge an, daß der Erzherzog das Siebenbrunnertal erreicht habe. Sofort wurde am Breiner Wetterkogel die von der Gesellschaft ‚D' lustigen Alm-Buam‘ gewidmete acht Meter lange schwarzgelbe Flagge aufgezogen, und donnerten auch von dort Kanonenschläge herab. Es war ein schöner, spannungsvoller Moment. Die Sonne brach siegreich durchs Gewölk. Lang hinrollend, in herrlichem Echo widerhallten die Kanonenschläge an den Abstürzen des Breiner Wetterkogels und Predigerstuhles. Auf allen vorpringenden Felsen drängten sich Gruppen und blickten zur Tiefe, wo man das Herannahen des Erzherzogs beobachten konnte.“

Dann kamen die üblichen Ansprachen, auf die der Erzherzog „mit starker und lauter Stimme“ antwortete. Daraufhin folgte unter den Klängen der Volkshymne und wieder unter Kanonendonner der feierliche Akt der Grundsteinlegung. Den Abschluß der Feier bildete ein improvisiertes Volksfest mit Ringkämpfen, Stockwerfen und Wettläufen.

Der Chronist dieser Feier meldet, daß an diesem Tag eine wahre Touristeninvasion die Gegend bedrohte. Und dann nennt er Zahlen: insgesamt mochten an diesem Tag einschließlich „der zahlreich zugeströmten Landbevölkerung etwa 300 Personen auf dem Raxplateau gewesen sein“. So viele Menschen befördert heute an schönen Tagen in weniger als einer Stunde allein die Raxseilbahn auf den Berg!

*

Holzknecchte, Jäger und Wildschützen waren die ersten, die sich in die Steilabstürze der Raxalpe wagten. Erzherzog Johann, der am Beginn des 19. Jahrhunderts im Großen Höllental jagte, ließ einige Routen durch die Wände des Tales für seine Jäger und Treiber mit Eisenketten und Stiften sichern. Diese Routen gerieten später wieder in Vergessenheit und lebten nur noch in schauerlichen Hausant-Erzählungen ausgedienter Jäger und alter Treiber weiter. Man erzählte von einem Weg durch eine düstere Felsenbucht (Teufelsbadstube nannte man sie), der von Holzknecchten als kürzeste Verbindung zu den Holzschlägen am Losbüchel hergestellt worden sein sollte. Und man erzählte von einer riesigen Höhle im hintersten Winkel des Höllentales (Gaisloch nannte man sie), an der vorbei man angeblich über eine steile, nasse Wand zur Höhe steigen konnte ...

Das Höllental: „Alles in dem düstern Kessel, ringsum an die tausend Meter hohe Wände, der unheimliche Waldgrund, der jeden Tropfen Wasser spurlos verschlingt, und

die Todesstille mahnen unwillkürlich an jene Katastrophe der Vorzeit, wo ein gewaltiges Stück des Berges in eine unergründliche Tiefe versank“ (Fritz Beneš in seinem Rappführer, 1894). In dieses Höllental wanderte so mancher hinein, der von den Jägererzählungen gehört hatte. Man begann in den steilen Wänden nach den sagenhaften Steigen zu suchen. Man suchte nicht mehr den leichtesten Pfad zur Höhe. Man suchte am Berg auch schon das Abenteuer!

An einem schönen Maientag des Jahres 1870 stürzte Herr Guido Visti bei einem Anstiegsversuch aus den Felsen des Gaisloches über eine Höhe von mehr als 11 Klafter (etwa 21 Meter) ab, ohne sich dabei besonders zu verletzen. In Erinnerung an diesen noch gut abgegangenen Sturz (und wahrscheinlich auch aus Trotz gegen den Berg, der ihn abgeschüttelt hatte), ließ Visti im folgenden Jahr die Gaislochwand in Ketten schlagen. An Stricken wurden die Holzknechte, welche mühevoll die Löcher in den Fels meißeln mußten, über die steile, von einer oberhalb befindlichen Quelle ständig überrieselten Wand hinabgelassen. Sechs Zentner Ketten wurden dabei verbraucht. Diese Quelle, im Sommer eine angenehme Erfrischung, überzieht im Winter Wand und Eisenketten mit einem meterdicken Eisvorhang. Am 26. Februar 1877 unternahm Alois Faschingbauer mit dem Hüttenwirt August Suschnit und dessen Knecht Jakob den Versuch, das Gaisloch im Winter zu begehen. Faschingbauer schreibt: „Mit einer Haue der primitivsten Art (ein einfaches Küchenbeil) fing ich als Erststeigender an, den Weg zu bahnen. Mit den Fußspitzen auf der Eiswand stehend, hielten mich meine Genossen am Seil fest. Nach einer Stunde wirklich großer Gefahr wird ein aus der Eiszinne herausragender Teil der Eisenklammern erreicht — ein lauter Fuchzer verkündet meinen Gefährten, mir nachzufolgen. Es war die höchste Zeit, da das Seil zu kurz wurde; es mußte bereits durch Stricke, die man von den Schneereifen abgenommen, ergänzt werden.“ — So bravourös ging die erste Winterbegehung des Gaisloches vor sich. Es war zugleich eine der ersten extremen Winterbesteigungen, die in den Alpen unternommen wurden.

In diesem Jahr 1877 gelang es auch der Seilschaft Dr. Bratislav Fideis und Franz Prischker, den sagenhaften Teufelsbadstubensteig durch die „senkrecht und meist spiegelglatte, teilweise sogar leicht überhängende“ Loswand wieder zu finden. Die Wiederentdeckung dieses Steiges war für die Rappfreunde eine Sensation. Hier ein Auszug aus dem Bericht der Erstbesteiger:

(Der große Kessel im ersten Wanddrittel ist erreicht.) „Feierliche Stille herrscht an diesem geheimnisvoll versteckten Felsenwinkel, nur zuweilen durch das Geräusch herabstürzender Wassertropfen oder durch das eigentümliche Summen irgendwo jäh zu Tal stürzender Steine unterbrochen.

Keine Spur eines menschlichen Fußes, ringsum vermag das Auge nur Gesteige zu sehen, die sich rasch in den unzugänglichen Wänden verlieren. Es muß hier an trübigen Tagen, wenn dicht herabwallende Nebel nur die nächsten Felspartien erkennen lassen, unendlich melancholisch sein.

Heute wars anders, da der lichtvolle tiefblaue Himmel selbst die schroffen Felsen im mildern Lichte erscheinen ließ.

Lange vermochten wir es nicht, uns dem ungewohnten Zauber dieser herrlichen Alpennatur zu entwinden; wie festgebannt standen wir zwischen Rhododendren im tiefen Schatten, bald im Ansehauen der dunklen Felswände versunken, bald hinblickend über das Becken des Höllentales und auf die vom hellen Sonnenlichte umfluteten Klobenwände, deren einformig weißes Grau von so manchem kühn aufstrebenden Nadelbaum, wohlthuend fürs Auge, unterbrochen wird. Und doch galt es vorwärts, hinauf zu kommen, um den Schleier weiter zu lüften. Beseele uns doch der Wunsch, dieses vielleicht seit vielen Dezennien ungetannte Gebiet neu zu erschließen, auf daß wir und andere wackere Freunde alpiner Schönheit bei diesen verschlossenen, aber unbergänglichen Reizen der Natur noch oft zu Gast sein können.

Wieder gings dann ans Suchen eines gangbaren Pfades, nach kurzer Rast bei einigen Solundersträuchern, die fast vermuten lassen, daß hier einst eine Hütte gestanden.

Ein neues Rätsel harrete unser, denn rechts auf dem Felskopfe, bis zu einem denselben von den Wänden scheidenden jähen Kamin hinausstretend, fanden wir in demselben eine viele Klafter lange in Ringen laufende Eisenkette, welche aber plötzlich abbrach.

Es mag hier den Kamin hinab mit Benutzung der Kette wieder auf den Grund des Großen Höllentales gehen, allein die jeden Augenblick herabpolternden Steine sind ein nie ruhender Feind, welcher die Klammern zum Teil zerstörte und jedem lebenden Wesen das Vordringen zu wehren scheint.

Hier endet unser Können, und auch die Felsabstürze im Hintergrund der Terrasse schließen die Möglichkeit: hinaufzukommen, durch ihre dräuende Wildheit aus.

Auch der Felsriegel zur Linken erwies sich bald als ungangbar.

Aber wir ruhten nicht.

Und siehe! Ganz vorne links, nahe dem Absturz der starrenden Felsen, gegen die Große Hölle zu, schmiegt sich ein schmaler, fast unkenntlicher Steig über leicht bewegliches Geröll, hart ober den unteren Abstürzen laufend, innig an die Felslehne an, und führt alsbald zu einer nahezu senkrechten, wohl 12 bis 14 Meter hohen Wand.

Lange schon mag die kunstfertige Hand im Grabe ruhen, welche hier dem trotzigen Felsen die steinernen Klammern anschniedete und an die ebenfalls in den Fels gehauenen Eisenstifte hölzerne Stufen fügte.

Einen sicheren Blick und großes Geschick besaß dieser Felsenbezwinger jedenfalls, denn noch heute, obschon schuttbedeckt und teilweise verwittert, trägt die Felsenstiege sicher und gefahrlos, und der alte trotzige Fels wird nun so manchenmal des Touristen gepanzerten Schuh auf seinem Nacken zu dulden haben.

Ein überraschendes Bild bot sich hier, nachdem wir die Felsenstiege überwunden und nun schon tief zu unseren Füßen die schattige Waldung des Großen Höllentales lag, gerade vor uns aber ein verwirrendes Detail von Felsabstürzen, mit Alpenrosen geschmückten kleinen Terrassen und steil aufstrebenden Kaminen erblickten.

Wir durchkletterten dieses Detail und gelangten bald in eine breite, steile, vielfach von kleinen Felswänden durchzogene Berghalde; fröhlich jauchzten wir hinein in all dies Felsgeklüft und lauschten dem viestimmigen Echo, welches zögernd, wie verwundert ob des ungewohnten Schalles, bald lauter, bald leiser antwortete.“

So romantisch und abenteuerlich erlebten die Padsucher der Vergangenheit noch das Hochgebirge.

Man bezeichnete den wiedergefundenen Teufelsbadstubensteig als den einzig möglichen Durchstieg durch die Loswand. Zehn Jahre später wurde er aufs Neue versichert. Heute wird der Teufelsbadstubensteig von allen Kay-Felsenpfaden am meisten begangen und durch die Loswand führen mehr als ein halbes hundert Wege.

Aber das Lieblingsgebiet der Bergsteiger der alten Zeit waren die Kahlmäuer. Die Kahlmäuer: „Reich gegliederte Wände erheben sich aus dem dicht bewaldeten Talgrund, breit ausgedehnt, mit unzähligen Graten und Rippen, ein vollendet schönes Gesamtbild, unzweifelhaft das schönste der Kay. Eine fast feierliche Stille liegt über der herrlichen Landschaft; mag es die stille Einsamkeit des Tales, mag es die reiche alpine Geschichte der grün umsäumten Mauern, oder die Erinnerung an froh verlebte Tage sein — auch minder empfindsame Gemüter fühlen den Zauber, der hier alles umfängt“ (Fritz Benesch). Die Durchstiege der Kahlmäuer enden alle auf der Kayhochfläche in der Nähe des Hauptgipfels — das gibt den Fahren alpinen Charakter, und so stieg man damals gern auf die Berge.

Im Jahre 1877 wurde von der Seilschaft Fideis und Krüschter zum ersten Male das „Bärenloch“ in den Kahlmäuern touristisch durchstiegen. Bis dahin zählte das Bärenloch zu den verrufenen Wegen, die nur hie und da von einem Wilderer, „der da oben gut aus wußte“, begangen wurden. Der Durchstieg gelang erst nach etlichen Erkundigungsgängen von unten und von oben. Die Erstbegeber fanden nachher „ungefähr dieselbe Befriedigung, wie jener Ingenieur, der einen Berg von den entgegengesetzten Seiten zu einem Tunnel anbohrt, die Richtung genau berechnet und nach einer gewissen Zeit mit beiden

Stollen zusammentrifft. Hätten wir uns einen der Wenigen, welche Kenntnis von dem besprochenen Pfade haben, als Führer genommen, so wären wir freilich mit einem Male durchgekommen; darin lag aber eben das Reizvolle und zugleich Instruktive: in den wilden Felsrevieren sich selbst überlassen, durch eigene Mühe das Ziel zu erreichen". Und weiter heißt es in dem Bericht: „Wir haben, um etwaigen Liebhabern solcher Partien den Durchstieg zu erleichtern, die Richtung mit roten Strichen an Fels und Baum markiert, einen Steig, so gut es ging, mit Stock und Schuh traciert, die lockeren Steine in den Wänden entfernt und das Krummholz stellenweise mit dem Messer gelichtet. Es ist ein schwacher Versuch, unseren alpinen Kameraden das Bärenloch zugänglicher zu machen: mögen wir durch häufigen Besuch desselben einige Anerkennung finden!" Uns Heutigen will es scheinen, daß dieses Zugänglich-Machen des Bärenloches mit Stock und Schuh tatsächlich nur ein allzu schwacher Versuch gewesen sein mag. Wir sind breite Wege gewohnt, und wir schimpfen schon, wenn eine Markierung etwas verblaßt ist. Aber damals waren die Bergsteiger in erster Linie noch Pfadfinder, Fährtenleser — sie werden den schwachen Spuren durch das Bärenloch dankbar gefolgt sein.

Und weiter ging die Rahlmüer-Erstschiebung.

1878 wurde der Herbenriegelsteig von dem Bergführer Daniel Innthaler (dem späteren Erstbegeher der Planspitze-Nordwand im Gefäuse) entdeckt und mit den Brüdern Dr. Emil und Otto Zsigmondy durchstiegen. „Fast unausgesetztes Ziehklimmen, prächtige Grat- und Wandpassagen wechselten da mit den verschiedensten Sprungübungen . . . Die Krone des ganzen Steigens aber ist der Schlusstamm — eine mächtige Erosionsschlucht mit riesigen drohenden Wänden. Am Eingang derselben teilt sich der Weg, rechts führt der Steig für weniger Geübte herum, hier haben auch die launigen Wegbezeichner neben jenem Pfeil, welcher in die Schlucht weist, hingemalt: Nur für die Elite der ‚Felsensteiger‘ — so berichtet Heinrich Hefz von diesem Steig.

1880 wurde der Danielsteig von Daniel Innthaler gefunden und im folgenden Jahr mit Dr. Eduard Suchanek begangen — ein „eminent schwieriger Steig, der nur der Elite der Felsenkletterer zugänglich sein dürfte“.

1880 wurde auch von Louis Friedmann und Friedrich Eckstein der Narrensteig begangen — „bei weitem der interessanteste und gewiß auch der schwierigste Steig, der bis jetzt im Ragggebiet ausgeführt worden ist“.

1883 wurde das Zsigmondy-Gamsed von den Brüdern Zsigmondy zum ersten Mal begangen — „der neue Steig kann sich, was Großartigkeit der Felszenerien betrifft, jedem der begangenen Steige würdig an die Seite stellen. Was seine Schwierigkeit betrifft, so dürfte er darin jeden seiner Rivalen übertreffen!“

Eine Freude am Überwinden von technischen Schwierigkeiten spricht aus allen diesen Fahrten Schilderungen. Man steigt nicht mehr zur Höhe nur um des „erhabenen Prospektes“ willen. Die klassische Zeit des Alpinismus geht dem Ende entgegen. Ein neuer Abschnitt zeichnet sich bereits deutlich ab: der Weg wird zum Ziel.

Der Weg als Ziel

1894 erschien der von Fritz Benesch verfaßte „Spezialführer auf die Karalpe“. Er enthielt bereits an die zwei Duzend ausgesprochener Kletterpfade. Und wenn von Weihnachten 1880 der Chronist noch stolz verkündete, daß „nicht weniger als 32 Personen auf der Kay versammelt waren“, und im Jahre 1883 die Schlußbilanz des Erzherzog-Ludwig-Hauses mit 2081 eingeschriebenen Besuchern! gezogen wurde, so nannte das „Neue Wiener Tagblatt“ im Jahre 1900 die Karalpe bereits „einen Unglücksberg, an dem alpine Wildlinge zu Duzenden abtollern“.

Ein neues Jahrhundert begann. Unser Jahrhundert! „Obwohl es jedem Kenner der Karabstürze fast unmöglich erscheint, neue Steige durch diese zu finden, gelingt es doch immer wieder der Findigkeit Einzelner, neue Wege aufzufinden“ schrieb ein Bergsteiger am Beginn dieses Jahrhunderts. Alles Tun auf dieser Erde braucht Neuland zur Fortentwicklung. Damals gab es noch dieses Neuland . . .

In dieser Zeit galt als die schwierigste Raxkletterstelle die Achtmeterwand am Wilden Reißtalersteig. Paul Breuß, einer der besten Kletterer dieser Zeit, war es, der dieses Urteil abgab. Der Wilde Reißtalersteig in den Fagenmauern führt nur etwa 50 Meter neben dem Zahmen Reißtalersteig zur Höhe, und selbst seine Achtmeterwand kann noch links und rechts ganz leicht umgangen werden. Das genügte damals, um jeden Begeher des Wilden Reißtalersteiges einen Bergfexen zu nennen, dessen Tun keinerlei Sinn habe. Es gab erregte Debatten um diesen Steig, Debatten, die von Leuten entfacht wurden, die natürlich den Wilden Reißtalersteig nur von unten oder von der Seite her kannten. Diejenigen, die imstande waren, die Achtmeterwand zu erklettern (die Stelle wird heute noch mit Schwierigkeitsgrad IV bezeichnet und es stecken zwei Mauerhaken darin), standen diesen Debatten fern. Sie hatten sich mit dieser Achtmeterwand den Weg zur Höhe schwerer gemacht, sie mußten bereits, daß das Genießen der Höhe noch schöner ist, wenn man diese (stirnlos für die anderen) mit Mut und Kraft erkaufte. Sie waren die geistigen Väter der Söhne, welche später eine direkte Blechmauer der Rax oder eine Nordwand der Westlichen Zinne erkletterten.

In dieser Zeit erwog die Bezirkshauptmannschaft von Wiener Neustadt allen Ernstes den Unglücksfällen auf der Rax ein Ende zu machen, indem von den Bergsteigern vor dem Begehen eines schwierigen Steiges ein alpiner Befähigungsnachweis abverlangt werden sollte. In dieser Zeit wurde der abenteuerliche Felsgrat links des Teufelsbadstubenkeffels erklettert und als Protest gegen diesen eigenartigen Vorschlag „Wiener-Neustädter-Weg“ genannt. Der im Jahre 1902 von Laubheimer, Schwenk und Stögmüller gefundene Wiener-Neustädter-Weg war damals das Non-plus-ultra im Raxfels. „Die Schwierigkeiten dieses Weges sind so hervorragend, daß jeder nicht vollkommen sichere und über bedeutende Armkraft verfügende Kletterer eindringlichst vor seiner Begehung gewarnt werden muß“ schrieb Venesch in seinem Raxführer. Eine Begehung des Wiener-Neustädter-Weges wurde in dieser Zeit bei Sekt gefeiert. Heute wird dieser Weg als Anfängertour von den Bergsteigerschulen begangen ...

In dieser Zeit begann auch der Wiener Kunstschlossermeister August Cepl in den Raxwänden tätig zu sein. Cepl war ein Mann, der sich nicht scheute, künstliche Hilfsmittel bedenkenlos dort anzuwenden, wo diese einen neuen Aufstieg zur Höhe möglich machten. Cepl war ein Original: ein reicher Mann, der jahrelang mit dem gleichen schäbigen Lodenrock und mit einer gestickten Hose herumliefe, dessen Proviant auf Bergtouren meist nur aus Brot und Brinsen bestand, und der andererseits mit einem ungeheuren Aufwand an Geld viele Durchstiege durch die Raxwände versicherte, wobei er selbst am eifrigsten mitarbeitete, indem er sich an einem von zwei Seilen gehaltenen Sitzbrett Meter um Meter über die Wand herunterließ und die Eisenstifte in den Fels schlug (Hartbergerriff, Höhlensteig, Königschußwandsteig, Alpenvereinssteig, Hans-von-Haid-Steig, Loßwandgrat).

Mit einem von ihm erfundenen Kletterschloß seilte sich Cepl über die abenteuerlichsten Wände ab, Wände, durch die heute Anstiegswege des sechsten Schwierigkeitsgrades führen (Blechmauer, Blechmauernpfeiler, Gaisbauerwand). An der heutigen Blechmauernkante versagte einmal dieses Patent-Kletterschloß und Cepl hing einen halben Tag, eine ganze Nacht und noch einen halben Tag lang in der Luft.

Beim Alpenvereinssteig jedoch war Cepl nur die tätige Hand des Ottohaus-Pächters Camillo Kronich. Man hat Kronich den „Raxkönig“ genannt — und Kronich war wirklich ein König in seinem Reich; wenn er so durch die Gaskstube schritt, hier einen gespikten Rehrücken empfahl, dort einen Halbschuhtouristen vom Abstieg durch die Teufelsbadstube abriet, hier die Einquartierung in ein Zimmer mit schöner Aussicht in die Wege leitete, dort ein Plätzchen verriet, an dem man Murmeltiere beobachten konnte. Kronich hat sein Leben auf der Rax und für die Rax gelebt. „Camillo-Kronich-Ottohaus“ stand auf unzähligen Markierungspfeilen zu lesen, auf dem Hüttenstempel, auf den Holzgeschnitzten Andenken — „Camillo-Kronich-Ottohaus“ war für viele Bergsteiger jahrzehntelang die menschliche Verkörperung der Rax. Kronich war aber auch ein guter Geschäftsmann.

Die im Jahre 1907 auf der Loswandblöße in der Nähe des Ausstieges der Teufelsbadstube erbaute Spedbacherhütte störte den Markkönig sehr, weil sie viele Bergsteiger abhielt, auf das Ottohaus zu kommen. Nur ein Weg aus dem Höllental direkt hinauf zum Ottohaus konnte ihm diese verlorenen Gäste wieder bringen! Mit Cepl und Gustav Zahn suchte er in der über 600 m hohen hinteren Loswand nach diesem Weg. Aber da war der unterste Abbruch: lotrecht, glatt, unersteiglich, an seiner niedersten Stelle 60 m hoch. Über diese Sechzigmeterwand haute nun Cepl seine berühmte Fitzad-Leiter, die heute noch zu den kühnsten Anlagen dieser Art in den Alpen zählt. Im Jahre 1912 wurde dann dieser Steig eröffnet. Über dessen Einstiegswand schrieb Benesch in seinem Markführer: „Sie ist der Prüfstein für die erforderliche Schwindelfreiheit des Touristen. Wer sie ansichtslos bewältigt, dem wird das Folgende keine Schwierigkeiten machen. In umgekehrter Richtung kann es aber böse ausgehen, wenn der Tourist der Probe so nahe dem Tale nicht mehr gewachsen ist. Dann bleibt ihm nichts übrig, als die sechshundert Meter zum Plateaurand wieder hinaufzusteigen (!!) oder zu riskieren. Bezeichnend für die große Exposition der Einstiegsleiter ist der Umstand, daß hier schon im ersten Jahre ein Mann mitten auf der Leiter derart vom Schwindel erfaßt wurde, daß er in einem Schwächeanfall herabfiel, zum Glück ohne sich gefährlich zu verletzen.“

Man kann nun solche Eisenleitern blasiert als „Feuerwehr-Leitern“ abtun oder man kann sie als ein Kinderspielzeug bezeichnen, das zuweilen auch Erwachsene gerne in die Hand nehmen (so wie es der Wiener Bergsteiger Domprälat Dr. Alois Wildenauer tat) — eines steht fest: diese Eisenwege haben schon vielen Sonntagstouristen das gruselig-wonnigliche Gefühl beschert, in einer steilen Wand zu klettern. Interessant ist nur, wie man damals über diese Wege urteilte: In der 4. Auflage des Markführers, die 1909 erschien, bezeichnet Fritz Benesch den Höhlensteig und den Hartbergerriss als Routen, „die für den ernstlichen Alpinisten als Produkte einer pathologischen Bergsteigerei nur historisches Interesse haben“. Die Wiener Bergsteigerschule der damaligen Zeit lehnte nämlich künstliche Hilfsmittel energisch ab!

*

Hier müssen nun einige Worte über die Wiener Bergsteigerschule gesagt werden. Wir lassen sie einen ihrer bedeutendsten Vertreter sagen: Ing. Eduard Pöchl. In seinem im Jahr 1927 erschienenen Buch „Wiens Bergsteigertum“ schreibt er darüber: „Der Wiener liebt nie an den Bergen seiner engeren Heimat, er suchte auch trotz seiner Vorliebe für Nag und Gefäße so oft wie nur möglich in entlegeneren Berggebiete zu gelangen und sie kennenzulernen. Von dem in anderen Städten üblichen Lokalpatriotismus, nur seine Berge gelten zu lassen und alle Berge und Schwierigkeiten nur an dem Maßstabe seiner Hausgipfel zu messen, hielt der Wiener sich frei. Fremde Gebiete zu besuchen erfordert lange Eisenbahnfahrten über Sonntage; schon Heß hatte auf solchen Sonntagstouren Großes vollbracht, freilich kosten sie außer dem Fahrtgeld auch zwei durchfahrene Nächte. Triglav, Manhart, Dachstein, Valluga uff. wurden und werden von Wien oft über einen Sonntag bestiegen. Der Wiener Bergsteiger verwendet Haken nur zur Sicherung und höchstens zum Abseilen. Auch wir aus der älteren Zeit trugen bei Neutouren zwei bis drei Haken vorhinflutlicher Form und beträchtlichen Gewichtes und später auch einen Hammer mit, doch ließen wir diese Dinge lieber ungebraucht. Erst nach dem Kriege sind im Gefäße einige gefährliche Stellen auf alten Wegen und ein neuer Anstieg mit Haken verunstaltet worden. Diese Zeugen eines sportlichen Fortschrittes, aber auch eines bergsteigerischen Verfalles, sollten wieder entfernt werden.“

Die Vertreter der Wiener Schule (damit sind natürlich nicht nur ausschließlich Wiener allein gemeint) konnte man tatsächlich auf allen Bergen zwischen dem Alpenost- und dem Alpenwestrand antreffen. Sie alle haben sich auf der Nag für ihre größeren Ziele vorbereitet und ihre Namen sind mit vielen Nag-Ersthöhen verbunden. Hier nur einige Namen: Emil und Otto Zigmundy (Herberriegel, 1878; Zigmundy—Gamsed, 1883), Guido Hammer (Wildes Gamsed, 1883; Wildes Gaisloch, 1884; Schneidige Wildfährte,



Dachsteingruppe, Schneelochgletscher im Sommer 1952

Aufn.: Dr. Moser



Dachsteingruppe, Zunge des Hallstätter Gletschers im Sommer 1952, mit den alten Gletscherständen am Abfall des Laubenriedls

Aufn.: Dr. Moser



Hohealpe, Tiefblick in das große Höllental

Aufn.: E. Lutz

1884), Hans Wödl (Breintalersteig, 1886; Brandschneide, 1887), Robert Hanns Schmitt (Neues Wildes Gaisloch, 1891), Franz Zimmer (Zimmersteig, 1893), Theodor Reidel (Raizenkopfsteig, 1894), Heinrich Pfannl (Loswandfamine, 1895), Eduard Pichl (Mademikersteig, 1900), Gustav Fahn (Malersteig, 1901). — Sie alle haben die Raiz geliebt, für alle war sie die Bergheimat, die sie auch nach den Erfolgen in der Ferne nicht vergessen konnten.

In den letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg wurde mit Fahrten wie Direkte Totenkirchl-Westwand und Schüsselfarspitze-Südwand (beide 1913 erstmals erklimmt) die Kletterkunst auf eine Spitze getrieben, die, wie man damals sagte, nicht mehr zu überbieten sei. Alle diese Fahrten werden auch heute noch mit Schwierigkeitsgrad V bewertet. Nur mehr um einen Schwierigkeitsgrad konnte mit den modernen Hilfsmitteln das Bergsteigen weiterentwickelt werden.

Auf der Raiz war man zu dieser Zeit über den Schwierigkeitsgrad IV noch nicht hinausgekommen. Man trug wohl verschämt Mauerhaken und Kletterhammer im Rucksack — aber man gebrauchte sie nicht. Denn das ist ein Merkmal des Wiener: daß er sehr an der Tradition hängt und sich dem Neuen nur zögernd erschließt. Damit war aber auch die führende Rolle, welche nach den Engländern die Wiener Bergsteigerschule bis dahin auf der Bühne des Alpinismus gespielt hatte, ausgespielt. Die Städte Innsbruck und München übernahmen nun diese Rolle, und später dann die Italiener und die Franzosen. Doch ein Merkmal der alten Wiener Bergsteigerschule hat sich bis in unsere Zeit erhalten: vom Kahlenberg bis zum Montblanc wird man den Wiener Bergsteiger finden.

*

An einem düsteren Novembertag des Jahres 1920 beging Erwin Radwein im Alleingang den unheimlichen Schrägriß durch die lotrechte, rotgelbe Blechmauer. Acht Tage darauf wollte er diesen Blechmauernriß mit seinem Bergkameraden Hanns Meurer markieren. Doch der Weg wurde nicht zu Ende markiert ...

Im Steigbuch des Blechmauernrisses stand jahrelang die Geschichte des Unglücks zu lesen. Bis in die Höhle vor der Stelle, wo sich der Riß fast schließt und man auf schmaler Felsleiste etwa fünf Meter weit hangeln muß, bis dahin waren die Zwei gekommen. In das von ihnen hinterlegte Steigbuch hatten sie noch eingeschrieben, daß sie ihren Nachfolgern viel Bergglück auf diesem Weg wünschen. Aber dann hatte sie selbst das Bergglück verlassen und sie wurden die ersten Todesopfer ihres Weges.

Der Blechmauernriß ist zum Inbegriff eines Raizklettersteiges geworden. Der dunkle Riß durch die gelbroten Felsen, die Hangelstelle zweihundert Meter hoch über den grünen Baumwipfeln des Höllentales, nicht zuletzt die tragische Geschichte seiner Erstbegehung bewegen auch heute noch die Herzen der Kletterer in einer sehr sachlich gewordenen Zeit.

Lange Jahre war der Blechmauernriß dann das Schwierigste im Raizfels. Nur zögernd wurden Hammerschläge in den Raizwänden laut. Man steigerte wohl langsam die Schwierigkeiten, aber vor der stärkeren Anwendung von Mauerhaken hatte man noch immer eine Scheu. Man suchte die von den alpinen Vorfahren gemeisterten Schwierigkeiten zu übertreffen, aber man hielt sich auch getreu an deren Grundzüge. Und man erreichte Spitzenleistungen im hakenfreien Klettern. Diese Wege werden auch heute noch selten begangen, weil sie nicht nur schwierig, sondern auch gefährlich sind. Hier seien einige genannt: Geplwand (1923 von Willi Kerber, Stefan Scherer und Karl Buchinger begangen), Breinerwand-Südostrante (1926 von Hermann Kubasek, Leo Reiz und Franz Moser begangen), Direkte Badstubenfesslwand (1930 von Franz Dangel, Emmerich Pecina und Franz Wlaser begangen). Diese Fahrten sind kleine Gegenstücke zu den großen Klettereien in den Alpen wie Pelmo-Nordwand und Civettawand.

Die Direkte Badstubenfesslwand wird allgemein als die alpinste Raizfahrt bezeichnet. Auf diesem Weg muß man klettern können! Er führt durch die senkrechte, meist von dunklen Wasserstreifen durchzogene Wand des düsteren Badstubenfessels empor. Gleich am Beginn

ist ein Riß zu erklettern, der von riesigen, ineinander verkeilten Felschuppen gebildet wird. Hier schlägt man lieber keinen Mauerhaken, weil man bei jedem Hammerschlag fürchtet, daß einem dabei der ganze Riß auf den Kopf fällt. Dann folgt eine Querung an der Abbruchkante eines splitttrigen Dachüberhanges. Weiter geht es durch grafige Steilrinnen. Aus einem kleinen Felskessel scheint der Weiterweg nach oben ausichtslos zu sein — doch im Innern des Berges überwindet man in einem Höhlenspalt die ungangbare Wand. In einem Urwald endet dann die Direkte Badstubenfelswand. Über dicke Moospöster und über riesige Baumleichen steigt man hinauf zum Wachtüttelkammweg. Nach den abenteuerlichen Stunden in dem düsteren, einsamen Badstubenkessel begrüßt man dessen Markierung dankbar als ein Zeichen der Zivilisation, in die man nun wieder glücklich zurückgekehrt ist. Neun Stunden Kletterzeit werden auch heute noch in der neuesten Auflage des Kitzführers für diesen Weg angegeben.

Das Jahr 1933 brachte der alpinen Welt eine Sensation: die Erkletterung der Nordwand der Großen Zinne. Nun wurde auch im Kitzfels stärkeres Hämmern laut! Ebenfalls im Jahr 1933 wurde von Franz Dangel und Rudolf Kammer die Direkte Blechmauer erklettert. Der zwanzig Meter hohe Ausstiegsriß dieser Route konnte teilweise nur mit Holzkeilen bezwungen werden. Und dann begann hauptsächlich durch Franz Gaisbauer und Hannes Matoušek die Erschließung im allerschwersten Kitzfels: 1935 Gaisbauerweg, Malagasteig, Spielbichlerriß . . .

Der Gaisbauerweg führt durch den wild überhängenden, der Straße zugewandten Teil der Vorderen Blechmauer. Es ist immer wieder aufs Neue ein faszinierendes Bild, wenn Kletterer auf diesem Weg sind und man sieht, wie die freien Seile ungefähr fünf bis zehn Meter von der Wand weg in der Luft baumeln. Und als dieser Weg zum ersten Male begangen war, ist so mancher alte Bergsteiger unten auf der Höllentalstraße gestanden und hat angesichts dieser Überhänge sein Haupt geschüttelt über die Jugend, welche unbedingt ihre eigenen „Wege“ gehen will . . .

*

Und hier muß nun die Geschichte von der Entdeckung der Lechnermauern erzählt werden:

In dieser Zeit, als man bereits im schwersten Kitzfels alpine Nachlese hielt, wanderte ein Trüppchen von Bergsteigern über die Kitzhöchfläche, um die farblos gewordenen Markierungen aufzusuchen. Sie arbeiteten in der Nähe der Preinerwand und entdeckten dabei, daß die weiße Kiesenplatte inmitten der Wand vielleicht doch gangbar sein könnte. Und dann tauschten sie Farbtopf und Pinsel gegen Seil und Haken und bezwangen diese Platte. Die drei Preinerwandplattenwege (Östlicher, Direkter und Westlicher Weg, Erstbegehungen 1933 und 1934 durch Rudolf Klose und Fritz Schmid) gehörten bald zu den beliebtesten Kitzsteigen. Und weiter auf ihren Markierungswanderungen entdeckten sie ober dem Gaislochgraben eine prachtvolle Wand . . . als Lechnermauern wurden diese auf der Karte bezeichnet. Es war eine unbekannte Wand! Selbst die besten Kitzkenner dieser Zeit kannten höchstens ihren Namen. Nur der Alleingeher Albin Koeffel war 1919 einmal durch diese Wand gestiegen. Sein Weg hatte keine Wiederholung gefunden. Trotzdem: die Wand sah prachtvoll aus! Und wieder tauschten die Wegmarkierer Farbtopf und Pinsel gegen Seil und Haken.

In den Jahren 1934 und 1935 erschloß Rudolf Klose meist in der Begleitung von Fritz Schmid die Lechnermauern. Damit war das schönste Klettergebiet der Kitzalpe entdeckt. Denn der Fels der Lechnermauern ist steil und fest, es gibt kein Gras und fast keine Schrafen, die Wege durch die fast dreihundert Meter hohe Wand haben alpinen Charakter. Man beging die Lechnermauernkamine und den Lechnermauerngrat, den Lechnermauernkessel und den Lechnermauernpfeller, man ging über ein Duzend herrlichster Kletterrouten in allen Schwierigkeitsgraden. Die Routenbeschreibungen dieser Wege schrieben die Erstbegeher in ein kleines Büchlein, das sie dann in das große Tourenbuch des Spielbichler-Wirtshauses legten.

Über dieses Büchlein mit der Aufschrift „Lechnermauern-Durchstiege“ wurde in den Jahren darauf viel gewitzelt. Lechnermauern? Davon erzählte ja nicht einmal der Raxführer etwas, in dem sonst sogar jeder Wurzelweg mindestens seine halbe Seite hatte. Lechnermauern-Durchstiege? Wenn in den Lechnermauern etwas zum Durchsteigen wäre, dann hätte dies schon der Sigmondh oder der Zahn, der Bichl oder sonst einer von der alten Garde getan. Das konnte doch nicht gut möglich sein, daß im Jahre 1935 auf einem Haus-Kletterberg wie der Rax noch ein Klettergebiet zu entdecken war. Lechnermauern-Durchstiege? Man müßte einmal nur so zum Spaß alle diese Durchstiege in einem Tag (vielleicht wirds sogar nur ein Vormittag sein!) begehen ... So witzelte man. Und in den Lechnermauern war es weiterhin still ...

Doch mir ließ das Büchlein mit der Aufschrift „Lechnermauern-Durchstiege“ keine Ruhe. Und als ich 1946 aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte, stieg ich einmal mit Freunden hinauf zu den Lechnermauern. Auch wir machten noch dumme Witze, als wir uns dann frühmorgens mit Seil, Haken und Hammer behängten. Aber wir wurden still, als wir die Wand von der Nähe sahen. Das war ja ein Gelobtes Land für uns Raxkletterer! Und jubelnd begannen wir über die Felsen des Lechnermauernpfeilers hochzuklettern. Bis wir dann am Beginn der Nasenquergänge standen ... „acht Meter in brüchigem, überhängendem Fels (Haken) empor zu einem Haken. Nun Seilzugquerung nach rechts vier Meter in eine feichte Wandeintiefung (Haken). Zwei Meter abwärts und fallende Seilzugquerung nach rechts (Haken) zu einem abschüssigen Plattenband unter der Nase des Pfeilers“ stand in der Beschreibung. Wie hatte man über die Lechnermauern gewitzelt? Man müßte einmal nur so zum Spaß alle diese Durchstiege in einem Tag begehen. Jetzt war uns die Luft zum Späßen vergangen!

Das Vorhandensein dieses Kletterparadieses sprach sich nun bald in den alpinen Jungmannschaften herum. Innerhalb kürzester Zeit hatten alle Lechnermauerndurchstiege ihre zweite, dritte, vierte und fünfte Begehung. Und heute sind die einst so einsamen und später so geschmähten Lechnermauern zu einem der beliebtesten Ziele der Bergsteigerschaft geworden.

*

Weniger beliebt ist schon seit eh und je die auf der anderen Seite des Höllentalles aufragende Klobenwand. Schon immer schlief sie einen Dornröschenschlaf! Dornröschchen — das ist auch der Grund, warum es in der Klobenwand so einsam ist: Dornen, Dornen und noch einmal Dornen, und dazu Brennnesseln, Gras und Blumen vom ersten vorwärtigen Schneeglöbchen bis zur letzten Herbstzeitlose überwuchern den Fels. Und weil die Kletterer lieber im festen Fels klettern, als daß sie in der Botrechten botanische Studien betreiben, darum schläft die Klobenwand ihren Dornröschenschlaf.

Der schwierigste Durchstieg durch die Klobenwand ist der Höllentalgrat (1933 von Rudolf Mose und Fritz Schmid erstmals begangen, Kletterzeit zehn Stunden). Ein kleiner Auszug aus der Routenbeschreibung: „... schließlich über abwärts gerichteten Fels zu einer dicken Lärche. Schräg rechts in die Scharte (3 Fichten). Nun 4 m rechts zu einer Föhre. Von deren flacher Krone aus Übertritt zur Wand und aufwärts zu einem Baum. Weiter auf einen Nasensattel mit Föhre ...“ — das ist nicht mehr die Routenbeschreibung eines Felsenpfades, sondern eher ein Wegweiser durch eine Baumschule.

Trotzdem findet man in den Steigbüchern der Klobenwand, die in morschen, rostigen Rastbetten liegen, Wiens gesamte Bergsteigerschaft aus der Vergangenheit und der Gegenwart eingetragen. Trotzdem seit eh und je die Bergsteiger über die Klobenwand schimpfen wie die Rohrsträucher. Aber so ist man schon im Lande um die Rax: man schimpft und raunzt, und ist im tiefsten Grunde des Herzens doch ein Romantiker, der Dornröschengärten aufsucht, um eine verwunschene Prinzessin zu finden.

Ein Gang durch die Klobenwand ist ein Gang durch alpines Odland. Und das hat schon immer den Bergsteiger fasziniert, weil Odland für ihn auch Neuland bedeutet.

Neuland! Auch die Bergsteigerjugend von heute braucht Neuland, denn in jedem latenten Menschen steckt dieser Drang, das Unbekannte zu erobern, dieser Drang, der schon immer die Menschen auf die Meere und auf die Berge, in den Dschungel und jetzt sogar in die Stratosphäre und in die Tiefen des Meeres führte.

Ich selbst habe es noch auf der Nag erleben dürfen, was dieses Aufspüren von Neuland für herrliche Gefühle zu geben vermag! Diese Stunden des Zweifels und der Zuberficht, wenn man hinter einem Feldstecher vor einer Wand hockt und einer feinen Linie nachspürt, die ein neuer Weg werden soll. Und dann das verbissene Kämpfen um Meter und Zentimeter Fels, der noch von keinem Menschen berührt worden ist ...

Einer dieser neuen Wege war der bei den Zünftigen sehr bald beliebt gewordene „Weg der Jugend“. Dieser Weg führt durch den geschlossenen und ungangbar scheinenden Mittelteil der Blechmauer. Ungangbar? Für junge Kletterer ist dieses Wort eine Herausforderung. Für die Älteren aber war dieses Wandstück nur eine Utopie ... das letzte Problem im Nagfels.

Um dieses letzte Problem zu lösen, stiegen an einem heißen Sommertag des Jahres 1947 Leo Kozel und ich in diese Wand ein. Zunächst ging es eine Verschneidung empor. Aber wir wußten, daß diese Verschneidung unter mächtigen Überhängen endete. Ganz genau wußten wir das! Bei diesen Überhängen hatten wir immer resigniert das Fernglas sinken lassen. Bei diesen Überhängen mußte es sich entscheiden, ob unser Weg überhaupt ein Weg würde oder ob unsere Hosenböden bei der sich ergebenden Rückzugs-Abseilerei draufgehen sollten. Bei diesen Überhängen standen wir dann vor der Entscheidung: entweder Pendelquergang nach rechts oder Seilquergang nach links. Wir entschieden uns für den Seilquergang.

Dieser Seilquergang führt dicht am Abbruch eines riesigen Felsendaches dahin. Man darf dabei nicht zu tief kommen, sonst zieht es einem unbarmherzig die Beine ins Meer. Dieser Quergang ist die Schlüsselstelle vom „Weg der Jugend“. Mit diesem Weg war es uns noch gelungen, ein „letztes Problem“ nur mit Seil und Haken als Hilfsmittel zu lösen.

Und was nun? So fragten wir uns, nachdem dieser Weg zu Ende gegangen war. Wir wollten auch weiterhin noch um „letzte Probleme“ wissen und flüstern, wollten planen, hoffen, zweifeln. Und wir begannen nach einem neuen „letzten Problem“ zu suchen. Wir begannen uns aber auch für Steinbohrer zu interessieren ...

Die Anwendung des Steinbohrers ist nicht so einfach, wie man sie in den Brandartikeln, die dagegen geschrieben werden, gerne darstellt. Die Anwendung des Steinbohrers verlangt viel Kraft und viel Nerven: das Drehen des Weißfels, das gleichmäßige Schlagen des Hammers — und das alles meist in einer Steigschlinge hängend, wobei man noch bedacht sein muß, das Körpergewicht gut auszugleichen, damit der Haken nicht herausgerissen wird, in dem man hängt! Mindestens eine halbe Stunde Arbeit kostet so ein einziges Bohrloch. Nach solch einer halben Stunde vermag man dann kaum mehr die verkrampften Fäuste zu öffnen. Man muß sie aber öffnen, weil man weiter muß — weil noch weitere Hakenlöcher gebohrt und weitere Haken geschlagen werden müssen. Und so lange nicht der nächste Standplatz erreicht ist, so lange gibt es auch kein Abwechseln in der Führung, weil die unsicheren Haken keine Abseilmanöver aushalten. Die Anwendung des Steinbohrers ist eine ernste und harte Angelegenheit!

Mit Hilfe des Steinbohrers erzwangen wir einen weiteren Durchstieg durch diesen glatten Teil der Blechmauer — den „Gipfelstürmerweg“. Im „Gipfelstürmerweg“ haben nur wir zwei Freunde ein Problem gesehen. Trotzdem wären wir todunglücklich gewesen, wenn wir daran gescheitert wären. Trotzdem waren wir auch nicht reslos glücklich, als wir als Sieger bei seinem Ausstieg standen. Der „Weg der Jugend“ hatte uns besser gefallen — weil da kein Bohren nötig war! Was duzende Brandartikel gegen die Anwendung des Steinbohrers nicht vermocht hatten, das war der Tat an sich gelungen: uns zu überzeugen, daß der Steinbohrer für den Alpinismus keine Zukunft habe.

Und dann sahen wir in der Direkten Bergsteigerwand das „letzte Problem“ im Nagfels. Und wieder zogen wir los, dieses letzte Problem zu lösen. Von unten betrachtet hatten

diese Problemwand schon viele Kletterer. Aber der große Dachüberhang hatte sie alle zu Pessimisten gemacht. Wir waren die ersten Optimisten gewesen, die daran glaubten, daß der dunkle Streif am Bauch des Überhanges ein Hafentisch sei und kein Wasserstreifen auf kompaktem Fels.

Aber der dunkle Streifen war nur ein Wasserstreif! Und vor diesem Wasserstreif mußten wir uns trotz des Steinbohrers im Rucksack, geschlagen bekennen. Lange saßen wir unter dem fünf Meter weit in die Lüfte ragenden Felsdach, und damit wenigstens etwas geschah, verschlangen wir dort unseren ganzen Tourenproviand bis zur letzten Dörrpflaume.

„Diese Wand ist ungangbar!“ sagten wir dann, spuckten den letzten Pflaumenkern in die Tiefe, packten still unsere Schlofferei wieder ein und seilten uns ab.

Im Jahre 1936 wurde die Direkte Bergsteigerwand von Walter Gstrein und Raimund Ruf durchstiegen. Die Wand war also doch nicht ungangbar. Nur für uns war sie ungangbar gewesen. Aber dann waren Jüngere und Bessere gekommen. So ist das schon im Leben.

Ich habe mich für die zwei Jungen gefreut, als ich die Nachricht von der Durchstiehung der Bergsteigerwand erfuhr. Ich habe mich wirklich gefreut. Denn alpines Neuland ist in unserer Zeit schon ein zu großer Schatz geworden, als daß er von einzelnen ganz gehoben werden könnte.

Wiederum: Die Höhe als Ziel

Wir sind in der Gegenwart angelangt.

Noch immer ist die Karalpe der Hausberg der Wiener. Doch anders ist das Besteigen der Karalpe geworden — weniger romantisch, sachlicher, so wie unsere Zeit. Man trachtet auf die günstigste Art zur Höhe zu kommen — per Seilbahn oder auf den kürzesten und mühelosesten Fußwegen. Es ist wieder so, wie es vor hundert Jahren war: die Höhe ist das Ziel. Ein Kreis hat sich geschlossen.

Ein Kreis hat sich geschlossen. Die Höhe ist wiederum das Ziel. Und neue Menschen ergreifen Besitz von dieser Höhe. Es sind die vollautomatisierten Menschen unserer Zeit. Menschen, die wenig Zeit haben, sich Empfindungen hinzugeben, Menschen, die sich nur zögernd Empfindungen hingeben, weil man in dieser Zeit sachlich bleiben muß, um überhaupt existieren zu können.

Ich denke jetzt an die romantischen Erzählungen eines mir befreundeten Bergsteigers (er ist heute schon weit über siebzig Jahre alt) von den Nagbesteigungen „seiner Zeit“. Damals wurde auch an Samstagen noch bis abends gearbeitet. Mit dem letzten Zug fuhr man dann nach Bayerbach. Nach Mitternacht kam man dort an. Und dann wanderte man beim Schein einer Laterne ins Höllental oder in die Prein. Man schlief in dieser Nacht nicht. Beim ersten Schein des Morgens stieg man dann in die Felsen: Teufelsabstube-steig, Wildfährte, Keißtalersteig, Preinerwandsteig ... es waren keine extremen Wege, aber man war groß im Genießen von jedem Flecken, wo sich eine schöne Aussicht bot. Man war überhaupt groß im Genießen. Man liebte es nach dem Bergstieg gut zu essen und auch gut zu trinken. Ein im Jahre 1900 verfaßter „Vorschlag eines Jahresprogrammes für einen gemüthlichen Nagliebhaber“ empfiehlt für den Monat Dezember den kurzen Gaislochsteig nur aus dem Grund, weil in den Wintermonaten man auf anderen Steigen „leicht die Mittags-Essenzeit im Otto-Schuhhaus versäumen könne“. — Nach dem Mittagessen legte man sich dann in die Latschen und schlief ein wenig. Und dann stieg man wieder zu Tal, nicht ohne daß man noch an einem markanten Punkt stehen blieb und ein leises „Ich komme wieder!“ in den Abend flüsterte ...

Und ich denke weiters an die Nagfahrten der folgenden Generation. Das waren die Menschen der Krisenzeit und der Wandervogelzeit, wie man sie heute auch nennt. Die Menschen dieser Zeit hatten wenig Geld und viel Begeisterung, sie liebten Lagerfeuer und schliefen in Höhlen oder Zelten, und sie standen beim Einstieg des Akademikersteiges Schlange, denn damals war der Alpinismus zu keiner Massenbewegung geworden. Immer sucht man in Zeiten der Not nach einer Welt, in der auch ein armer Teufel noch als Mensch gilt. Und die Berge waren so eine Welt!

Das war auch die Zeit, in der die jährliche „Raxpartie“ fest in den bürgerlichen Wiener Vergnügungskalender aufgenommen wurde so wie der monatliche Besuch des Heurigen und der jährliche des Braters und des Schönbrunner Tiergartens. Man liebte es, in Gesellschaft auf die Rax zu steigen, weil es so lustiger war. Und jeder Gesangsverein oder Liederklub veranstaltete auch einmal im Jahr seine „Raxpartie“. Fragt man heute noch einen Wiener dieser Generation nach dem Teufelsbadstubensteig oder nach dem Schlangen- oder Lörlweg, so wird sich sein Gesicht in seliger Erinnerung verklären, auch wenn er schon längst die Ansicht vertritt, daß bei der ganzen Bergsteigerei nicht mehr zu holen sei als müde Füße und ein Riesendurst. In dieser Zeit ging es auf der Rax meist sehr lustig zu. Um so unheimlicher war dann das Schweigen, das sich über den Berg senkte, als der zweite Weltkrieg begann.

Heute sehen wir in den Raxfelsen nur mehr eine kleine Schar junger Stürmer tätig, die alles, was in den vergangenen Jahren als schwer und allerschwerst galt, mit spielerischer Leichtigkeit bewältigt. Es gibt unglaubliche Alleingänge, unglaublich geringe Kletterzeiten und es werden auch unglaublich wenige Mauerhaken an den Mauerhakenstellen der Vergangenheit benötigt. Die jungen Kletterer von heute sind die besseren Kletterer, auch wenn man berücksichtigt, daß Profilsohle und Nylonseil viel dazu beigetragen haben, das Bergsteigen leichter zu machen. Die jungen Kletterer sind bessere Kletterer, weil sie unbeschwert von Sein oder Nichtsein in die Felsen steigen. Sie steigen ebenso unbeschwert in die Felsen wie ihre Alterskollegen auf dem Motorrad mit neunzig Stundenkilometern in die Kurven gehen. Sie verschwenden ihre Phantasie nicht mehr an Gedanken, was sein könnte, wenn jener Griff ausbräche; sie verschwenden ihre Phantasie auch nicht mehr um Schabernack und Hüttenzauber. Auf den Hütten in großen Klettergebieten ist ein puritanischer Ernst eingezogen. Es geht den Jungen nur mehr um die Wand, um die Kante, um Risse und Verschneidungen. Und es fehlt ihnen bitter das Kenland! Die jungen Kletterer treten auf der Stelle. Dieses Auf-der-Stelle-Treten ermüdet und hat wenig Reiz für junge Stürmer ... viele von ihnen treten daher auch bald wieder ab vom alpinen Schauplatz, bevor sie überhaupt erst zum Berg eine Beziehung gefunden haben.

Natürlich kann jetzt eingewendet werden, daß dies eben darum keine „echten Bergsteiger“ gewesen seien. Aber — Hand aufs Herz! — welcher Bergsteiger hat gleich als „echter Bergsteiger“ ohne Stürmerdrang und ohne Ehrgeiz zum Bergsteigen begonnen? Das Beispiel der Raxmauer-Erschließung zeigt, daß auch schon die Bergsteiger in klassischer Zeit ihre Freude daran hatten, mit neuen Wegen die Schwierigkeiten zu steigern. Zu jeder Tätigkeit auf dieser Welt gehört die Möglichkeit, daß man diese verbessern oder vervollkommen kann. Die Lösung des Faustproblems, „sich immer strebend zu bemühen“ ist ein Menschheitsproblem, das auch für Spiel und Sport seine Gültigkeit hat. Das extreme Bergsteigen hat auch auf der Rax keine große Zukunft mehr. Es wird stiller um die steilen Raxwände werden, so still, wie es heute um die vielen ausgefallenen Wanderwege und abseitigen Felspfade ist, von denen einst die Raxfreunde schwärmten.

Denn, wie gesagt, man trachtet heute auf die günstigste Art zur Höhe zu kommen. Man sucht nicht mehr mit Beschreibung und Karte einen Pfad, sondern folgt lieber einem gutmarkierten Weg — oder noch viel lieber: man benützt die Seilbahn. Man wartet lieber mit der Platzkarte in der Hand eine Stunde oder auch zwei Stunden geduldig, bis man in eine Gondel einsteigen kann, als daß man zum Wanderer wird.

In Abständen von einer Viertelstunde speit an schönen Sommertagen die Seilbahn Menschen ins Hochgebirge, die oft keine andere Beziehung zum Hochgebirge haben als die, daß sie eine Fahrt ins Blaue zufällig ins Gebirge geführt hat. Sie atmen etwas schwerer in dieser ungewohnten dünnen Luft. Und sie schauen etwas verwundert in diese klare, weite Welt, die so stille ist. Sie wissen mit dieser Welt nicht allzuviel anzufangen — und wenn sie etwas anfangen wollen, dann haben meist die Zeitungen wiederum etwas zu schreiben über die leichtsinnigen Halbschuhtouristen.

Die heute so viel zitierten Halbschuhtouristen! Und trotzdem liegt vielleicht gerade in ihnen die Zukunft des Alpinismus beschlossen! Denn vergessen wir es nicht: so mancher

Zünftige von heute hat ebenfalls als Halbschuh tourist seine Laufbahn begonnen. Und wenn das Ergebnis der Alpenvereinsarbeit ist, daß aus Halbschuh touristen richtige Bergschuh touristen werden, dann braucht uns um die Zukunft des Alpinismus nicht bange zu sein. Die Zukunft des Alpinismus wird freilich nicht mehr im Kampf mit dem Berg, sondern im Genießen des Berges zu sehen sein. Irgendein Dichter hat einmal gesagt, daß jede Idee nur gut für eine Generation sei. Daß der Alpinismus schon einige Generationen überlebt hat, zeigt, daß er eine wirklich gute Idee ist. Man kann nicht kategorisch sagen: Bergsteigen tut not! Aber irgendetwas wird es immer geben müssen, das die Menschen aus dem Alltag herauszuführen vermag. In einem kleinen Aufsatz, der im Jahre 1875 geschrieben wurde, und der sich unter dem Titel „Das Touristenwesen in hundert Jahren“ mit der Zukunft des Alpinismus befaßt, heißt es schon: „Aber die Touristik wird bestehen, der Wandertrieb im Menschen, seit Urbeginn eine sich stets in anderen Formen äußernde Eigenschaft, wird nicht erloschen sein, die Freude und das Vergnügen an Naturschönheiten und pittoresken Bildern kann aus dem Menschen überhaupt nicht schwinden und das Bedürfnis nach frischer freier Luft wird vielleicht später noch dringender an unsere Nachkommen herantreten als an uns.“

Die Bergsteiger von Morgen haben kein Neuland mehr, das sie erobern können. Aber es bleibt ihnen noch immer ein Land, mit seiner Stille und der klaren Luft, das anders ist als der Alltag. So lange die schweren Nebelschwaden, die durch das Gaisloch ins Höllental ziehen, imstande sind, Menschenherzen in leise Melancholie zu versetzen; solange der Sturm, wenn er über die Narhochfläche braust, nur wilden Trotz in dem sich entgegensetzenden Wanderer wach werden läßt; solange die Frühlingssonne in dem auf einem aperen Wiesenfeld ober den Lechnermauern hingelagerten Kletterer das Gefühl weckt, die ganze Welt umarmen zu müssen — solange wird für einen Teil der Menschheit der Alpinismus auch weiterhin eine gute Idee sein.

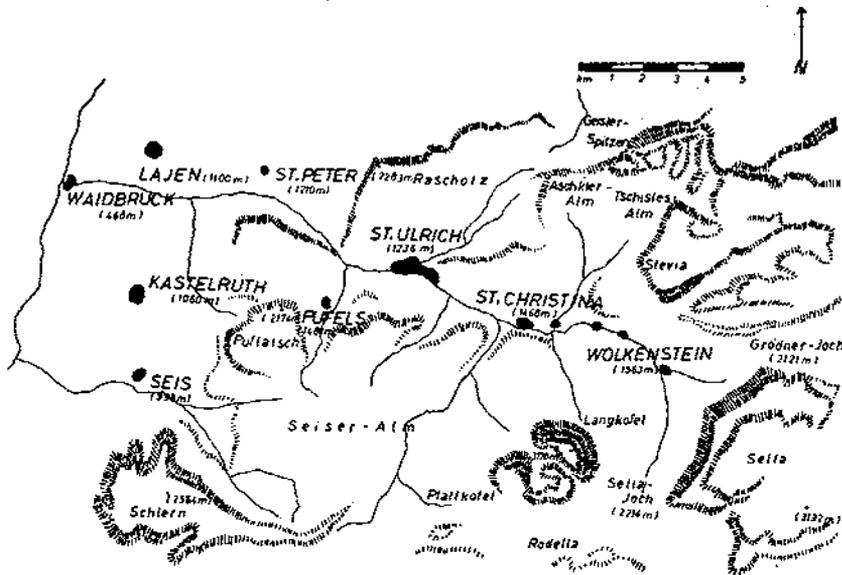
Vielleicht werden spätere Generationen etwas noch Schöneres als den Alpinismus finden. Vielleicht auch nicht. Dann aber werden die Menschen um vieles ärmer geworden sein.

Gröden — Landschaft und Mensch

Von Wilhelm Lutz

Folgt der Reisende — vom Brenner an — den Waffern des Eisack nach Süden, „stürzt“ gleich ihnen über Talstufen hinab, durchmisst Talbecken, eilt an den Türmen und Dächern der im Dornröschenschlaf versunkenen Städtchen Sterzing, Brigen und Klausen vorüber, so grüßen ihn am Fuß der Trostburg die hohen, über den Eisack gespannten Bogen einer allzu massigen, das Tal gleichsam verlegenden Brücke. Den „sonnigen Süden“ suchend, ahnt der Landfremde nicht, daß diese Bogen ihn in das Reich der Dolomiten zu tragen vermögen. Inmitten der Dolomiten aber liegt — überragt von den Felsen des Langkofels und der Sella — abseits der nord-südgerichteten Lebensader der Alpen: Gröden.

In der engen Schlucht des Grödnertales klettert die Straße ostwärts empor, zur Rechten von bewaldeter Höhe steil überragt, zur Linken von einem durch Uferterrassen gegliederten, von Buschwerk und Baumgruppen durchzogenen Hang flankiert. Am



weiten Lajener Gehänge aber eilt der Wanderer — die Schlucht meidend — auf dem alten Postweg durch sonnentrunkenen Fluren dem von Ferne grüßenden Langkofel entgegen. Und gleich ihm windet sich auch das Grödnertal am sonnigen Hang entlang. In mehr als 600 m hohem Anstieg erklimmt es von dem verträumten Klausen die Pforte des Grödnertales, dieses Hochtal mit der Brennerlinie verknüpfend. Eine gewaltige Felsmauer, in der in offenen Abbruchnischen der Quarzporphyr rötlich leuchtet, scheint Straße, Bahn und Pfad bei Pontives jeden weiteren Weg zu verlegen. Und wenn sich ihnen auch, da sie einen breiten Strom grobblotiger Felsen gequert, das Tor unvermittelt öffnet und sie in eine lange Schlucht eintreten können, so legt sich dennoch — gleich einem Kiesel — der Bozner Quarzporphyr vor das Dolomitenhochtal

und grenzt diesen Raum deutlich von dem des mittleren Eisacktales ab. Zwei Landschaften werden hier geschieden, — eine jede in ihrem Gepräge andersartig.

Weit in das Tal vorjpringend erhebt sich der Pilschberg (2365 m), wohl nicht mathematischer, aber doch geographischer Mittelpunkt dieses Raumes. Der Blick vermag hinabzugleiten in das schmale Tal des Grödnner Baches, — er vermag gegen Süden hinüberzustrahlen über die Weite der Seiser Alm, um sich an den Felswänden des Schlern und des Molignon, an den Spitzen der Kofzähne, an Lang- und Plattkofel zu brechen. Er greift im Südosten und Osten über Sella- und Grödnner Joch hinüber auf die Felsumrandungen und Almflächen des Fassa- und des Gaderetales, er erheischt die Eistappe der Marmolada und ruht gleichzeitig an der gestuften Wand der Sella. Er erschließt die Schlüssel der Achfler- und der Gisselsalm zu seinen Füßen, er klettert über die im Sonnenlicht fahlweiß leuchtenden Dolomitschuttkegel gegen Stevia und Col da la Pienes hinan, er ahnt über der Kante dieser Berge die Weite der Kalkplateaus, er brandet im Norden an der von Schuttrinnen zerrissenen Wand der Geißlerspitzen an, — und im Nordwesten und Westen verliert sich dieser Blick über dem Raschöb in der Weite des Raumes jenseits von Eisack und Etsch in der weißen Gipfelregion der Stubai, Öztaler und der Ortlergruppe.

Die Dolomitsfelsen bestimmen das Landschaftsbild des Tales. Sie bilden in das Tal, mögen sie auch nur seinen inneren Lauf umsäumen. Fingergleich streckt sich über den Höfen von Sabedin der Langkofel empor. Und mag er auch seine Gestalt ändern, sich dem über das Grödnner- oder Sellajoch kommenden Wanderer als Wand offenbaren, dem von Westen sich nähernden zerrissen erscheinen, — als Finger bleibt er Wahrzeichen des Tales. Scheint der Langkofel aller Erdschwere zu entbehren, — die Sella ist der Erde verhaftet. Als kaum zerrissene Wand schließt sie das Tal gegen Osten und Südosten ab. Sie ruht in sich. Ihre hohe, in sich gestufte Wand vermag ihre Breite nicht aufzulösen. Hahnenkammartig steigen jenseits des Buftatsch und der Danterceppies die Kofzspitzen ostwärts hinan, durch Scharten und Schuttrinnen aufgelöst. Der Mont de Soura dagegen bricht an scharfer Kante wandartig ab. Jenseits des Langentales endet in hohem Abbruch die Stevia, in ihren Schrofen die letzten Mauerreste der Ruine Wolfenstein verbergend. Und aus dem Tal des Gisselsbaches grüßen über die Almwiesen herunter die hellglänzenden Geißlerspitzen. — Über und unter diesen hohen Dolomitwänden aber erstreckt sich die Weite der Almen. Waagrechte und Senkrechte des Landschaftsbildes stehen übereinander, jede in sich wahr, — beide Ausdruck der Erdgeschichte.

Wie in dem Erleben der Formen, so offenbart sich auch in dem Erleben der Farben das Wesen einer Landschaft. Farben und Formen lassen die Landschaft unserem Auge plastisch werden. Wem bliebe ein Abend in den Dolomiten nicht unvergeßlich? Wenn die letzten Strahlen der Abendsonne noch die Zinnen und Wände der Dolomitsfelsen beleuchten, wenn der Tag weicht und von jenseits — in graublauem Gewand gekleidet — die Dämmerung heraufsteigt, über weite Flächen dem fliehenden Tage nacheilend. Wenn die Dolomitwände, schon in fahltem Scheine glänzend, plötzlich nochmals für wenige Augenblicke in feuerrotem Lichte aufleuchten, aus der Tiefe des Himmels die Sonnenstrahlen erheischend, — doch nur für kurz, um dann die Nacht hereinbrechen zu lassen. — Die weiten grünen Almen, die senkrecht aus ihnen aufsteigenden hellgrauen Dolomitwände und ihr röthliches Leuchten zur Abendstunde vereinen sich zu einem Farbenspiel, das in dieser Reinheit wohl einzig den Dolomiten eigen ist: Rein sind die Farben — und klar die Konturen dieser Landschaft.

Eingesenkt in die Weite der Almen erstreckt sich das Grödnner Tal von Ost nach West. Während es aber an seinem Ausgang durch eine Felsenge „verschlossen“ ist, greift es über Grödnner- und Sellajoch am Fuß der Sella in die Schwefertäler, das Gader- und das Fassatal, hinüber, die gleich ihm schluchtartige Ausgänge haben. Alle diese Dolomitentäler erscheinen dadurch ausgegliedert und von Natur gleichsam ausersehen, ein Eigenleben führen zu dürfen. Sie sind — einschließlich dem Buchenstein Tal — letzte „Rückzuggebiete“ der einst in weiten Teilen der Alpen wohnenden Rätoromanen.

An der linken, südlichen Flanke des äußeren Tales fallen Buflatsch, Pißberg und Pedrotsch in steilen Hängen gegen den Bach ab. Stellenweise schmal entwickelte Leisten vermögen dem Fall nicht Einhalt zu gebieten. Steilwandig brechen Felsbänder aus den Hängen heraus. Diese geschlossene Talwand wird durch schmale und kurze Bacheinschnitte kaum merklich unterbrochen. In steilem Lauf oder in freiem Fall stürzen in ihnen die Wasser der Seiser Alm zu Tal. Den Fuß des Pißberges und des Buflatsch säumen sanfter geneigte, stellenweise flachwellige Hänge, die gegen den Sattel von Runggaditsch hinanziehen. Anders die rechte, nördliche Seite des äußeren Tales. Gleichmäßig geneigt, fällt der Hang sanfter gegen den Bach ab, jeden Gefällswechsel meidend. Auf ihm ruht alles, mag auch die linke Talwand herniederzustürzen drohen. — Und dieses asymmetrische Bild kehrt in fast noch eindrucksvollerem Ausmaß im Annatal wieder. Mäßig geneigt, vernarbt: die rechte — in offenen Gesteinswänden „blutend“: die linke Talseite, in stetem, schon Jahrmillionen währenden Kampf mit den an ihnen nagenden Wassern. Das ewigzeitlose Spiel der Kräfte. In diesem ungleichen Bild spiegelt sich die Erdgeschichte wider: Auf der weiten, gegen Südosten geneigten Platte des Bozner Quarzporphyr sind die Wasser im Laufe von Jahrmillionen abgeglitten und haben alle darüber liegenden Schichtpakete jüngerer geologischen Alters — stetig unterschneidend — zurückwittern lassen. Wer fühlt im Anblick der rötlichen, weißgrauen und graubraunen sandigen, kalkigen und mergeligen Schichten und Schichtpakete der linken Talflanke des Annatales den Prozeß geologischer Zeit nicht in den Augenblick verlegt? In den Talflanken bieten die Schichtköpfe jüngerer Schichtpakete den Tälern die Stirn. Gegen Südosten und Süden mäßig geneigt, versinken sie unter Pißberg und Ballest, unter Pedrotsch, Pißberg und Buflatsch und somit in der Tiefe der Seiser Alm. Ist jene Talrinne, die vom Fuß der Seceda gegen Südwesten streicht, nicht der randlichen Verzierung einer großen Schüssel vergleichbar? In der langen Talenge von Pontives aber durchbricht der Grödnner Bach den äußeren Schüsselrand.

Von Bescofa an verengt sich talein das Tal. Kalkig-mergelige Schichten bilden auf beiden Talseiten steilere Hänge. Und abermals gewinnt das Tal — da ein Dolomitband dieses quert — schluchtartigen Charakter. Das innere Tal wird hierdurch gleichsam abgechnitten. Innerhalb dieser Schlucht aber kehrt das gleiche asymmetrische Bild des äußeren Tales wieder, mag es auch weniger scharf gezeichnet sein: Steil erhebt sich die linke Talflanke, oft wandartigen Charakter annehmend, kaum wahrnehmbar durch kleine Bacheinschnitte unterbrochen, — und mäßig steil steigt die rechte Talseite gegen den Pißberg an. Von rechts nimmt der Grödnner Bach die Wasser der Achler- und der Giflesalm auf, die — gleich denen des Annabaches — ihre linke Talseite in ihrer bunten Schichtfolge freilegen. Zwischen Ruacia und La Boza riegelt abermals ein breiter, mäßig hoher Rücken das Tal ab. In tiefer Schlucht hat der Grödnner Bach seinen Weg durch ihn gefunden. Doch nun verbreitert sich das Tal, die Talwände treten zurück. In diesem Becken des Talinnern sammeln sich die einzelnen Taläste. Eine gewaltige Dolomitmauer faßt den Talfluß halbkreisförmig ein.

Das gesamte Tal ist in solchem Maße durch den geologisch-tektonischen Bau bedingt, daß dem Glenden die Kleinformen der Landschaft nahezu unsichtbar bleiben. Ihn überwältigen die großen klaren Linien des Landschaftsbildes — in Jahrmillionen geworden —, und er erachtet die Verzierungen letzter Jahrtausende für unscheinbar. Und doch: Moränendecken und -wälle und talfremde Geschiebe deuten die einstige Vergletscherung an. Schottermassen und sandige Ablagerungen selbst noch in 1450 m — hoch über den heutigen Bachläufen — weisen auf die dem Eoteis der letzten Eiszeit entlangfließenden Schmelzwässer hin, mögen sie auch heute noch unter manchen Grödnern die Vorstellung nähren, als habe einst ein großer See das ganze Tal erfüllt. Die großflächigen Berechnungen von Soplas und St. Christina verdanken ihre Entstehung gewaltigen Talverschüttungen der Späteiszeit, während der zahlreiche Nebenbäche auch größere, heute wieder zerschnittene Murkegel ins Haupttal vorgeschoben haben.

Der Blick streift über die Hänge des Tales hin. Er ruht in der Großflächigkeit des Waldkleides. Die in das Landschaftsbild eingestreuten Höfe, Weiler und Ortszentren gleichen nur Flecken und Rissen dieses Gewandes. Das dunkle und satte Grün der Fichten und Zirben, das Olivgrün der Kiefern und das in diese eingeprenge licht-sonnige Grün der Lärchen bestimmen seine Farbe. Der Wald schließt sich an die steilen Hänge und Klanken des Tales an: Er bedeckt die weite Quarzporphyrplatte des Raschöy, die hohen Hänge des Fuslatjch, des Bizberges, des Bedroisch und die des inneren Tales, er kleidet weithin die Steiflanken der Seceda, des Pitschberges und des Ballest, er überzieht den Kalk- und Dolomitschutt unter Sorafas und Stevia, er folgt den tiefen Einschnitten der Bäche in die Höhe. Grauerlen und Weiden, Fichten und Lärchen säumen die Wasser und begleiten sie als schmale Bänder. — Der Lebensraum des Waldes ist eingengt. Er erstreckt sich so weit, als Steilheit des Geländes und Kargheit des Bodens eine anderweitige intensive Nutzung der Bodenfläche durch den Menschen ausschließen. Der untere Saum des Waldkleides ist annähernd gleichsinnig, mag auch die eine oder andere „Nobungsinfel“ ausgespart sein; sein oberer Saum aber ist zerfrant, löst sich auf in scheinbar zufällige Waldstreifen und Waldinseln — doch nur scheinbar, denn auch hier ist der Waldraum eingengt durch die wirtschaftlichen Erwägungen des Menschen und wird weithin nur durch besondere Voraussetzungen der Naturlandschaft geschützt. Nacheiszeitliche Moränenwälle und Bergsturzgelände sichern den Bestand größerer Baumgruppen. — Der Ost-Westverlauf des Tales und die daran geknüpfte unterschiedliche Sonnenauslage bestimmen in starkem Maße Bestand und auch Umtriebszeit des Waldes. Die Kiefer bevorzugt die trockenen Lagen des sonnseitigen Gehänges, die Fichte dagegen die schattige Talseite. Die Lärche ist auf beiden Talseiten in gleicher Weise beheimatet; weithin findet sie sich auf den jonnentrunknen Lärchenwiesen. Mit ihr stößt die Firbe in den Kampfgrütel vor. — Die großen Zirbenbestände, besonders der höher gelegenen Teile des Raschöyer Waldes, bildeten einst und auch heute noch die Grundlage der Grödnner Schnitzerei.

Über dem Waldgürtel liegt — nurmehr durch einzelne Baumgruppen betupft — die Weite der Almen. Sie greifen in der Großflächigkeit der Landschaft weit aus. Ihr Farbenspiel reicht von dem kräftigen Grünbraun der Sumpfwiesen bis zum Fahlgrün der Hochweiden, denen eine geschlossene Grasnarbe weithin fehlt. Aus den zerrissenen Dolomitwänden ergießen sich Schuttkegel auf die Almen hernieder, auf denen die Ratschen nur mühsam Fuß zu fassen vermögen. — In einem weiten Bogen umgeben die Almen das Grödnner Tal. Von der Raschöyer-, Nchler- und Eisesalm im Norden schwingt sich der Bogen über Stevia- und Puezalm, über Redul und Danterceppies, über Plan da Frea und Sellajoch, über Ciamp Pinoi, Mont de Soura und Gianderaves hinüber zur Seiser Alm, der sicherlich bekanntesten unter ihnen. Mit mehr als 50 qkm ist sie eine der größten Almen der Ostalpen.

Oberhalb der weiten Waldplatte des Raschöy erstreckt sich von 2100 m an die farge Kaltvieh- und Pferdeweide von Außer- und Innerraschöy, der obere Saum einer nach Westen und Norden jäh abbrechenden Gesteinsplatte. Wahrlich farg, denn mächtigerer Verwitterungsboden fehlt, und weithin schimmern unter schütterer Grasdecke die Gesteinsplatten des Quarzporphyrs hervor. Nahe der Saltnerhütte, der Weide der Hirten, tropft eines der wenigen Rinnsale, eintönig und dennoch belebend: „ein Tropfen auf den heißen Stein“ — mehr Wasser gibt es nicht. Fünf Gemeinden — St. Ulrich, Lajen, Gusfdaun, Theiß und Willnöß — und einzelne Bauern von St. Christina haben auf dieser Alm Weiderechte. Jahr für Jahr weiden etwa 300 bis 400 Stück Vieh auf ihr.

Genfests der hohen, über der Broglesfenne aufragenden, durch die Panascharte kaum merklich unterbrochenen Kante der Seceda und der Fernedatürme liegen Nchler- und Eisesalm, eingebettet in die sanfteren, zum Teil bewaldeten Hänge des Pitschberges und in die hohen Felswände und steilen Schuttkegel der Weißlerispitzen, der Montischella und der Stevia. Beide scheinen eine Schüssel zu bilden und doch sind sie klar voneinander getrennte, selbständige hydrographische Einheiten. Beide Almen besitzen

aber auch ein andersartiges Landschaftsbild. Die Achkleralm ist grüner, saftiger, lieblicher. Sie ist in sich sanft gewellt und kleine Wannen und Mulden sind in das Gehänge eingebettet. Das anstehende Gestein tritt unter einer nahezu geschlossenen Grasnarbe kaum zutage. Die Giflesalm dagegen ist in ihrem Landschaftscharakter rauher, härter. Sie ist sehr viel unruhiger, zerrissener, — sie ist karg. Das anstehende Gestein liegt vielerorts entblößt. Stevia, Montischella und Saff Rigais überragen erhaben diese Alm. In hohen Talstufen enden Val della Salieres und Val dal Ega, nach Nordosten zurückgelehnt: Forces de Sielles. Den Fuß der steilen Hänge begleiten unverkennbar die Spuren einer einstigen Hangvergleisung. — Achkler- und Giflesalm wirken noch nahezu unberührt. Der Wanderer begegnet nur dem Wanderer und dem Sohn dieser Berge, dem alten Bauern. — Die Giflesalm wird seit alters gleich der Raschöheralm nur von Galtvieh und Pferden beweidet. Selbst aus dem Gadertal wird Vieh herübergetrieben. Die Schwesteralm dagegen dient — heute zumindestens — weithin nur als Mähwiese. Selbst in 2500 m werden hier noch Wiesen gemäht. Über die weiten Hänge liegen die Blockhütten verstreut. Der Almbetrieb spielt sich in einfachen, heute überalterten Formen ab.

Auf der Hochfläche der Stevia ist die Weide karglicher. Über schwindelnder Höhe werden alljährlich im Frühsommer die Schafe auf dieses Plateau aufgetrieben. Säh bricht allseits mit messerscharfer Kante die nach Südosten geneigte Fläche ab und in tiefen Einschnitten greifen die Schutt- und Murrinnen des Langentales herauf.

Der Col da la Bieres scheidet Stevia und Puez: eine weite, öde und dennoch reizvolle Karstlandschaft. Zur Rechten bricht die Hochfläche unermittelt ab. Doch welch Bild, da man über tiefem Abgrund steht und in diesen hinabblickt! Unter senkrechten, viele 100 m hohen Wänden erfüllen Murkegel das Langental. Zahnradartig greifen sie ineinander und nur selten sparen sie kleine Aufschwemmungsebenen aus. Diese vielen, aus den Wänden herauspringenden Regel lassen die Form eines U-Tales entstehen, — aber sie täuschen damit ein glazial überformtes Tal nur vor. Neben breiten, meist wasserlosen Murrinnen kriecht Nadelgesträuch die Schuttkegel hinan, in stetem Kampf mit dem fließenden Schutt. Stundenlang wandert man durch dieses Tal, — allein. Vielleicht vernimmt man das Räten der Glocken weidenden Viehs, vielleicht auch begegnet man im Frühsommer oder im Spätherbst einer weidenden Schafherde.

Auf La Gardenaccia umgibt den Wanderer wasserlose Weite. Doch am Crespeina-see springen zur Zeit der Schneeschmelze lustig die Quellen, um dann jedoch im Spätsommer und Herbst zu ermliden. In dem Seebecken sammeln sie sich, und ihre Wasser verschwinden — dem Auge unsichtbar — in der Tiefe des Gesteins. Alles ist Schafweide: Aus dem Langental steigen im Frühsommer die Schafe auf die Dolomitplateaus herauf, und in stetem Trieb weiden sie über Puez und La Gardenaccia, über den Col Turand und den Mont de Soura ins Reduttal, um dann im Spätherbst wieder hinabzusteigen ins Tal.

Auf dem Gröbner Joch, am Muliatsch und in der weiten Talung der Pian da Frea liegen unter den Wänden der Sella die Heuhütten inmitten der Mähwiesen verstreut, nur während weniger Wochen belebt, sonst gleichsam erstorben in der Lieblichkeit der Landschaft — mögen auch die hohen, von schwarzer Verwitterungsrinde überzogenen Wände drohend herniedersehen. Nur nahe dem Bergsturzgelände weiden nach der Mahd die Kinder zweier Almen. — Und das gleiche Bild kehrt wieder zwischen Sella und Langkofel: Heuhütten, inmitten saftiger Wiesen und Zirkengruppen an Schwere verlierend. — Auf den hohen Halben unter den Dolomitwänden und -zinnen, in dem groben Blockwerk der Steinernen Stadt und auf den sanften, aus vulkanischem Gesteinsmaterial aufgebauten weiten Hängen des Passes grasen Schafe. Rund um den Langkofel aber, im Schutz der 1000 m senkrecht aufsteigenden Wand, weiden auf den tahlen Hängen der „Tramans“, auf der weiten Platte des Biz de Sella, auf dem baumlosen Rücken des Mont de Soura und auf dem von Fichten und Lärchen eingesaften Confinboden Galtvieh, Ochsen und Pferde, mehrmals während des Sommers ihren Weide-

platz wechselnd. Auch aus dem Eisack- und Eischtal weidet hier Galtvieh. Aus der Waldweide von Giandebaves tönt das Geläute der Glocken weidender Kühe und Kälber herauf. Während mehr als dreier Monate sind sie nachts in Sommerstallungen auf Monte Pana untergebracht.

Mit steilem Waldhang bricht die Seiser Alm im Norden gegen das Grödner Tal, im Westen gegen die Terrasse von Kastelruth—Seis ab. Im Südosten riegelt die Schneide Seiser Alm und oberstes Durontal voneinander ab. Im Süden und Osten aber überragen Schlern und Kofzähne, Lang- und Plattkofel die Alm. Die Seiser Alm ist klar umrissen. Im Innern der Alm trennen sanfte Rücken flache, weithin versumpfte Mulden. Baumreihen folgen den Bächen. Hunderte von Alm- und Heuhütten sind über die weiten Wiesenflächen verstreut. Weit vermögen Auge und Fuß zu wandern. Den Boden der Seiser Alm nehmen in großer Ausdehnung leicht verwitterbare Tuffe, Tuffkonglomerate und mergelige Schichten ein. Er ist daher tiefgründig, weithin wasserundurchlässig und neigt in starkem Maße zur Versumpfung. Die Ränder der Seiser Alm zeigen Lava- und Tuffablagerungen. Über ihnen aber baut der Schlerndolomit den Kranz der Wände auf. Im Goldknopf und im Grünsfer Büchel tritt er in mäßig hohen Bergköpfen gegen die Seiser Alm vor.

Wirkt die Seiser Alm in ihrer Großflächigkeit auch ungemein einheitlich, so scheint sie dennoch in einzelne Landschaften zu zerfallen. — Der Hochfläche des Puslatzsch, dem Pizberg und dem Gehänge der Schneide fehlt das saftige Grün der übrigen Seiser Alm. Die Böden sind trocken. Der Graswuchs ist spärlich. Das Gelände dient weithin nur der Weide. Alpenrosen und Preiselbeergebüsch überziehen die gegen Norden und gegen Westen geneigten Hänge der Bodenwellen. Die Landschaft wirkt herb. — Senen Raum zwischen den Abhängen des Puslatzsch, des Pizberges, dem Großen Sumpf und dem „Joch“ bestimmen die vielen kleinen Tälerchen und Rinne, — die diese begleitenden Baumreihen und -gruppen, Lärchen, Grünerlen und Fichten. Das Bild wechselt ständig, das Auge vermag nicht zu ruhen, und dennoch begegnet man immer wieder den gleichen Formen, den gleichen Baumgruppen. — Das „Joch“ dagegen, das vom Großen Sumpf als breiter Rücken nach Südwesten streicht und damit die Seiser Alm gleichsam halbiert, ist baum- und strauchlos, — ist offen. Der Wind vermag ungehindert über den Rücken zu streichen. Weithin bedecken sumpfige und stark vermooste Wiesen den Grund. — Den eigenartigsten Charakter unter allen Einzellandschaften weist die Cepit auf, eingefangen von „Joch“, Goldknopf und Schlern. Sie gleicht einer weiten, gegen Westen geneigten Schüsselform. In tiefen Einschnitten zerreißen die Bäche das Gelände und in ihrer Nähe scheinen die Hänge zu fließen; die tiefgründigen Böden kommen der starken erosiven Kraft des Cepitbaches entgegen. Lärchen und Fichten begleiten streckenweise die Bachläufe. Die sanft abfallenden Gehänge lösen sich in ein grubig-kuppiges, stellenweise sumpfiges Gelände auf. Diese Alm wirkt in ihrer Kahtheit und Zerrissenheit ungemein ernst. — Die Saltrie gleicht weniger einer Weide- denn einer Waldlandschaft. Die hohen Hänge des inneren Tales werden von einem dichten Waldkleid eingenommen. In einem breiten Tal fließt der Saltriebach, in seinen eigenen Schottern eingeschnitten. Hier liegt einer der Kernräume der Almwirtschaft. Schwaige liegt nahe bei Schwaige.

Von der Magdalenen- (Mitte Juli) bis zur Barthelmäwoche (Ende August) beherrscht ein reges Leben die Weite der Almwiesen. Mäher steht neben Mäher, Recherin neben Recherin. Die Hand mäht, noch kaum die Maschine. Die eigenen Familienangehörigen genügen in der Regel nicht, und so werden „fremde“ Arbeitskräfte für die Mahdzeit angeworben. Bei der Wahl der Arbeitskräfte achtet der Bauer auf deren Arbeits- und Lebensrhythmus, damit „der Frieden geichert sei“, — und so nimmt der Kastelruther Bauer Kastelruther, der Bajener Bauer Bajener Bauernburtschen und -mädel. — Fragt man nach der Größe der gemähten oder zu mähenden Wiese, so erfährt man keine Größe in Quadratmetern, sondern die für Mahd und Rechen der Wiese notwendige Zahl der Mäher und Recherinnen. — Die vielen, meist aus runden Holzstämmen im Blockwertbau errichteten und mit Legschindeln bedeckten Heuhütten nehmen bis in den Spätherbst

oder Frühwinter das Heu auf, das dann zum großen Teil meist nach dem ersten Schneefall über gefrorenen Boden zu Tal gefahren wird. Auf der Seiser Alm stehen ungefähr ebensoviel Heuhütten als das Jahr Tage zählt. Etwa 300 Besitzer, meist Kasteiruther und Gröbner, teilen sich in diese große Almfläche, doch nur etwa 80 unter ihnen besitzen das „Schwaigrecht“. Schon im Mai, Juni „fahren“ sie mit ihrem Vieh auf die Alm, beweiden in den ersten Wochen — bis zur Mahd der eigenen Wiesen — fast ausschließlich Gemeinde-, später eigenen Grund. Daher liegen die Schwaigen in der Regel auch in einer mehr oder weniger breiten Randzone, von der aus die Gemeindegrenze leicht „befahren“ werden können. Die „Wiesenbauern“ dagegen, denen kein Schwaigrecht die Möglichkeit gibt, Gemeindegrenze zu beweiden, schwaigen heute zum Teil nach der Mahd mit einem Teil ihres Viehs auf eigenem Grunde nach. Vor wenigen Jahrzehnten aber mußten sie am 1. September den Schwaigbauern weichen, die ihr Vieh von Norden nach Süden und von Osten nach Westen über die gesamte Seiser Alm weiden lassen durften.

Unter allen „Gröbner“ Almen ist allein der Seiser Alm ein Almleben eigen. Hier wird nicht nur gemäht und gereicht — nein, jenseits der harten Arbeit durchpflust Leben die Alm. Die vielen nichteigenen Mäher und Recherinnen sind nicht nur bezahlte Arbeitskräfte, nicht nur Saisonarbeiter, — sie bleiben Menschen, die durch ihr Sein Leben erzeugen. Wenn während der Arbeit Schabernad über die Wiesen springt, wenn am Freitag Abend nach der Woche Arbeit Mäher und Recherin, Burjche und Mädal sich zum Tanz vereinigen, wenn am letzten Freitag das junge Volk quer über die Alm auf Goldknopf und Schlern wandert, wer fühlte dann sich nicht an „Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste!“ erinnert? Jeder Mäher, jede Recherin weiß darum, ja jeder sucht den Scherz, sucht das Leben, indem er sich jenem Bauern „verdingt“, der Sinn dafür besitzt.

Die heutige Zeit greift mit ihren Fingern entlang der Straße und Seilbahn auch nach der Seiser Alm. Sommerhäuschen, Pensionen, Hotels und Parkplatz kennzeichnen das Straßenende der von Seis heraufführenden Straße, den Fuß des Pizberges und die Saltrie. Das Landschaftsbild der Seiser Alm hat sich hierdurch stellenweise geändert, — und es verliert dort immer aufs neue durch den Mißton, den Hotelbauten neben Almhütten erzeugen, — erzeugen müssen. Wird eine quer über die Alm führende Straße — mag sie auch zunächst die Annuwirtschaft beleben — geeignet sein, diese Entwicklung zu hemmen und die Überfremdung zu mindern? Und entzieht man sich — nachdenklich und ein wenig wehmütig — dieser Landschaft und steigt Nischler- und Giflesalm hinan, so empfindet man ihr Unberührtsein um so stärker. Werden auch sie irgendwann einmal Seilbahnen „erschließen“ und sie dadurch ihres Zaubers berauben?

Von diesem Kranz der Almen umwoben, eingefasst in ein dichtes Waldkleid, liegt im Tal der Siedlungsraum des Menschen. Gleich Perlen an einer Kette sind die Höfe, Weiler und Siedlungszentren in ununterbrochener Folge an einem langen, das ganze Tal durchziehenden Band aneinandergelüpfelt. Von Linacia inner Plan reicht es bis Socrép, am Talausgang gelegen, und auf den breiten Rücken von Runggaditsch. In keinem der anderen Dolomitentäler ist der Talraum in einem solchen Maße durchsiedelt wie in Gröden: Ein Hof erblickt den anderen! Der Siedlungsraum wirkt daher offen, — die Landschaft durchsonnt.

Betritt man durch die Talenge von Pontives oder über den Sattel von Runggaditsch das Tal, so eröffnet sich dasselbe traute Bild, das das Auge des Wanderers im Eisacktal, da er auf das Gehänge von Feldihurns, Willanders und Barbian geblickt, gefangen hatte. Weit über das Gehänge verstreut liegen die Einzelhöfe inmitten ihrer Felder und Wiesen, durch Wege miteinander verknüpft. Der Einzelhof bestimmt als Paarhof das Siedlungsbild. Zur Linken liegen die Höfe von Außervinkel am unteren Rand der Raschhöfer Platte, jene von Runggaditsch, dem Tale zugekehrt, zur Rechten auf dem sanfteren Gehänge am Fuß des Puzlatich. Und dasselbe Bild kehrt wieder und wieder, da der Wanderer vom Pizberg hinablickt auf Pufels, hineinblickt ins Annatal auf die

Höfe von Oberwinkel, da er vom Pedrotsch hinüberblickt auf Pilat und St. Jakob, vom Mont de Soura auf das weite Gehänge von Plesdináz, vom Ciamp Pinoi auf La Poza und Larciumei, von Plesdináz auf Tlesuta, da Culác, Ciastat und La Selva, da er am schattseitigen Gehänge nahe dem Bach entlang dem Waldrand taleinwärts wandert.

Mögen auch viele Bauernhäuser Grödens durch ihren Holzbau oder ihre Holzverschalung, durch ihre vorgefragten Söller eine heimelige Wärme ausströmen, — die Mehrzahl der Wohnhäuser erstirbt in ihrem nüchternen Steingewand. Der Steinbau stellt die jüngere Entwicklungsform des Hauses dar. Der dem Wohnhaus vielfach angeklebte Backofen und das randlich durch Bretter eingefasste und dadurch abgewandelte Schindeldach kennzeichnen das Haus des Grödner Tales, mögen sich diese Merkmale auch in anderen Talschaften wiederfinden. — Dem Wohnhaus ist der Stadel zugesellt, Stall und Speicher vereineud. Auf einem steinernen Sockel ruht der Holzbau, den — vorgefragt gleich dem Söller — der Balancin umläuft. Er löst sich in ein lustiges Gestränge auf, in dem unter dem Schuß des Daches das Getreide nach dem Schnitt getrocknet wird. Der Balancin erscheint als eines der besondern Bauelemente des dolomitenladinischen Raumes.

Zu Füßen der Einzelhöfe liegen im Tal die Ortszentren von St. Ulrich, St. Christina und Wolfenstein. Ihre Bildung ist nicht durch eine besondere Lage begünstigt worden, sondern allein zufällig bedingt gewesen. — „St. Ulrich“ ist um Pfarrkirche und um Antoniuskapelle gewachsen, — zufällig, da die Kirche ihren heutigen Standort erst nach Zwistigkeiten innerhalb der Pfarrgemeinde zu Ende des 18. Jahrhunderts gewonnen hat. Die dichtest verbauten Wachstumsspitzen schließen sich heute an die Talstraße an und folgen im übrigen den auf den Col de Flam und nach Außerswinkel führenden Wegen. Mehr oder weniger schnell löst sich das Zentrum randlich auf; nur entlang dem Grödner Bach ist es scharf begrenzt, da dieser die Gemeindegrenze zwischen St. Ulrich und Kastelruth bildet. — Das Zentrum von St. Christina ist klein und beschränkt sich auf Kirche, Widum (Pfarrhaus) und Spital, Schule, Gemeindeamt und Gasthof. Doch da es abseits der Talstraße auf einem Felsen liegt, stockt es in seiner Entwicklung. Der Ort wächst vielmehr entlang der Talstraße. — „Wolfenstein“ zerfällt in einzelne, zufällig gebildete und deutlich voneinander getrennte Hausgruppen, deren Kristallisationspunkte Hotels sind. Kirche, Schule und Gemeindeamt, wiederum abseits der Talstraße gelegen, wirken keine Anziehungskraft aus. — St. Christina und Wolfenstein wachsen unorganisch, da ihnen eine wirklich zentrale Bedeutung fehlt. Allein St. Ulrich besitzt diese als Hauptort des Tales. Einst nannte man St. Christina als kirchlichen Mittelpunkt des Tales „Gröden“. Heute ist diese Bezeichnung, die andererseits den Namen des ganzen Tales wiedergibt, im Sprachgebrauch mancher Grödner auf St. Ulrich, den städtischen Mittelpunkt des Tales, übergesprungen.

Ost-Westerrichtung des Tales und Asymmetrie des Talquerchnittes heben die Günstigkeit gegen Süden und die Ungünstigkeit des gegen Norden geneigten Gehänges in besonders starkem Maße hervor. Am sonnseitigen Gehänge sammeln sich in der Vielzahl der Höfe und ihrer Kluren die „senkrecht“ einfallenden Sonnenstrahlen. In weiten Bögen schwingen hier die Höfe von Nebel bis Nudrei, von Pilón und Uleta bis Praplán und Anjóm, von Tublá bis Ciampác. Im Sommer beginnt mit dem Uligern der Sonnenstrahlen in ihren Fensterscheiben der Tag, und er endet mit den letzten, in die Wohnstube einfallenden Sonnenstreifen. Im Winter aber sammeln sie all die Wärme, die die Sonne während weniger Stunden, da sie zaghaft hinter Sella und Langkofel hervortritt, da sie in ihrem Lauf sanft Ciamp Pinoi, Pedrotsch und Bizberg streift, dem Tal zu geben bereit ist. — Auf der Schattenseite aber begleiten die Höfe weithin nur den Saum des steilen Gehänges. Auf den gegen Osten geneigten Hängen der Nebentäler jedoch lehnen sie sich oft an das steile Gehänge an, an den langen Sommertagen — gleich den Höfen am Sonnenhang — die ersten Sonnenstrahlen erheißend. Die Höfe von Kunggaditsch aber empfangen, wenngleich schattseitig gelegen, an den längsten Tagen des Jahres die letzten Strahlen der hinter den Sarntaler Bergen versinkenden Sonne. An den kurzen Wintertagen aber erhell

kein Strahl die Einsamkeit der schattseitigen Höfe. Manche unter ihnen bleiben für zehn bis zwölf Wochen im „Dunkel“.

Die Auslage des Geländes gegenüber den Sonnenstrahlen bestimmt im Kleinrelief die Lage der Äcker, im bäuerlichen Arbeitsjahr die auf sonn- und schattseitigem Gehänge zum Teil unterschiedlichen Erntetermine, ja sogar auf benachbarten Höfen in unterschiedlichem Maße den bäuerlichen Arbeitstag.

Liegen vor der Talenge von Pontives in ungefähr 1500 m die höchsten Höfe, — mit dem Eintritt in das Gröbner Tal (1160 m) steigt die obere Siedlungsgrenze auf der gegen das Tal geneigten Schichtfläche des Quarzporphyrs unvermittelt auf 1300 bis 1350 m herab. Haben hier aber die der Gesteinsplatte auflagernde, nur geringmächtige Verwitterungskürrume und die große Wasserarmut eine höhere Siedlungsgrenze verhindert, — auf der linken Talseite unter Pustatsch, Pizberg und Pedrotsch war es in erster Linie die Steilheit des Geländes. Auch hier verläuft die Siedlungsgrenze in ungefähr 1300 bis 1350 m, um nur gegen den Sattel von Runggabitsch auf 1420 m anzusteigen. In Oberwasser liegen die Höfe weithin auf schmalen Leisten nahe dem Bach. Nur auf den gegen Osten geneigten Abhängen der Nebentälchen liegen selbst noch in ungefähr 1600 m Einzelhöfe. — Auf der Sonnenseite jedoch, wo das Relief nicht in gleichem Maße die Siedlungsgrenze beeinflusst, ist ihr Verlauf gleichsinniger. An den äußersten Höfen von Oberwinkel setzt die Siedlungsgrenze bei 1500 m an, um dann in stetem Anstieg in 1640 m zu gipfeln (Mudrei). Jenseits des Annatales liegen die höchsten Höfe in St. Jakob bis 1600 m (Beza) hoch. Ober St. Christina steigt die Siedlungsgrenze dann in den Höfen Runggaudie und Praplán auf 1720 und 1750 m. Jenseits des Achler Baches liegt in 1780 m der höchste Hof des Tales: Tublá. Von hier an fällt die Siedlungsgrenze infolge der Ungunst von Relief und Boden auf 1620 m am Eingang in das Langental. Wegen Klar zu bleibt sie ungefähr in Talbodennähe. Im letzten Hof des Tales (Linácia) erreicht sie nochmals 1680 m. — Dieser oberen Siedlungsgrenze entspricht annähernd auch die obere Getreidegrenze (Stoggen und Gerste).

Die Landwirtschaft bildete einst die Grundlage der Wirtschaft. Der Gröbner war Bauer gleich dem Villnösser, Lajener oder Kastelruther, — er war nur ärmer als diese. In mühsamer Arbeit, in stetem Kampf mit den Gegebenheiten der Natur erwarb er sein Brot, und da ihm Ackerbau und Viehwirtschaft nur das Lebensnotdürftigste sicherten, waren Schnitzen, Drechseln und Klöppeln ein willkommenes Nebenverdienst. An den langen Winterabenden schnitzten und montierten die Männer und Buben, bemalten und klöppelten die Frauen und Mädchen. Im Frühjahr aber zogen junge Gröbner aus dem Tal hinaus — in den Kragen ihrer Hände Arbeit — und kehrten erst wieder zurück, wenn sie ihr Schnitzwerk verkauft hatten. Ihre Wege führten vor allem in die romanischen und iberamerikanischen Länder. Manche unter ihnen blieben in der Ferne und gelangten dort zu Reichtum und Ansehen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts besaßen Gröbner große Handelshäuser in Ancona und Florenz, in Paris, Madrid und Lissabon. — Im Heimatland aber behielt der Ackerbau seine Bedeutung. — Die Klöppelei starb um 1830 im Tal aus.

Wohl kaum ein Tal Südtirols hat in den letzten 80 Jahren eine Gröden ähnliche wirtschaftliche Umgestaltung erlebt. Die Grundlage dieser Entwicklung wurde wohl mit dem Bau der Gröbner Straße von Waidbruck durch die Schlucht des Gröbner Baches und die Talenge von Pontives 1856 gelegt, — ein berechtetes Zeugnis für den Wirtschaftsgeist einzelner Gröbner Familien, der sicherlich in erster Linie für die ungemein dynamische wirtschaftliche Entwicklung des Tales verantwortlich zu machen ist. Denn hätte diese Entwicklung allein in jener der Zeit gelegen, warum hat sich dann in anderen, von Natur aus Gröden gleichgearteten Hochtälern nicht der gleiche wirtschaftliche Umschwung vollzogen? Der Bau der Brennerlinie mag die Entwicklung begünstigt haben.

Von 1870 bis 1880 an erlangten Bildhauerei (Herstellung von Statuen), der Altarbau und die Erzeugung von Spielzeugwaren zunehmende Bedeutung und erreichten mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges ihren wirtschaftlichen Höhepunkt, — wenn auch



Gröben, Seiser Alm mit Langkofel

Kupn.: A. Siefert



Julische Alpen, Jalovec (2665 m) vom Anstieg auf den Gletscher

Aufn.: Fr. Bab

gleichzeitig ihren künstlerischen Tiefstand! Zur gleichen Zeit erfolgte — wenngleich sicherlich in geringem Umfange — eine Vernachlässigung des Ackerbaus, indem Acker aufgelassen und in Wiesen umgewandelt wurden. — Gleichzeitig veränderte sich auch das Bevölkerungsbild: Aus den benachbarten, besonders ladinischen Talschaften — Gadertal, Enneberg, Buchenstein und Fassa —, ja selbst aus Bayern, Ober- und Niederösterreich, aus Böhmen und Mähren wanderten Handwerker, vor allem Bildhauer und „Faslmaler“, zu. Die Ortsgebürtigkeit der Ehepartner, besonders in St. Ulrich, nahm ab; die Ehe- und auch Geburtenfreudigkeit nahm plötzlich zu. Man wird fragen, weshalb Gröden gerade auf die benachbarten ladinischen Täler eine so starke Sogwirkung ausgeübt hat. War es der Vorteil der gemeinsamen Sprache? War es die besondere Armut dieser Talschaften, gleich Gröden Hochtälern inmitten der Dolomiten? Sicherlich beides, wenngleich nicht in gleichem Grade! Man wird nicht fehlgehen, wenn man die ungünstigeren wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Täler und wirtschaftliche Erwägungen der Zuwandernden für dieses Gefälle verantwortlich macht, da ja in Gröden vollzogene wirtschaftliche Veränderungen dieses Gefälle ausgelöst haben. Sprachliche Gemeinsamkeiten haben die Zuwanderung aus diesen Tälern sicherlich begünstigt.

Seit den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts trat der Fremdenverkehr in zunehmendem Maße der Holzindustrie und der Landwirtschaft zur Seite. Die ersten Sommergäste kamen um 1890 bis 1895 ins Tal, — wiederum dank der Initiative einiger Wirte. In Rutschen wurden sie auf der „neuen“ Talstraße von der Brennerlinie ins Tal heraufgeführt.

Diese günstige wirtschaftliche Entwicklung wurde durch den Ersten Weltkrieg jäh unterbrochen. Das Tal — übervöllert — hungerte wie kaum ein zweites in Südtirol. — Nach dem Ersten Weltkrieg erholte sich die Wirtschaft wieder, blieb auch der eine oder andere Zweig der Holzindustrie tot. Den Sommergästen gesellten sich jene zur Winterszeit hinzu, und mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte das Tal seine bis dahin höchste wirtschaftliche Blüte erreicht. Die Acker waren in zunehmendem Maße aufgelassen worden. Die Landwirtschaft hatte zu zerfallen begonnen. Billig auf den Markt geworfenes Getreide hatte den Ackerbau auf vielen Höfen unrentabel werden lassen.

Und heute? Die Landwirtschaft ist bedeutungslos geworden. Nur noch einzelne Höfe im Tal wären in der Lage, sich selbst zu ernähren. Weite Acker- und Wiesenflächen in der Nähe der Ortszentren wurden verbaut. Überall im Gelände — bis zum letzten Hof hinauf — treten in den Hängen die einstigen Acker deutlich als Wiesenflächen heraus. Der Palancin hat auf vielen Höfen seine eigentliche Bedeutung verloren. Im Herbst bleibt er leer. Vielerorts, selbst noch auf heutigen „Höfen“, ist der Viehbestand aufgelassen worden. Wiesen werden verpachtet. Heu und Stallmist werden an die Wein- und Obstbauern des Eischtals verkauft. In den Zeiten regen Fremdenverkehrs (Juli bis September, Mitte Dezember bis März) wird der größte Teil der im Tal benötigten Milch von Lajen, Rastelruth, Bozen und anderen Orten ins Tal geliefert.

Dieser Verfall der Landwirtschaft hat vornehmlich die in der Nähe der Ortszentren gelegenen Höfe erfasst. Pusels, Kunggaditsch, St. Jakob, die höher gelegenen Höfe von Plessinaz und Larcionei dagegen haben ihre bäuerliche Eigenart bewahrt, mögen sich auch hier die wirtschaftlichen Maßstäbe gewandelt haben. In den ersten Maiwochen dampft auf den Fluren von Pusels und St. Jakob weithin die Erde der durch den Pflug umgebrochenen Acker neben dem zarten Grün des Winterroggens. Werden die Fluren dieser entlegeneren Siedlungen vor 50 oder 100 Jahren ein anderes Aussehen gehabt haben? Und verfolgt man an einem Sommerabend den Heimtrieb der großen Rinderherde von Larcionei, so wäre man geneigt, den Verfall der Gröden Landwirtschaft für unwahrscheinlich zu erachten. In diesen abgelegenen Siedlungen ist die noch behaute Ackerfläche größer, die Viehhaltung noch stärker, der Bauer auch noch Bauer. Diese Flecken wirken noch unberührt; sie werden noch von einer heimeligen Ruhe umfungen, während drunten entlang der Straße der Puls der Zeit heftig klopft. Sicher, diese Flecken sind an die Verkehrsbader des Tales nicht angeschlossen und haben daher not-

wendigerweise ihr ursprüngliches Bild bewahren können; aber auch die Lebenshaltung ihrer Bewohner ist konservativer. Betrachten wir den Menschen hier und dort. Der Busler oder St. Jakobser wirkt abgearbeiteter, älter, — ist wortfarger als der St. Ulricher. Der erstere ist noch Bauer, pflügt und hacht noch seinen Acker, zieht noch im Frühjahr die Ackertrume auf, trägt oder zieht noch den Mist auf dem Rücken auf Acker und Wiese, das Heu noch auf dem Kopf in den Stadel, — mag er auch sein Bargeld vornehmlich durch Schnitzen und Drechseln verdienen; der letztere ist nur mehr Bildhauer oder Geschäftsmann, der bäuerlichen Arbeit sicherlich vielfach unkundig.

Holzindustrie und Fremdenverkehr bilden heute die wirtschaftliche Grundlage des Tales. Denn jeder Bauer ist auch Schnitzler oder Drechsler. Betritt man an einem Herbst- oder Wintertag eine Bauernstube — und mag es auch die des entlegensten Hofes sein —, so findet man die ganze Familie, alt und jung, um den großen Stubentisch; sie alle schnitzen, montieren oder bemalen; Schnitzmesser und Holzspäne umgeben jeden Schnitzer; Madonnen und Engel, Adler und Rehe und vielerlei Spielzeugwaren füllen Tischplatte und Fensterbänke. Dies ist der Haupterwerb der Grödnner Bauernfamilie!

Seit wenigen Jahren ist neben die Haus- die Fabrikindustrie getreten. Mehrere hundert, meist junge Grödnner und Grödnnerinnen haben den häuslichen Tisch mit der Werkbank vertauscht. Die sich hierdurch anbahnende Entwicklung ist noch zu jung, als daß man sie jetzt schon beurteilen könnte. Sicherlich wird die industrielle Herstellung von Spielzeugwaren und kleinem Schnitzwerk und die damit verbundene großräumigere Werbung in stärkerem Maße geeignet sein, die Wettbewerbsfähigkeit der Grödnner Holzindustrie zu wahren. — Die Spielzeugwaren- und Kleinschnitzindustrie besitzt ihren Schwerpunkt im inneren Tal (St. Christina und Wolkenstein), während die Bildhauerei in St. Ulrich beheimatet ist. Die Bildhauer siedeln nach St. Ulrich über. Hier herrscht der Klein- und Kleinstbetrieb vor.

Holzindustrie und Fremdenverkehr bedingen sich bis zu einem gewissen Grade gegenseitig. Erstere ist aber für die vielen Bauernfamilien und daher auch für die Gesamtwirtschaft des Tales von ungleich größerer Bedeutung.

Mag die wirtschaftliche Wandlung jeden, ja selbst den letzten Hof erfaßt haben, im Siedlungsbild hat sich diese gewaltige Veränderung des Wirtschaftsgefüges wohl in den Ortszentren, nicht aber in den entlegeneren Höfen und Weilern ausgeprägt. Den Zentren wurde das bäuerliche Antlitz genommen. Städtische Büge traten an seine Stelle. In St. Ulrich waren zu Ende des letzten Jahrhunderts Kirchplatz und Antoniboden noch deutlich durch Acker- und Wiesenfluren voneinander geschieden. An der Stelle heutiger Hotels standen noch Dorfwirtschaftshäuser, an der Stelle der Geschäftshäuser und Banken noch Feldstadel. Der heutige „Torfo“ lief noch als Ackerweg quer durch den Ort. — Der städtische Einfluß im Siedlungsbild schwindet mit der Entfernung vom Ortszentrum, nach der Höhe zu schneller und stärker als nach der Breite. Auf engstem Raum stoßen jemeils innerhalb einer Gemeinde zwei Welten aneinander. —

Jene Entwicklung, die man gemeinhin für das ganze Tal anzunehmen geneigt ist, veränderte in großem Ausmaße nur die Zentren und die Nähe der Straße. Weithin ist das Grödnertal auch heute noch einsames Bergsteigerland.

Erinnerungen aus den Julischen Alpen

Gewidmet dem Andenken Julius Rugh's zur 100. Wiederkehr seines
Geburtstages

Von Paul Kaltenegger

Wieder in der Trenta

„Oh, könnte ich noch einmal dahin!“ Wie oft vernahm ich vom alternden Rugh diesen Ausruf der Sehnsucht, wenn er eine Erzählung beschloß, die seine Gedanken zurückgeführt hatten in ferne Tage der Jugend, zu einer der Stätten, an denen sein Herz besonders gehangen.

Aus Rugh's Jünger von damals haben die Jahre inzwischen auch schon einen „älteren Herrn“ gemacht, der, will er weite Sicht haben, gut daran tut, rückwärts zu schauen. Und, blickt er so auf sein so viel bescheideneres Bergsteigerleben zurück, auch er sieht aus dem Meer der Erinnerungen Inseln auftauchen, Tage, deren Geschehen und Erleben vor anderen bis zur letzten Stunde mit ihm sein werden. Die Jugend meint, sie würde alle Früchte genießen, alle Blumen pflücken können, die der Garten des Lebens bietet. Die Jahre lehren dann zu verzichten. Glücklich, wer es ohne Bitterkeit vernag, glücklich, wer nur ungetrübt dankbarkeit für das, was ihm zugemessen, empfinden, glücklich, wer, wie unser Rugh, mit freundlich-mildem Sehnen, nicht in Trauer um Vergangenes an die Wege seiner Jugend zurückdenken kann.

Ich bin im Alpengarten der Trenta, ruhe aus auf der Bank des „Belvedere“. Hier bin ich oft mit Rugh gewesen; damals wie heute versunken in den Anblick der Berge der Wochein, der oberen Trenta, überall Spizen, Grate, Wände und Klare, an die sich Erinnerungen heften, „dahin“ wohl auch ich jetzt nicht mehr kommen werde. Unten am jungen Sponzo, neben dem bescheidenen Kirchlein, ein freundliches Haus, an dessen gastliche Pforte der milde Trentawanderer niemals vergebens gepocht. Es hatte Albert Bois de Chesne gehört, dem Jagdherrn und wohlthätigen Förderer der Trenta, der hier in den zwanziger Jahren den herrlichen Alpengarten „Juliana“ erstehen ließ, dessen Lob zu singen Rugh nicht müde ward. Liebe zur Sache, freigebiger Opfersinn, bestes fachliches Wissen und Geduld, viel Geduld haben da zusammengewirkt und ein kleines Paradies geschaffen, das auf engstem Raum nicht nur alle Abarten der julischen Bergflora, sondern auch Gäste, Vertreter der Pflanzenwelt anderer Gebiete vereint. Auch die neuen Herren, die jetzt in der Trenta walten, wissen den übernommenen Besitz zu schätzen und der slowenische Alpenverein, dem nunmehr die Betreuung des Gartens obliegt, pflegt und erhält ihn mit nicht minderer Liebe und Sorgfalt, als es einstens sein Schöpfer gethan.

Ein Stück Weges flussaufwärts steht das Denkmal, das 1953 dem Sänger der Trenta und aller Julier errichtet worden ist. Ein wenig abseits der Straße, auf einem sanft ins Tal vorspringenden Hügel, kein schönerer Platz hätte sich finden lassen. Von einem geschmackvollen Steinpostament wirkungsvoll gehoben die überlebensgroße Figur Rugh's, leicht vorgebeugt sitzend, den Blick auf den Jalobec gerichtet, auf dem es einmal für ihn und seine Gefährten in einer banger Sekunde um Sein oder Nichtsein gegangen ist. Wenn auch die Gesichtszüge eine überzeugende Ähnlichkeit vermissen lassen, ist dem Bildhauer Savinsek doch die lebensnahe Gestaltung seines Vorbildes gelungen: genau so hätte der lebende Rugh still versunken sitzen und zu den Bergen emporblicken können.

Die im Jahre 1945 gezogene neue Grenze, durch die das gesamte Einzugsgebiet des Sponzo zu Jugoslawien kam, hatte eine weitgehende Umlenkung des Verkehrs zur

Folge. Die früher ganz auf italienischem Gebiet führende, viel befahrene Straße über den Predil ist, seit die Staatsgrenze über den Scheitel des Passes verläuft, fast ganz verödet. Hingegen ist der Nojstrovkapaß, der die Trenta mit dem Savetal verbindet, seither zu einem jugoslawischen Binnenübergang geworden, der den Verkehr immer mehr an sich zieht. So mußte man jetzt daransprechen, die hier verlaufende Straße, deren ursprüngliche Anlage auf den ersten Weltkrieg zurückgeht, den modernen Verkehrs-erfordernissen anzupassen und sie durchwegs breit und mit nur mäßigen Steigungen auszubauen. Dort, wo früher kaum ein Karrenweg verlief, auf dem der Trentabauer seine karge Ernte zutal brachte, wo die dürftigen Pfade des Hirten, des Jägers sich an den Steilhang schmiegen, führt jetzt das breite weiße Band, auf dem Fahrzeuge aller Größen bergan tattern, abwärts gleiten, und mit ihrem Lärm die scheuen Fabelwesen, mit denen Baumbachs Nied die Trenta bevölkert weiß, in die entlegensten Bergwinkel verschrecken.

Soll man das Versinken der alten Zeit beklagen, soll man die neue Entwicklung begrüßen, die als „Fortschritt“ ihre Rechte so ungestüm geltend macht? Tatsen wir unrecht, als wir einst diesem so unbekanntem einsamen Tal den Zustrom von Naturfreunden wünschten, die sich dieses schönen Erdenstückes erfreuen sollten? Haben wir nicht bedacht, wie enttäuschend Wünsche oft ihre Erfüllung finden können? Ja, diese Geister wurden gerufen und kein Schelten, kein Bedauern mag sie jetzt abzuhalten, „jene bunte Menge, bei deren Anblick uns der Geist entflieht“.

Auch wir wollen entfliehen, entfliehen in die Erinnerung, nach Jean Pauls schönem Wort: Das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Blättern wir zurück, fünfzig Jahre und mehr, und träumen, träumen ...

Aus jungen Tagen

Bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges verbrachte ich meine Schulferien alljährlich in Kronau, dem slowenischen Kraniska Gora, einer reizenden Sommerfrische im oberen Savetal, nach dem Urteil Sir Humphrey Davy's „dem schönsten Tal Europas“.

Zwei der imposantesten Juliergipfel sieht man von Kronau in gewaltigen Steilwänden vom Taltschluß der großen Pisenca gen Himmel ragen: rechts der breite, mächtige Prifant, links der schmälere Razor, eine schlanke, vornehme Gipfelpyramide über zwei ebenmäßigen Schultern, im ganzen Aufbau seinem massigeren Nachbar leicht zugeneigt, der erste bleibende bildhafte Eindruck, den das aufnahmefähige Auge des Kindes vom Hochgebirge empfing.

Unweit des Ortes, hinter einer Wasserwehr, zweigt ein Seitental ab, die kleine Pisenca. Die steilen, brüchigen Schrofenhänge, die den Lauf des gleichnamigen Baches begleiten, die glatten, abgewaschenen Felsen der tiefen Klamm, die dieses Wildwasser im Laufe der Zeiten eingeschnitten, wurden die Kletterchule des angehenden Bergjüngers, der es hier unter sanfter Anleitung durch bergfreundige Eltern und weniger sanfter durch die älteren Brüder bald zu einer gewissen Geschicklichkeit und Beherrschung unwegsamen Geländes, wie sie den Gebirglern schon angeboren ist, brachte. Der kleinen Kletterprobleme gab es da viele und groß war die Freude, war der Stolz, wenn zum erstenmal die Erstkletterung eines vielleicht vier Meter hohen Absatzes, die Erstklimmung eines kleinen Überhanges oder die Querung auf schmaler Kiste an abdrängender Wand gelang. Die hier gewonnene Vertrautheit mit besonders brüchigem Gestein, mit steilen Schrofen, die noch kein richtiges Klettern erfordern, aber auch ein Gehen nicht mehr zulassen, ließen mich auch in späteren Jahren an vielen Stellen gegenüber Gefährten im Vorteil sein, die mir an Muskelkraft und Klettertechnischem Können weit überlegen waren. Hand in Hand mit diesen Übungen im kleinen Raum ging meine Einführung in die weiteren Bereiche der heimatischen Berge, zunächst nur auf Wanderungen. Ein langer, langer Fußmarsch führte mich in zwei Tagen von Kronau über den Nojstrovkapaß in die Trenta, ich sah zum erstenmal den Sponzo, diesen schönsten Fluß Europas, stand an seinem Ursprung; dann ging es weiter nach Flitsch und über den Predil und Raibl nach Tarvis.

Nach einem bei strömendem Regen sehr ermüdenden Aufstieg über die steile Komarča sah ich zum erstenmal die Wunder der Sieben Seen und stieg über den Dominsekweg in die Brata ab — ohne indessen auf den Gipfel des Triglav mitgenommen zu werden, dessen Besteigung nach der besorgten Wohlmeinung meiner begleitenden Verwandtschaft für mich zwar nicht zu schwierig, doch viel zu anstrengend gewesen wäre. Dann als Erfähriger — der erste Zweitausender! „Führerlos“ im Alleingang. Selbst wenn ich stärkere Neigung zu rückschauender Verherrlichung meiner alpinen Laufbahn empfinden müßte ich gestehen, daß im Vergleich zu diesem, über harmloseste Platten und Schotter, oh, wie viel Schotter führenden Südanstieg auf die Rojstrovka, der Guglgrat am Hochtor einen großartigen „sesto grado“ darstellt. Dann ging es weiter: Am Triglav, am Prisanf wurde aus Wünschen Wirklichkeit, von Fütisch erstieg ich den Kamn über die „Felsenmeere“ seiner Südseite, und stieg nach Nevea ab, wo wohl noch jemand aus der Familie der von Kugl so gepriesenen Signora Catina gemaltet haben mag. Von dort auf den Prestreljenik, den „Durchschossenen“, dessen Gratfenster nach einer alten Friauler Sage der Teufel mit seinen Hörnern bei einem Wettflug mit der Heiligen Jungfrau gestoßen haben soll. Mit Bruder Fritz erstieg ich den Montasch von Norden auf dem direkten Wege Kugls, der damals allerdings schon seine Versicherungen trug, den Wischberg, überschritt den Gamsmutterkamn und erlitt, schon stark ermüdet, im schwierigen Kamn von Gsirners Anstieg auf die Hohe Weissenbachspitze Schiffbruch, eine empfindliche Niederlage, deren Schmach ich erst viele Jahre später abwischen konnte. Ich überschritt das Krizjoch, erstieg den Razor auf dem gewöhnlichen Weg. Ich bin damals in den Bergen oft allein gegangen. Aber kaum viel auf Wegen, die mehr als mittelschwerig waren. Allein auf mich gestellt, wollte ich immer deutlich unter der Grenze dessen bleiben, was ich mir zutrauen durfte. Kommt man dann, wie es wohl schon jedem Alleingeher widerfahren ist, unvorhergesehen in eine schwierige Lage, hat man die beruhigende Sicherheit, sein Können nicht völlig ausgeschöpft zu haben.

Da meine liebe Mutter mich in meiner Bergbegeisterung immer bestärkte und ich bald auch den Anstrengungen längerer Bergfahrten gewachsen schien, drückte sie mir eines schönen Tages 10 Kronen in die Hand — damals ein fürstliches Vermögen für den Gymnasiasten — und erlaubte mir, in die Berge zu gehen, so lange das Geld eben langen würde. Doch fügte sie ein „aber“ hinzu. Die Julischen Alpen sind sicher ein Paradies und in einem echten Paradies darf doch auch der Baum der Erkenntnis nicht fehlen, der die verbotenen Früchte trägt. Da aber wirkliche Bäume, auf denen die sündhafte Lockung heranreift, auf diesen Felsenhöhen nicht wachsen, mußte ein Berg die Verführertolle des Baumes übernehmen und dieser Berg hieß Salovec. „Aber auf den Salovec gehst du mir nicht!“ So sagte meine Mutter. „Nein, gewiß nicht, Mama“, war die treuherzige Antwort. Warum gerade der Salovec als übergefährlich verrufen war? Weil von ihm eine sehr steile Schnee- oder Eisrinne nach Norden zur Planica zieht? Weil sich da vor Jahren ein oder zwei unvorsichtige Touristen erschlagen hatten? Abstürzen kann man schließlich von jedem Berg, der irgendwo ein paar steile Wandeln hat, und das haben ja doch die meisten. Wenn man sich an den Weg hält, dessen Beschreibung mir gut bekannt war, wird es dort oben schon nicht so schlimm sein. Aber wenn gerade der Salovec nicht, dann eben nicht. Als ob man auf einem anderen Berg nicht auch allerhand Dummheiten anstellen könnte! Gut, so gehe ich halt auf den Prisanf.

Unter solchen Überlegungen, unterbrochen vom Schwelgen in Schlägen voll köstlicher Späterdbeeren, erreiche ich vor Einbruch der Dunkelheit mein heutiges Ziel, die Woszhütte. In der Hütte, es ist schon September, nur wenige Gäste. Zwei nette junge Burschen aus Villach oder Klagenfurt, ein wenig älter als ich, ich glaube, einer von ihnen hieß Georg Brasch und ist bald zu Anfang des ersten Weltkrieges gefallen. Dann ein Professor aus Laibach mit seinem Sohn. In der Küche ein Einheimischer, wohl ein Hirte, offenbar Begleiter oder Führer des Professors. Ich komme bald mit den Kärntnern ins Gespräch. Wohin sie morgen gingen? „Wir möchten gern auf den Salovec. Aber wir waren noch nie in der Gegend und wissen nicht, ob wir den Weg finden werden.“ Was meine Pläne

seien, war ihre Frage. „Ich gehe auf den Pränt.“ Kurz und bündig sagte ich es und schluckte tapfer hinunter, was ich sonst noch gerne oder lieber anders gesagt hätte. Beim Nachtmahl baten wir die Laibacher zu unserem Tisch und auch des Professors Gespräch galt seinem Vorhaben für den nächsten Tag. „Ich habe meinem Sohn versprochen, mit ihm auf den Jalovec zu gehen. Da ich den Berg aber nicht kenne, habe ich den jungen Mann, der in der Küche sitzt, geheuert, er ist ein Hirte, der hier in der Nähe seine Ziegen hütet und in der Gegend ein wenig herumgekommen ist. Aber den Weg auf den Jalovec kennt er auch nicht.“ Pause. In meinem Innern wogt ein schwerer Kampf. Aber noch klingt mir das gegebene Wort im Ohr: „Nein, gewiß nicht, Mama.“ Nach einiger Zeit die Frage des Professors: „Waren Sie vielleicht schon einmal am Jalovec?“ Jetzt war es um meine letzte moralische Widerstandskraft geschehen, die Versuchung war stärker als der beste Vorsatz und zum Bruch des Versprechens gesellte sich die dreiste Lüge: „Aber natürlich, Herr Professor, und wenn Ihnen damit gedient ist, ändere ich mein morgiges Programm und führe Sie beide und auch die Willacher Herren gern auf den Jalovec. Der Hirte kann auch mitgehen, damit er nächstens besser Bescheid weiß.“

Wer sich nicht mehr daran erinnert, daß er auch einmal sechzehn war, wer nie gefühlt, daß er mehr konnte als er bisher zu zeigen Gelegenheit gehabt, wer nie einer Versuchung erlegen, der werfe den ersten Stein.

Noch bei Dunkelheit brachen wir auf, sechs Mann hoch. Ein Seil hatten wir nicht, waren aber mit Bidel oder Bergstock ausgerüstet. In meinem Rucksack lag verborgen ein Paar funkelnagelneuer zweigliedriger Achtzacker. Heute wären das Museumsstücke, damals war es ein stolzer Besitz. Daß man für diesen Weg auf den Jalovec Steigeisen ebenso dringend benötigt, wie etwa eine Schwimmhose zur Bezwingung des Eberest, sei nur nebenbei bemerkt.

Die erste Stunde des Weges ist gemeinsam mit dem Normalanstieg auf die Mojstrovka. Dann, in einem Schärtchen ihres Südkammes, wo man scharf rechts zum Gipfel abbiegt, halten wir uns geradeaus, verfolgen dürftige Pfadspuren in westlicher Richtung und queren in halber Höhe die Südhänge der Mojstrovka und der Site, eine Reihe von weiten, durch Felstripfen voneinander getrennten öden Steinfluren, deren scheinbare Erdlosigkeit in meinen Gefährten leise Zweifel an meinen Führerqualitäten aufkommen ließ. Aber, noch weit entfernt vom Zugeständnis, daß alles um uns auch für mich Neuland war, gelang es mir, die Bedenken zu beschwichtigen und meine neugewonnenen Freunde von der Unfehlbarkeit meiner Wegweisung zu überzeugen. So marschierten wir weiter, zwar als einheitliche Partie, aber doch in zwei sprachlich gesonderte Gruppen getrennt. Bald ging ich mit den Kärntnern und erklärte ihnen alle Gipfel der weiten Runde, bald ermunterte ich die Laibacher in ihrer Muttersprache und versicherte ihnen, es könne nicht mehr weit sein bis zum Travnikjoch, bei dem der eigentliche Anstieg beginnt. Nach mehr als vierstündiger Wanderung war dieses erste Ziel erreicht und dräuend erhob sich vor uns die steile Ostwand des Jalovec, über die unser Weiterweg führen sollte. Im Süden begleitete uns noch die Aussicht auf den Kranz der karstigen Trentaner Berge, im Norden tief unter dem glatten Abbruch des Foches die sattgrünen Matten der Planica. Heute wie damals sind es nur wenige Bergsteiger, die den mühsamen Anstieg wählten, auf dem man diese prächtige Aussichtswarte berührt. Der Anblick der über uns ragenden jähren Felsen erinnert unseren Hirten daran, daß ihn dringende Pflichten zu seinen Ziegen rufen. Ohne Bedauern sehen wir, wie er sich aus dem Staube macht, lassen ihn des Weges ziehen, zurück über die weiten, jetzt schon sonndurchglühten Karmanöben. Für uns aber sollte jetzt erst der schönste Teil der Fahrt beginnen. Nach kurzer Rast brachen wir auf und wandten uns den steilen Felsen zu. Die fürsorgliche Erschließertätigkeit unserer damaligen Sektion Krain hatte dieser im Urzustand schwierigen Wand durch Anbringung einiger Stifte und Seile ihre Schrecken genommen, und so ging es fröhlich und unbeschwert empor, ich als Wegweiser pflichtgemäß an der Spitze, dann die zwei behenden Kärntner und zum Schluß der schon ein wenig bedächtige Professor mit seinem Sohn.

Zwischen dem oberen Wandrand und dem letzten Gipfelaufbau ist ein ganz kleines Kar eingebettet, die Jezercaterrasse. Nach Norden sinkt es zu einer scharfen Schneefehle ab, die die eisige zur Planica hinabschießende Kante krönt. Wir wandten uns im Kar zunächst ein wenig gegen Süden, verließen es dann in leichter Kletterei gegen den Südgrat, noch ein Schritt, und über den schmalen Firn hinweg tut sich plötzlich ein Tiefblick auf, der in den Julieren kaum ein Gegenstück hat: ganz unvermittelt sehen wir über die gewaltigen Westabstürze hinab, sehen 2000 m unter uns die Häuser von Mittelbreth, das Tal der Koritnica, links uns gegenüber die Flucht der Brether Wände mit ihren kilometerlangen Steilflanken, rechts der uns noch überhöhende majestätische Gipfelsumme des Mangart und im Westen den Kanin mit seinem Gletscher, Wäschberg, Montafsch, die ferneren Zacken der Dolomiten. Lange verweilen wir an dieser Stelle, gebannt von der Herrlichkeit solcher Sicht. Dann weiter den hier ganz zahmen Südgrat und bald geht es nicht mehr höher, der Steinmann steht vor uns. Frei jetzt der Blick in die ganze Runde, kein Wölkchen am Himmel, kein Lüftchen regt sich. „Vergheil“ grüßen die Kärntner, „Zivtjo“ sagen die Slowenen. Jung und dummt, wie ich damals war, verstand ich wohl nicht, daß es die gleiche Sprache ist: die Sprache des Menschen, der in den Bergen sein höchstes Glück findet, sein Dank dafür, daß er einen solchen Tag erleben darf.

Der Genuß dieser Gipfelftunde wurde indessen für mich bald von allerhand Überlegungen gestört, die sich mir aufdrängten. Zunächst, wie war es möglich, daß der Jalovec so in Verruf gekommen war? Ein wenig Zupacken, verlässliche Schwindelfreiheit und ein gutes Maß Ausdauer, das war alles, was der Weg von uns gefordert hatte. Schwierigkeiten? Gefahren? Wo waren sie denn? Erst Jahre später sollte ich erfahren, daß der Jalovec auch mit diesen wohl aufwarten kann. Dann der Gedanke an Mama. Nicht in dem Sinn, in dem manche moderne Kletterer es wahrhaben wollen, denen zwischen dem Schlagen zweier Mauerhaken die Vision des besorgt blinkenden Mutterauges erschleicht, nein, viel peinlicher: was wird Mama sagen, wenn ich, heimgekehrt, doch werde beichten müssen? Ein unangenehmes Vorgefühl. Doch, da meine Gedanken nun schon einmal beim Beichten sind, wäre jetzt nicht der Augenblick gekommen, in dem ich meinen Gefährten reinen Wein einschenken, zerknirscht bekennen sollte, daß ich diesen Weg vorher noch nie begangen, noch nie auf dem Gipfel des Jalovec gestanden? Daß ich es nur dem Willen einer freundlichen Fügung, ein wenig vielleicht auch dem aufmerksamen Zuhören beim Erzählen anderer zu verdanken hatte, daß ich den Weg gefunden, daß ich mich nicht „unsterblich blamiert“ hatte. Ich nahm mir also einen Rand und rückte stotternd mit der Wahrheit heraus, gefaßt, all das zu hören zu bekommen, was zu hören ich verdient hätte. Aber wie so oft im Leben, freche Angeberei und gemeine Lüge gingen auch hier straflos aus, wie schon Wilhelm Busch sagt: „Der größte Lump bleibt obenauf.“ Entgegen meinen Befürchtungen äußerten sich meine Gefährten sogar anerkennend und wähten sich auch zurückblickend nicht aus vermeintlichen Gefahren errettet. Vielleicht waren sie dadurch besonders mild gestimmt, daß sie ihre Erstleistung jetzt doch mit Fug und Recht als führerlos bezeichnen konnten.

Die Angelegenheit Mama war damit allerdings noch lange nicht bereinigt.

Nach geruhamer Rast und Schau begannen wir den Abstieg. Der Professor wünschte auf dem Weg, den wir gekommen, zur Vorkühle zurückzukehren. Die Kärntner, deren freie Zeit abgelaufen, wollten über den Predil nach Hause. Da mein fürstliches Taschengeld noch nicht verbraucht war und ich, solange das prachtvolle Herbstwetter anhielt, noch gerne den Mangart besteigen wollte, schloß ich mich ihnen an. Auf der Jezercaterrasse sagten wir den Laibachern herzliches Lebewohl, dann wandten wir uns weiter nach Süden, überschritten die Scharte zu Gradom, von dort auf den Hals hinab, der die Brether Wand mit dem Grat Jalovec—Pels verbindet, schließlich steil, sehr steil in den tiefen Talgrund der Koritnica. Von hier muß man wieder stark bergauf steigen, um auf den Predil zu kommen und ich gestehe, daß mir dieses Stück recht sauer wurde, besonders die letzten Kilometer auf der staubigen Landstraße. Auf dem Paß fand ich leidlich gute Unterkunft in einem bescheidenen Gasthaus. Ich beneidete meine Freunde nicht, die jetzt

noch 12 km Straßenhartscher bis Tarvis vor sich hatten. Ja, in wenigen Stunden unseres Zusammenseins waren sie mir zu wirklichen Freunden geworden, wiegt ein einziger Tag gemeinsamen Erlebens am Berg doch viel schwerer als Zeit und Weile im Nebeneinander der Stadt.

Wolkenlos in strahlendem Sonnenschein brach der neue Tag an. Zu nicht allzufrüher Stunde verließ ich, von wohliger Kraft gestärkt, mein Nachtquartier und stieg sehr gemächlich die Serpentine des bequemen Pfades gegen die Mangarthütte an. Anders als gestern galt es heute nur einem genießerischen Spaziergang. Wohl kannte ich auch den Mangart noch nicht, doch mußte ich, daß er im Familienkreis den besten Reumund genoß und ich somit nicht befürchten mußte, hier unangenehmen Überraschungen zu begegnen. Bei der Hütte kurze Frühstückspause. Nach Bezahlung der Zeche blieben mir genau noch die paar Heller, die die Bahnfahrt von Ratschach nach Kronau kostete. In späteren Jahren hat mich eine weniger sorgfältige Planung meiner Ausgabenwirtschaft auf Bergfahrten nicht selten in beträchtliche Verlegenheit gebracht. Dann weiter über die sanften Rajenhänge gegen die Bahnscharte und, östlich abbiegend, am Fuß des Kleinen Mangart vorbei. Hier, am oberen Sims der großen Mangartnordwand wieder urplötzlich der Blick in die Tiefe. Wohl siehe ich auch hier auf einem Rand, unter dem senkrechte Klippen weit ins Tal abbrechen, aber es ist nicht der wilde Ort wie gestern, ist nicht eine in den Luftraum gehobene Insel, auf der ich bin. Smaragdgrün leuchten in der Sonne die beiden Seen von Weisfenfels, umgeben von Almwiesen und dunklen Fichtenwäldern, darüber die weißen Kämme des Poncazuges und alles ist dabei nicht schroff und wild, es atmet tiefsten Frieden. Nur zögernd löst sich der Blick von dieser Schau, um des Weges genug zu achten, auf daß sich nicht am braven Mangart ereigne, was man dem bösen Balovec zugetraut. Auch alles weitere ist nichts als ein schöner, glücklicher Spaziergang. Die Gipfelschar: Vom Glodner bis zu den Klippen von Pirano, von den Dolomiten bis zu den Hügeln der fernen Steiermark, zu Füßen des Dobratsch das liebeliche Kärntner Land und unter mir im Tal das allerschönste, die zwei tiefgrünen Seen.

Der Winter hat seine gleißende Pracht, der Frühling, der alles zu neuem Spritzen erweckt, betauscht uns mit dem Kranz seiner duftenden Blüten, aber der Herbst erst bringt die Reife des Jahres, malt in den leuchtendsten Farben; seine kühlere, klare Luft läßt den Blick bis in weiteste Fernen bringen, so fern das Auge des Menschen zu reichen, sein Sinn zu forschen vermag, darüber hinaus zu sehen ihm nicht gegeben ist; auch der Herbst des Lebens . . .

Aber aller Hochflug meiner Gedanken durfte mich nicht vergessen lassen, daß ich noch immer auf dem Gipfel des Mangart saß und schließlich auch wieder hinunter mußte. Bald stand ich wieder in der Bahnscharte und stieg durch eine endlose Geröllrinne nach Norden den Seen zu ab, bei jedem Schritt ein kleines Gebet des Dankes murmelnd, daß es hier steil bergab ging und ich mich nicht über diesen Schotter hinauf schinden mußte.

Dann nahm mich kühler Bergwald auf und nach zwei Tagen in Fels und Geröll empfanden die brennenden Sohlen den weichen Wiesenboden der Seealm dankbar als Wohltat. An den Ufern beider Seen vorbei. So sehr es mich jetzt nach einer Erfrischung verlangt hätte, der Bedacht auf meine Finanzlage mußte jeden Gedanken an ein Einkehren in der Rippshütte, die mit ihrem berühmten Mangartpanorama am Ufer des unteren Sees liegt, zurückweisen. Jetzt noch durch das Täälchen des Seebaches mit seinen zahllosen fröhlich sprudelnden Quellen, dann wandere ich lässigen Schrittes den Wiesenpfad entlang, der mich zur Bahnstation Ratschach-Weisfenfels bringt. Bis zur Abfahrt des Zuges ist es noch Zeit. Zeit genug, das Erleben dieser herrlichen Tage nochmals an sich vorbeiziehen zu lassen. Zeit genug auch, um Bedenken ob des jetzt Kommenden aufsteigen zu lassen, das wohl weniger herrlich zu werden versprach.

Die Zeit, die ich vom Bahnhof in Kronau für die paar hundert Meter bis zu unserem Haus brauchte, wäre auch mit totaler Erschöpfung nicht hinreichend zu begründen ge-

wesen. Endlich war ich angelangt. Mama saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, vor dem Haus und genoß die milde Abendluft. Als ich vor sie trat, freudige Erregung, wie immer, wenn einer der jungen Herren glücklich aus den Bergen zurückgekehrt war. Vor dem genauen Bericht über das Wie und Was, der eingeholt zu werden pflegte — Mama war in jungen Jahren und ist auch damals noch fleißig in den Juliern gegangen und viele Wege und Berge aus den Erzählungen der Jüngeren waren ihr liebe Bekannte — zur Orientierung die erste Frage: „Also, wo bist Du gewesen?“

Kasch die Überlegung: soll ich Prisanf oder Mojsztrova vorgeben, soll ich den Salovec verleugnen? Der Laibacher Professor war ein guter Bekannter meines Vaters, da würde doch alles herauskommen! Und bin ich eigentlich nicht recht stolz auf den Salovec? Ein Verleugnen wäre da ja fast Verrat. Und gelogen habe ich schließlich schon gestern ganz genug. Also wieder einmal ehrlich und mit der Tür ins Haus. „Zuerst war ich am Salovec!“ „Am Salovec? So? Geh jetzt hinauf in dein Zimmer, wasch dich und zieh dich um, so kannst du nicht zum Nachtessen kommen.“ Ein begoffener Pudel kroch über die Stiege empor, säuberte sich auftragsgemäß, indessen zu ebener Erde die für den Ungehorsamen zu verhängende Strafe erwogen wurde. Nach dem recht einsilbig verlaufenen Mahl vernahm ich den Spruch: „Du darfst heuer keine Bergtour mehr machen.“ (Wir schrieben den 3. September, am 12. war Schulbeginn.) „Nur die drei Tage auf den Triglav mit Hermann Rudesch bleiben dir erlaubt, weil du sie ihm schon versprochen hast und er doch nicht mitgestraft werden soll.“

Dem österreichischen Strafrecht jener Tage waren die Erleichterungen fremd, die heute ein Rechtsbrecher, ist er nicht böswillig und verstorbt, erhoffen kann: das außerordentliche Milderungsrecht, die bedingte Verurteilung, Aufschub der Rechtsfolgen der Verurteilung, das alles sind erst menschensfreundliche Errungenschaften späterer Jahre. Noch heute erkenne ich dankbar an, daß meine liebe, fortschrittliche Mama den Strafrechtlern ihrer Zeit weit voraus gewesen ist.

Mojsztrovanordostwand

Wenn Gefühle, die in diesem Alter nichts Ungewöhnliches sind, im Innern eines 19jährigen Verheerungen anrichten, wenn er vermeint, nur dort, wo er sie so verzweifelt sucht, sei die Seligkeit, sei das große Glück zu finden, wenn er sieht, daß nicht mit Herzblut geschriebene Gedichte noch nützliche Promenaden mit der Laute in der Hand ihn seinem Ziel auch nur ein Stückchen näher bringen können, wenn er, vom Welt Schmerz gebeugt, des Lebens überdrüssig wird, wenn der Menschheit ganzer Jammer seine arme Seele anfaßt ...

Ja, dann muß etwas geschehen. Das fand ich auch.

So riß ich mich von der Stätte vergeblichen Schmachterns an den Gestaden des verweichlichenden Ostiacher Sees los und stüchtete zurück in die Bergwildnis zwischen Prisanf und Mojsztrova, nicht nur um das wunde Herz in der rauhen Luft der Höhen gesunden zu lassen, sondern auch durch anspruchslosere Lebensführung meine Finanzen zu sanieren, die durch die in der Kärntner Sommerfrische geleisteten vergeblichen Troubadourdienste stark in Unordnung geraten waren. Außerdem erinnerte ich mich daran, daß die schöne Nordostwand der Mojsztrova noch unerstiegen war, und so schien die Gelegenheit gegeben, nach dem bewährten Vorbild der Helden gewisser Romane durch eine alpine Tat, die ihresgleichen suchte, die Welt in Erstaunen zu versetzen und überdies, wie ich hoffte, auch einen entsprechenden Eindruck auf die in Betracht kommende Persönlichkeit nicht zu verfehlen, so daß auch meine zu so viel Bekümmernis Anlaß gebenden privaten Belange bestimmter Art eine günstige Wendung erwarten durften. Ich hatte damals nicht nur Ganghofer, sondern auch schon Ompteda gelesen.

So stieg ich, ohne vorher viel zu erkunden, eines schönen Tages in die Wand ein, wie es der Brauch ist „ein wenig links des Punktes, wo die Felsen am tiefsten ins Kar reichen“, und begann, gemach empor zu klettern. Mangelte mir auch noch viel Erfahrung,

war ich doch gewandt, kräftig und auch der Blick in die Tiefe suchte mich nicht an. Den Anstieg „vermittelte“ ein Plattenkegel, der mit vielen seiner Art gemein hat, daß die Neigung der Felsen mit zunehmender Höhe immer steiler wurde und auch, daß die weiter unten verschwenderisch ausgestreuten Griffe und Tritte allmählich Seltenheitswert gewannen. Immerhin konnte ich langsam weiter vordringen, bis mein Plattenkegel durch Einmündung seiner Spitze in senkrecht Gewände ein naturgegebenes Ende fand. Ein Blick nach oben, nach rechts, hätte genügt, um hier auch einem reiferen Köhner Einhalt zu gebieten. Nach links zog sich eine befestigte Leiste, ein Band war es kaum zu nennen, gegen eine Rippe hin, auf der es vielleicht ein Weiterkommen gab. Ich begann an ziemlich abdrängender Wand gegen diese Leiste zu queren, doch schon nach einigen Metern angelten die Finger vergeblich nach ausreichenden Haltepunkten und ein aufschlußreicher Blick in die Tiefe erweckte in mir bald die Erkenntnis, daß Vorsicht oft der bessere Teil der Tapferkeit ist, worauf ich mich vorsichtig über den kaum begonnenen Quergang zurückzutasten begann. Abgeblitzt, abgeschlagen! Nicht wie damals, auf der Weißenbachspitze, entschuldbar wegen großer Ermüdung, nein, hier hatte es an Köhnen gemangelt. Oder nur an Wagemut? Vielleicht besser so, als der Geist wäre allzu willig gewesen und nur das Fleisch hätte sich als schwach, allzu schwach, erwiesen . . .

Ich hatte mich schon in jungen Jahren eifrig mit dem Studium alpiner Literatur befaßt und mit besonderem Interesse die streitbaren Aufsätze gelesen, die kurz vor dem Krieg in den führenden Zeitschriften, vor allem in der *ÖWZ.* und in den „Mitteilungen“ von den Meisterkletterern der damaligen Zeit, Nieberl, Dülfer, Preuß u. a., veröffentlicht worden sind. Sehr einleuchtend, besonders für den Alleingehör, schien mir die von Preuß aufgestellte Forderung, die oberste Grenze dessen, was man im Fels im Aufstieg wagen dürfe, sei jene Schwierigkeit, die man im Abstieg in freier Kletterei noch sicher bewältigen kann. Mit äußerster Vorsicht über die steilen Platten abklettern konnte ich feststellen, daß ich gegen diese Preußsche These, so wenig ich im Aufstieg an sie gedacht hatte, nicht verstoßen hatte.

Bald war ich wieder am Fuß der Felsen angelangt. Die nervliche Anspannung der letzten drei Stunden hatte sich auf meinen Gemütszustand überaus heilsam ausgewirkt und die Genugtuung darüber, daß nach einigen kritischen Augenblicken mein Dasein dieser Welt vorläufig noch erhalten geblieben war, überwog weitaus jede Erinnerung an die kürzlich auf einem anderen Kriegsschauplatz des Lebens erlittene Schlappe. Aber wie es der undankbaren Natur des Menschen gegeben ist, auch dieses Gefühl dankerfüllter Befriedigung hielt nicht lange an. *Passato il pericolo dimenticato il Santo*, sagen die Italiener und in meinen Stolz fraß sich jetzt die brennende Schmach der Niederlage.

Was tut ein kleiner Lausbub, der von einem ein wenig größeren, stärkeren Lausbuben aus der nächsthöheren Klasse windelweich verprügelt wurde, in seiner rachedürstenden Ohnmacht? Er sagt: „Na wart nur, jetzt hol ich meinen großen Bruder.“ Das sagte auch ich der *Mojstrovka*.

Aber nichts mit Rache zu tun hatten die Gefühle, die mich bewegten, als ich schon eine Woche später neuerdings werbend dieser unerstiegenen Felsflanke zustrebte.

Mein Bruder Oskar, damals Beamter der Statthalterei in Triest, war inzwischen in Aronau auf Urlaub eingetroffen. Neun Jahre älter als ich, hatte er schon Gelegenheit gehabt, sich nicht nur in den Julischen Alpen, auch in den Dolomiten, den Tauern und im Eis der Ortlergruppe zu bewähren. Mochte ich ihm auch im Felsklettern nicht nachstehen, besaß er weit mehr Bergersahrung und war mir vor allem in der Beurteilung der Begehbarkeit steilen Geländes überlegen. Ich schilderte ihm den Verlauf meines gescheiterten Versuches — um nicht zum Ziel des Gespöts zu werden, natürlich unter peinlichster Auslassung der Umstände, die die unmittelbare Veranlassung zu meinem mißglückten Unternehmen gewesen — und er war sofort Feuer und Flamme. Schon am gleichen Tag nächstigten wir auf der Vohshütte und stiegen früh am Morgen nach Rupe (v Rupah), dem Kar nordöstlich der *Mojstrovka*, auf. Ich wollte sofort wieder „meinem“ Einstieg „beim tiefsten Punkt der Wand“ zusteuern, dann wieder Platten-

kegel usw., wir werden schon sehen. Ruhig hielt mich Oskar zurück, erklärte mir, eine Wand sei kein Baum und wir keine Eicheln, die, am Fuß des Stammes angelegt, ohne zu schauen und zu überlegen schnurstracks in die Höhe laufen, man müsse sich, ehe man etwas Schwieriges, besonders eine neue Fahrt, unternimmt, die Sache genau betrachten, hier böte sich am Gegenhang Gelegenheit, die Wand vorerst mit dem Glas zu studieren und die beste Durchstiegsmöglichkeit zu erkunden. Gejagt, getan. Wir stiegen einige Minuten in der Gegenrichtung bergan und ließen uns dann am Rand eines Latzschendüchtes nieder. Der Reiffeldstecher ging von Hand zu Hand. „Stiehst du“, erklärte ich meinem Bruder, „das dort war mein Einstieg, dann der Plattenkegel, der nach oben immer steiler wird, und schließlich ist es halt nicht mehr weiter gegangen, außer vielleicht nach links, wo ich mich allein nicht getraut habe ...“

„Daß es dort nicht oder kaum weiter geht, hätte der junge Herr schon früher erkennen müssen, wenn er sich die Wand vorher von hier angesehen hätte ... dieser Plattenkegel und besonders die Wand darüber schauen ja ganz grauslich aus ... aber ... aber, siehst du, dort, ein wenig weiter links, zieht eine steile Kaminreihe von ganz unten bis zu den Gipfelschrofen. Schau einmal mit dem Glas dorthin.“

Und richtig, wie eine dunkle Linie durchreißt hier ein Spalt, bald breit, bald ganz eng, den Wandgürtel in seiner ganzen Höhe.

„Ganz bis in den Grund kann man hier nicht an allen Stellen sehen“, fuhr Oskar fort, „es könnte da noch manches Fragezeichen geben, aber ich glaube, hier hätten wir bessere Ausichten als auf deinen Platten. Versuchen wir diese Kamine, ist es dir recht?“

Ob es mir recht war!

Unsere Schau hatte ergeben, daß dort, wo sich die Kaminreihe in ungefähr halber Höhe schluchtartig erweitert, eine steile Geröllsohle eingebettet ist. Von dort zieht der Kamin ohne merklliche Gliederung senkrecht bis zum Ausstieg. Wir trauten uns zu, dort oben durchzukommen. Die unteren, stellenweise tief eingeschnittenen Kaminteile, deren Grund nicht einzusehen war, wo man auf Überraschungen gefaßt sein mußte, ließen immerhin einige deutlich voneinander getrennte Absätze erkennen.

In einer halben Stunde waren wir im Kar über den Schotter zum Einstieg emporgequert, hatten uns rasch kletterfertig gemacht und der Entdecker der Kamine überließ großmütig dem Erfinder der Wand den Vortritt.

Zunächst ging es über mäßig steile, glattgewaschene Platten in den Grund des hier tief schluchtartig in den Bergkörper eingeschnittenen Kamins. Unter einem ungeheuren, zwischen den beiderseitigen Wänden eingeklemmten Block schlüpfen wir durch und sahen uns vor einem überhängenden, absolut unerklärlichen Wandabbruch, über dem der Kamin anscheinend seine Fortsetzung fand. Sollten wir schon hier unten, gleich zu Beginn, mit unserem Latein zu Ende sein? Reminiszenzen an die Spitze des Plattenkegels drängten sich mir auf. Aber Oskar ließ sich nicht so leicht ins Bodshorn jagen. Er blickte nicht nur geradeaus, sondern sah sich auch um und fand, daß die rechte Begrenzungswand hier so weit erkletterbar war, daß man über sie bis zum eingeklemmten Block und von dort auf diesen selbst gelangen konnte. Ohne besondere Schwierigkeiten kam ich so zur Kerbe zwischen Wand und Klemmblock und war bald auf seinem Scheitel, wohin mir Oskar folgte. Der Abstieg vom Block und der Übertritt auf die gegenüberliegende Wand war eher heikel, aber nach Überwindung dieser Stelle zeigte sich ein Wand, das uns mühelos die Fortsetzung des Kamins über dem so überlisteten Abbruch gewinnen ließ. Nach einigen Seillängen anregender Kletterei standen wir vor einem ernstern Hindernis, der technisch wohl schwierigsten Stelle der Tour. Der Kamin wird zu einem ganz schmalen, tief in den Berg reichenden Spalt, dessen Wände nach oben immer näher zusammen-treten, das Ganze mit einem Überhang abgeschlossen. Hier hieß es zunächst ganz tief in den Schluf hinein, bis es auch für den Engbrüstigsten kein Weiterkommen mehr gab; dann waagrecht an den glatten Kaminwänden auswärts gestemmt, je weiter hinaus man sich wagte, desto mehr Spielraum hatten Arme und Beine, um den Körper hoch zu drücken. Je weiter draußen man war, desto unsicherer aber wurde auch der Fall,

den der stehende Körper zwischen den bald stark auseinander tretenden Kaminwänden fand. Es war ein sehr anstrengendes Stück und ich ziemlich erledigt, als ich endlich auf einem Geröllplätzchen oberhalb des Überhanges landete. Bruder Oskar, dessen Körper Mutter Natur mit rundlicheren Formen ausgestattet hat, mußte sich hier noch schwerer tun als ich.

Vor der gerölligen Verflachung in halber Wandhöhe gab es noch ein letztes Hindernis: wieder war der Kamin durch einen ungangbaren Überhang abgeschlossen, der nur links über eine sehr steile und — ganz ausnahmsweise sei einmal diese Bezeichnung gestattet — griff- und trittlose Platte zu umgehen war. Mit langjamer, bedächtiger Bewegung war hier nichts zu gewinnen. So entschloß ich mich, von Oskar gut gesichert, diese Stelle im Sturm zu nehmen. Ein tüchtiger Anlauf, die weichen Sohlen des Kletterstiebs huschen über einen glatten Felsbuckel und schon hat die Hand des weit ausgestreckten Körpers am oberen Rand der Platte einen Griff erhascht, durch den dieses Problem seine Lösung findet. Spätere Ersteiger haben diese Platte offenbar mit dem Kletterhammer präpariert und so mit einigen wünschenswerten Rauigkeiten ausgestattet.

Bei der gerölligen Kaminunterbrechung angelangt, ließen wir uns zu kurzer Rast und Schau nieder.

Der weitere Verlauf des Kamins, der hier zunächst mit einer feingriffigen, senkrechten Wand ansetzt, erschien mir abschreckend und ich erwog, ob nicht ein Ausweichen in die Wand zur Linken oder rechts auf eine steile, die Kaminreihe begleitende Rippe vorzuziehen sei.

Aber Oskar war dagegen. Erstens betrachtete er den Plan der Durchkletterung dieser Kaminreihe, die sich bis jetzt so prachtvoll angefallen, als Frucht seiner ureigenen Intuition und wollte ihm nicht untreu werden. Zweitens wäre ein Ausbrechen nach rechts oder links doch einem verächtlichen Kneifen gleichgekommen; und drittens, wo stand denn geschrieben, daß uns in der Wand, auf der Rippe, nicht vielleicht recht unangenehme Überraschungen erwartet hätten? Er sei bereit, das mir so bedenklich erscheinende Steilstück zu führen. Und wirklich, so schwierig diese Wandstelle auch war, er kam flott weiter und es wäre Ügigkeit und Übertreibung, wenn ich hier von einem „nur langsam durch meine Hände gleitenden Seil“ berichten wollte. Dann hatten wir es wieder mit einem richtigen Kamin zu tun, oft überhängend und sehr ausgefegt. Und da ich mich in Kaminen doch immer am meisten in meinem Element fühlte, nahm ich wieder den Vortritt. Diese Kletterei zählt zu den schönsten, die ich kenne: Die Zeit verflieg ... plötzlich schwang ich mich über einen Klemmblock — es war der letzte. Offen vor mir lagen die aufgelösten Schrofen zum Gipfel.

Ich bin ein Feind jeglichen Lärmens in den Bergen. Kohlen, Schreien, Steine ablassen sind mir verhaßt. Selbst dem volksbräuchlichen Jodler vermag ich wenig Reiz abzugewinnen. Und den drei Eigenschaften, die Kugel vom Bergsteiger fordert, möchte ich noch eine vierte hinzufügen: er solle still und ruhig seines Weges ziehen.

Aber jetzt ließ mich die unbändige Freude jeden guten Vorsatz, jede vornehme Zurückhaltung vergessen. Ein hemmungsloses Siegesgeschrei entrang sich meiner Kehle, ich vermeinte, man hätte es bis Kronau hören müssen, und auch Bruder Oskar brummte irgendwie eine zweite Stimme dazu.

Der Gang zum nahen Gipfel war der gegebene Abschluß. Eine Steigerung konnte er nicht mehr sein.

Die begreifliche Freude, die ich am Gelingen dieses Tages hatte, ließ mich nie vergessen, daß mir so kein Recht geworden, aus der Reihe sehr bescheidener Bergsteiger hervorzutreten. Der Berg, den ich über einen neuen Weg erstiegen, war ein kleiner, wenig bekannter Gipfel meiner Heimatberge, seine Felsenriffe werden nicht genannt, wenn von den gewaltigsten Wänden der Alpen die Rede ist. Und nach uns schon damals, geschweige denn heute geläufigen Begriffen von Schwierigkeiten, die der Mensch in den Bergen meistern kann, ist unser Weg weit davon, ein Prüfstein für den Wünder zu sein. Aber wenn auch die Moßstrobka keine Gwetta, keine Zinne, keine Öcu ist, unsere Kamine

auch gewiß kein Weg, den man gemacht haben muß, wenn man in der alpinen Welt etwas gelten will, noch eine andere dauernde Freude sollte mir dieser Berg schenken: wir haben auf diesen Pfaden Nachfolger gefunden, viele Nachfolger, und schon so mancher von ihnen mußte mir Dank zu sagen, daß ihm der Weg gewiesen war. Und wenn es für die Wertschätzung spricht, derer sich ihr Erstersteiger erfreute, daß es nie einer weiteren Erläuterung bedurfte, wenn man in Glatteboden, am Fuß des Dachsteins, im „Gartl“ oder am Confinboden den „Nichtweg“ erwähnte, so sehe mir mein gütiger Leser nach, daß es mich doch herzlich gesteut hat, unerkannt, im Bergsteigerabteil des Bummelzuges nach Kronau die Worte zu vernehmen „Kalteneggerjevi kami!“.

Zweimal Mlinerca

Im Jahre 1925 hatte ich auf Empfehlung Kughs von der Schriftleitung des „Hochtourist“ die ehrende Einladung zur Bearbeitung der Julischen Alpen in der Neuausgabe dieses Führers erhalten. Wohl war ich in meinen Heimatbergen gut bewandert, allein schon beim damaligen Stand der Erschließung konnte ein einzelner unmöglich alle gemachten Anstiege aus eigener Wahrnehmung kennen oder sie nachbegehen. Doch unterstützten mich freundliche Helfer aus drei Ländern bei meiner Arbeit, im neueren Schrifttum fand ich weiter viel Wissenswertes, so daß ich auch die Verantwortung für die Beschreibung vieler Kletterwege, die ich selbst nicht kannte, übernehmen durfte. Wo aber mangelhafte, widersprechende oder unklare Berichte vorlagen, mußte der Bearbeiter sich an Ort und Stelle von der Lage der Dinge überzeugen.

Eine Tour, die zu solchen Zweifeln Anlaß gab, war die zwischen Razor und Prifant tief eingeschnittene, nach Norden in Steilwänden abfallende Einkerbung der Mlinerca-Scharte, welche im neueren slowenischen Schrifttum Skrbina v zadnjem Prisojniku genannt wird.

Kugh hatte diese Scharte mit seinen Trentanern wohl schon vor der Jahrhundertwende überschritten und Anfang der zwanziger Jahre haben der slowenische Meisterkletterer Dr. Jug und der ausgezeichnete Villacher Kollnik ihre Nordwand auf noch schwierigeren Wegen als Kugh erklettert. Kugh hat eine genaue Beschreibung dieser Fahrt nicht veröffentlicht und erinnerte sich auch nicht mehr an Einzelheiten. Und auch aus den Berichten von Jug und Kollnik wurde man nicht recht klar.

So entschloß ich mich zu einer Wiederholung dieser Tour und zog mit meinem alten Berggefährten Sergej Cernivec, meinem Schwager Otto Malmid und meinem lieben Freund Peter Meangha an einem trüben Nachmittage von Kronau südwärts ins Tal der großen Pisenca, wo wir in einer verlassenen Heuhütte eine recht fragliche Nachtruhe fanden. Die Unwirtlichkeit unseres Lagers begünstigte einen frühzeitigen Aufbruch. Das Wetter versprach leider wenig Gutes, als wir uns im großen Kar empormühten, das zum innersten Winkel der links vom Razor, rechts vom Prifant begrenzten Einbuchtung führt. Als Einstieg wählten wir eine tief eingerissene, ausgewaschene Schlucht linker Hand, die in einer Wand abbrach und deren Grund wir weiter oben durch eine sehr heiße Querung in der rechtsseitigen Begrenzungswand erreichten. Da Otto ein Neuling in den Bergen war und auch Peter erst am Beginn seiner Laufbahn, bei der er es allerdings in wenigen Jahren dann zur Meisterschaft gebracht hat, lag die Hauptarbeit auf Sergej und mir und ich muß gestehen, daß schon bei dieser schwierigen Einstiegsstelle viel „gemurrt“ und Zeit vertrödelte worden ist. Wir verfolgten die Schlucht einige Seillängen und verließen sie dann in exponierter Querung nach links hinaus auf eine Begrenzungsrinne, die in mehreren schwierigen Abfällen empor leitete. Einige eingestreute Krummholzflecke verminderten zwar das Gefühl der Ausgesetztheit, waren aber, da wir dort regelrechte Ratschenschlachten zu schlagen hatten, durchaus nicht geeignet, unser Tempo zu beschleunigen. Im freien Gelände gewannen wir dann über steile, von Schrofen durchsetzte Platten etwas rascher an Höhe und standen etwa um die Mittagszeit auf einer Terrasse, die, sich nach rechts zu einem Wand und weiter zu ganz

schmäler Leiste ober senkrechten Wänden verengend, gegen die Falllinie der Scharte wies. Mit dem Wegsuchen und -finden voll beschäftigt, hatten wir kaum beachtet, daß das schon morgens recht bedrohliche Wetter sich zusehends verschlechtert hatte. Die höchsten Wandpartien des Rajor und Prisanf waren schon längst von Wolken verhüllt und ein verdächtiger warmer Südwind jagte wilde Nebelseen durch den Einschnitt der Scharte, die wir noch ziemlich hoch rechts über uns erblickten. Sergej wurde hier über das Band und die Leiste nach rechts geschickt, um von dem dort sichtbaren kleinen, ausgelegten Vorsprung den Weiterweg um die Ecke zu erkunden.

Er kam zurück mit dem Bericht, daß die weitere Querung wohl möglich wäre, die Leiste setze sich ganz schmal bis unter die Scharte fort, dann ein senkrecht Wandstück, über ihm ein Kamin, womit die Schwierigkeiten wahrscheinlich zu Ende sein dürften. Aber noch waren wir nicht so weit, und die Frage, wie wir unsere weniger geübten Freunde sicher über die kritischen Stellen bringen könnten, wurde Gegenstand eines ernsten Kriegsrates. In diesen fuhr nun der erste Blitz hinein. Der Donner folgte ihm sogleich und unmittelbar darauf setzte ein Wolkenbruch ein, der unserem Kriegsrat plötzlich eine andere Wendung gab: Der Weiterweg wäre bei diesen Verhältnissen ein nicht zu verantwortendes Wagnis gewesen. Ein Abwarten kam nicht in Frage, da sich in dieser steilen Plattenzone nirgends eine Höhle, ein schützender Überhang zeigte. Also zurück auf dem Aufstiegsweg, auf dem uns immerhin nur schon bekannte Schwierigkeiten erwarteten.

Das Gemitter tobte ohne Unterlaß, bald waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Bei aller Eile ging der Abstieg nur langsam von statten, da wir an allen heißen Stellen auf gute Seilsicherung bedacht waren. In einem Kamin hatte Otto das Pech, einen nicht eben kleinen Block zu lösen, der sich, zum Glück war die Entfernung nicht groß, Peter ziemlich heftig an die Rippen legte. Aber das Seil hielt und der Zwischenfall ging mit einigen Hautabschürfungen und blauen Flecken ab. Eifige Kälte war dem schwülen Südwind gefolgt, die Finger wurden ganz klamm, die nassen Seile verkrangelten sich, wie sie es in solchen Fällen immer zu tun pflegen und nach glücklicher Bewältigung der Ausstiegsquerung aus der untersten Schlucht waren wir um eine der Erfahrungen reicher, die jeder Bergsteiger in seinem Leben zu machen Gelegenheit gehabt hat. Naß, müde und abgekämpft holten wir in unserer Umhütte die dort zurückgelassenen Sachen und rückten am Abend schließlich in eher gedrückter Stimmung in Kronau ein.

Trotz Wetter und Regen, trotz Umkehr vor dem Ziel war es ein schöner Tag gewesen. Ja, oft knüpfen sich an Mißerfolge und Niederlagen tiefere Eindrücke als an manche Stunde leicht errungenen Erfolges. Das bange Gefühl, das arme Menschen bedrückt, die in steiler Wand den Gewalten des Unwetters schutzlos preisgegeben sind, der erlösende Augenblick, in dem man, aus allen Fährlichkeiten errettet, wieder den sicheren Boden des Mars betritt — wer wollte solche kostbare Erinnerungen vermissen? Und doch, wir gehen ja schließlich nicht in die Berge, um abgeschlagen zu werden und unverrichteter Dinge zum Rückzug zu blasen, mag dieser Entschluß auch oft, wie in unserem Fall, der einzig richtige sein. Mißerfolg bleibt doch Mißerfolg und wurmt uns in Herz und Seele.

So kamen wir denn im nächsten Sommer wieder, nur zu zweit, Sergej und ich. Der Wettergott hatte diesmal ein Einsehen und als beweglichere Seilschaft überwandten wir in flüssigem Klettern rasch die Stellen, die uns im Vorjahr so viel zu schaffen gemacht hatten. Noch war es früher Vormittag, als wir den lustigen Erker erreicht hatten, bis zu dem wir bei unserm letzten Versuch vorgebrungen. Wie anders zeigte sich doch heute die Bergwelt als damals, da alles grau in grau getaucht war. Unter wolkenlosem Himmel stehen heute im Sonnenglanz die feuerfarbenen Wände von der Skrlatica bis zum Krizjoch; in sommerlicher Hitze flimmern die weißen Schutzströme der Arnica zu uns hinauf, draußen am Talaustritt die Häuser von Kronau um die Kirche mit ihrem roten Turmhelm geschart, darüber der grüne Wall der Karawanken und in weiter Ferne die Schneesgipfel der Hohen Tauern. Aber bald ist es die nähere Umgebung, die unsere volle Aufmerksamkeit erheischt. Die schon im Vorjahr erkundete Leiste setzt sich tatsächlich schmal,

sehr schmal bis in den Grund der zur Scharte emporführenden Steilrinne fort. Technisch ist die Querung ganz unschwierig, doch wegen ihrer gewaltigen Ausgesetztheit ein sehr heikler Gang, der uns nochmals davon überzeugt, wie gut wir daran getan, uns bei Sturm und Gewitter mit einer unausgeglichenen Seilschaft nicht auf derartige Abenteuer einzulassen. Nach dem Quergang waren wir jetzt auf einem kleinen Absatz angelangt, unter dem die Steilrinne senkrecht ins Kar abbricht. Ober uns die schon im Vorjahr erpähten Stellen: Ein sehr steiler, etwa 20 m hoher Wandabsatz, darüber ein Kamin, über den sich von hier noch nichts Gewisses sagen läßt, dann anscheinend unschwieriges Gelände bis zur Schartenkehle. Da von unserem ausgesetzten Standplatz eine wirksame freie Sicherung kaum möglich war, schlug Sergej den einzigen Mauerhaken, den wir „für alle Fälle“ mitgenommen hatten, mit einem Stein in eine schöne Felspalte. Auf meine Frage, ob der Haken auch gut sitze, die beruhigende Antwort: „Wie Eisen“, worauf ich mich an die Erstkletterung dieses nahezu senkrechten Wandabsatzes machte, mit dem ich mich recht plagen mußte. Zum Glück bot er dem Bergsteiger, dessen Technik einer Kletterstelle mit den Attributen senkrecht und grifflos nie gewachsen war, auch die notwendigen Haltepunkte, und das Gefühl, von Freundeshand und Haken gut gesichert zu sein, ließ in mir beklemmende Gedanken an die gährende Tiefe nicht aufkommen. Noch vor Ablauf des Seiles fand sich ein guter Standplatz, vor dem ich Sergej nachkommen ließ. Ich schärfte ihm dabei ein, er möge versuchen, den Haken herauszuschlagen, für den Fall, daß wir ihn nochmals benötigen sollten. Kaum war das Wort dem Mund entflohen, als von Sergej die Kunde kam, es sei ihm ein leichtes gewesen, den Haken mit zwei Fingern der linken Hand aus seiner Spalte zu heben . . . Wir sehen also, daß die Sicherung durch Haken, auch wenn sie mitunter lediglich das Entstehen einer nur subjektiven Meinung verursacht, ihre sehr positiven Seiten haben kann. Immerhin war ich recht erfreut festzustellen, daß der nun folgende Kamin, wenn auch ein recht arger Schinder, uns nicht veranlassen mußte zu prüfen, ob Sergej es bei einem zweiten Versuch in der Kunst des Hakenschlagens zu größerer Meisterschaft gebracht haben würde. Jetzt kamen noch einige leichte Seillängen, ehe wir auf dem Grat landeten, den wir ein wenig östlich der tiefsten Einlenkung betraten. Die Scharte war erreicht, die „Scharte“ somit ausgeweht.

Aus dem Schatten der Nordwand waren wir in die Mittagshitze der sonnenbeschienenen Südseite und damit auf italienisches Gebiet hinübergewechselt, was wir heute noch zu fühlen bekommen sollten. Nach unserem Programm wollten wir jetzt noch den Brisant über den Ostgrat ersteigen und auf dem gewöhnlichen Weg über das Fenster, von dem jetzt ein versicherter Klettersteig über die Nordwestwand in den Graben der Suha Pisenca führt, ins Tal zurückkehren. Aber diesmal meinte es das Wetter gar zu gut mit uns. Unsere Kehlen waren ausgedörrt, uns verlangte nach einem Trunk, für den wir in unserem bescheidenen Gepäck nicht vorgesorgt hatten. So machte Sergej den Vorschlag, zunächst die etwa 200 m Höhe zur Minercaquelle hinabzusteigen, dort vorerst den Durst zu löschen, alles Weitere würde sich dann schon finden. In mir stieg gleich der Argwohn auf, die Annahme dieses Vorschlages sei gleichbedeutend mit dem Verzicht auf den Brisant, da ich keinem von uns den Heroismus zutraute, der notwendig sein würde, um nach einem Wassergelage wieder den sonndurchglühten Gang zur Scharte emporzusteigen, dann noch den ganzen Ostgrat, den Brisant . . . Aber, so dachte ich zu meiner Rechtfertigung, der Bearbeiter des „Hochtourist“ hat den Weg, der fraglich war, pflichtgemäß begangen, über die Führung des Anstieges über den Ostgrat auf den Brisant bestehen nicht die geringsten Zweifel, der bedarf keiner Kontrolle mehr. Die Sonne scheint, es ist brennheiß, man muß den Brisant nicht unbedingt überklettern, man kann ihn auch auf seiner Südflanke in halber Höhe umgehen und auf diesem Weg, wie geplant, auf den Kojsztovlapaß gelangen.

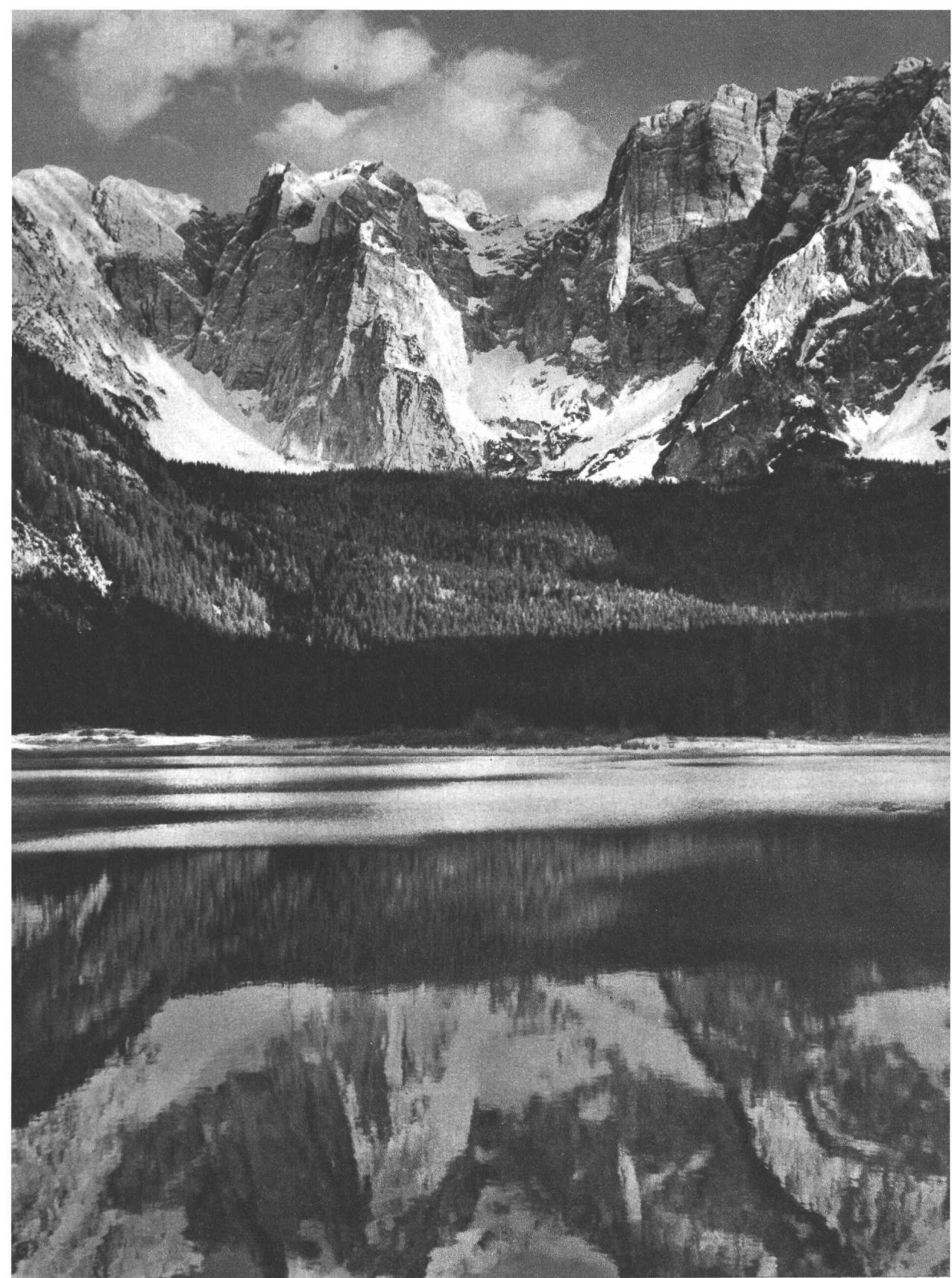
Also hinab zur Quelle. Es war köstlich!

Nachdem wir uns ordentlich gelabt hatten, ließ Sergej einige Äußerungen fallen, die sich genau mit meinen Gedankengängen deckten. Mit dem „Auftrieb“ war es bei

uns beiden heute nicht mehr weit her und statt der Erstürmung wurde einstimmig die Umschleichen des Prifant beschlossen.

Unserer Trägheit sollte die Strafe auf dem Fuße folgen. Der von uns so schmählich verratene Ostgrat des Prifant hätte uns zwar manchen Schweißtropfen gekostet, er hätte unsere der Schlawheit ergebene Muskeln zu erneuter Klettertätigkeit genötigt und ein kleines, ach ganz kleines Vorbeerblatt hätte sich auf diesem schönen Weg dem Kranz unserer alpinen Erfolge zugesellt. Und wir hätten, da auf den Bergen bekanntlich die Freiheit wohnt, über die Grate des Prifant schreitend, frei und unbehelligt, das heimatlische Tal erreicht. Aber nicht die Freiheit, unfreundlichere Mächte waren es, die die bequemeren Pfade beherrschten, auf dem die genießerischen Faulenzer ihren Rückweg nahmen.

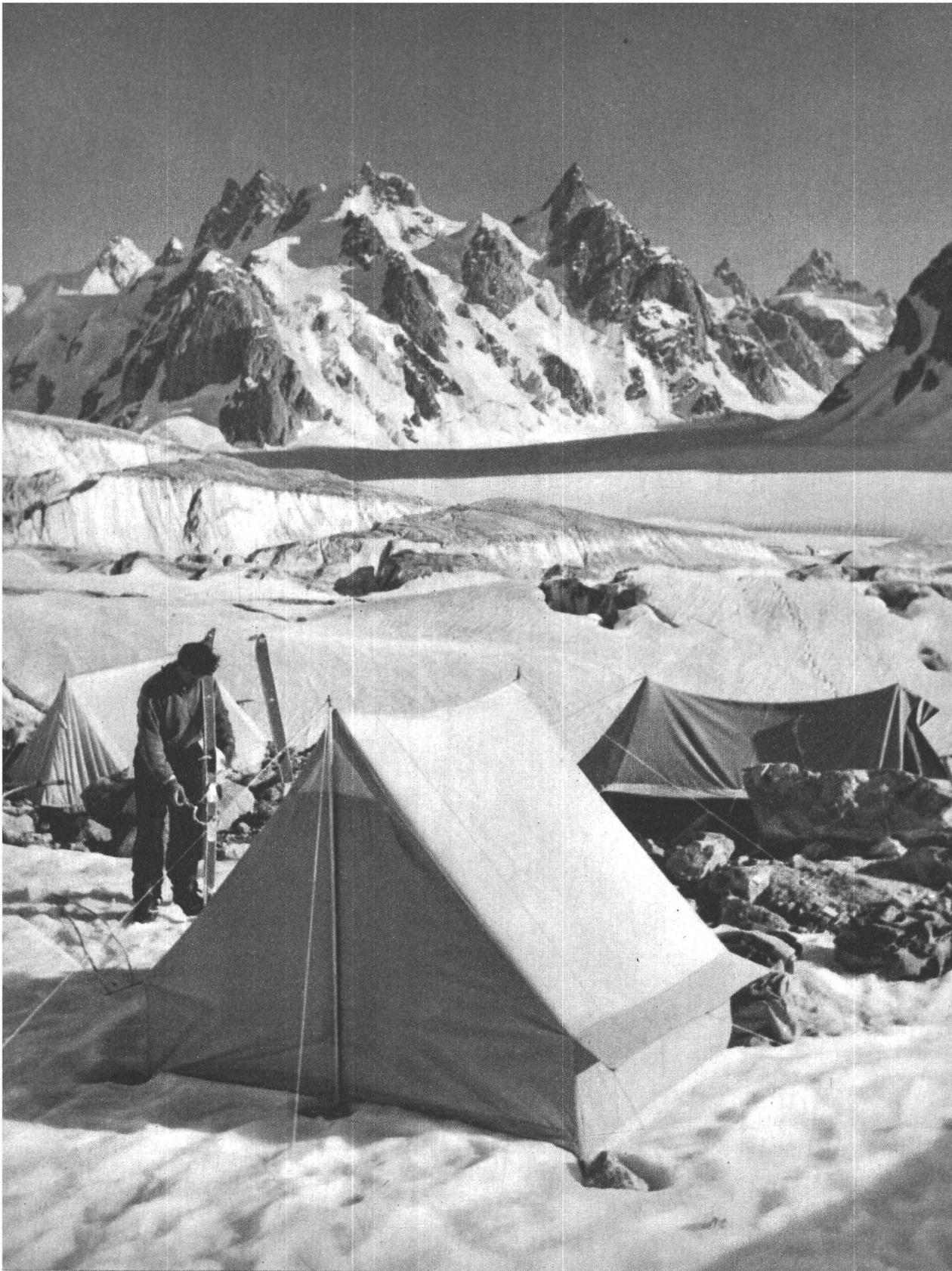
Zunächst ging alles gut. Heiß brannte zwar die Sonne auch hier und Sergej labte sich aufs neue bei jedem dürftigen Wässerlein, das da und dort in diesen steilen, schrofen-durchsetzten Rasenflanken über eine ausgewaschene Platte rieselte. Entsprechend langsam und träge war unser Weiterkommen. Endlich kommen wir zu jener Ecke, wo sich der Südhang nach Südwest wendet, dort, wo die Abzweigung des alten Konjul-Wetter-Weges steil zum Prifantfenster emporführt. Die von der Quelle gependete Erquickung war verfliegen. Unbarmherzig brannte die Sonne des frühen Julinachmittages senkrecht auf die Berglehne. Wir wissen, ein wenig höher gibt es hier die schönsten Edelweiß und Kohlröslein, aber ein Blick hinauf auf diese jähren Rasen- und Schrofenhänge — selbst wenn Flora in Person uns dort oben alle Blüten der Welt vor die Füße hätte streuen wollen — heute nicht einen Schritt mehr bergauf, bei dieser Hitze! Was für ein Gesicht hätte Sergej gemacht, hätte man ihm jetzt vorausgesagt, daß er diese steilen Hänge ganz bis hinauf, und in gar nicht langsamem Tempo, heute noch begehen würde? Doch noch ahnten wir nichts von Ungemach und Gefahr. Mechanisch trotteten wir den ebenen Pfad weiter, um eine Ecke biegend, sahen wir schon den Mojstrovkapaf unter uns und der Gedanke an das kommende Vergab zu den Schotterthalen am Westfuß des Prifant verlieh unseren Beinen neue Kraft zu rüstigem Ausschreiten. Da — „ferma!“ ertönte es aus rauhen Kehlen. Hinter einer Biegung des Weges waren zwei italienische Grenzsoldaten aus einem verborgenen Hinterhalt hervorgetreten, schwer bewaffnet, und versperrten uns den Weiterweg. Wir hatten zwar gewußt, daß das Überschreiten der Grenze im Hochgebirge verboten war, doch hatten wir den Grenzwächtern auf unwegsamen Graten schon oft ein Schnippchen geschlagen, waren darauf vorbereitet, hatten gedacht, daß zwar der Mojstrovkapaf selbst bewacht sein würde und vorgehabt, noch vor Erreichen des Passes rechtzeitig durch ein Abschwenken nach rechts ins Tal den zu vermutenden Grenzposten auszuweichen. Daß dieser noch ganz auf italienischem Gebiet verlaufende Weg von einer Streife kontrolliert war, kam für uns völlig überraschend. Es blieb aber nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und so verlegten wir uns aufs Parlamentieren. Ohne Erfolg. Die beiden Soldaten erklärten uns zu Gefangenen, über deren Schicksal sie aber nicht selbst entscheiden dürften. Sie würden uns zum italienischen Grenzhause am Mojstrovkapaf bringen und dem dortigen Brigadiere oder Marefciallo vorführen, in dessen Machtbefugnis alles Weitere stünde. Jeder Widerstand, jeder Fluchtversuch wäre sinnlos gewesen und hätte unsere schon genug prekäre Lage nur noch verschlimmert. So ließen wir uns, in unser Schicksal ergeben, von unseren Bewachern zur nahen Grenzfaserne eskortieren. Der Pfad bis dorthin ist für den Bergsteiger ein glatter Spazierweg. Die beiden Soldaten aber verrieten durch Verlangsamung ihres Schrittes an von Wildwassern ausgewaschenen Stellen, durch Anlegen der Hand an einigen Schrofen wenig Vertrautheit mit gebirgigem Gelände, was Sergejs aufmerksamem Auge nicht entgehen konnte. Am Ziel angelangt, begannen aufs Neue des Langen und Breiten die Verhandlungen mit dem Kommandanten, unserem gestrengen Richter. Ich hatte einen gültigen österreichischen Paß, allerdings ohne Bijum. Sergej hingegen außer einer Mitgliedskarte keinerlei Papiere, zudem war er Jugoslawe und die Beziehungen zwischen den beiden Grenzstaaten waren damals nicht die besten.



Zillertal Alpen, Der Obere Weißenfelsee mit Manhart (2678 m) und Weunca (2251 m)

Aufn.: R. Sebald

TAFEL IX



Östgrönland, Hochlager auf dem Seffströmglethcher

Aufn.: S. Stellmann, 1957

Als Ergebnis schließlich das Urteil: ich Österreicher werde unter Verwarnung über die Grenze zurückgeschickt, damit ich im Tal die traurige Mär von meines Freundes Schicksal berichten kann. Sergej aber, der Mann ohne Dokumente, der verdächtige Jugoslawe, wird hier behalten und morgen zur weiteren Untersuchung in die Trenta, nach Flitsch, oder gar nach Udine „überstellt“, wie es in unserer Amtssprache so schön heißt.

Die Italiener waren dabei mehr als höflich, geradezu freundlich, bedauerten persönlich das Mißgeschick, das meinen Freund betroffen, blieben aber in ihrem Entschluß fest wie Eisen, sehr im Gegensatz zu dem Haken, den Sergej vor wenigen Stunden geschlagen. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich zu trolchen und der Mutter meines Freundes in Kronau zu berichten und sie zu beruhigen — oder zu beunruhigen. Es war noch nicht spät. Ich ließ mir Zeit und wog die Worte ab, die ich als Überbringer der Botschaft von diesem ungewöhnlichen Ereignis sprechen wollte. Frgendwie kam ich mit dabei schlecht vor. Ich genieße die wiedergewonnene Freiheit in vollen Zügen, indes meinem armen Gefährten vielleicht die Wanderung von einem italienischen Polizeifotter in den anderen bevorsteht, wer weiß wie lange es dauern wird, ehe man feststellt, daß er nur ein harmloser Bergsteiger ist, dessen einzige Schuld es war, daß an einem glühend heißen Julitag seine Faulheit größer war als sein alpiner Auftrieb. Und ich hatte meinen Berggefährten im Stich gelassen. Nicht am Berg natürlich, aber doch. Mit einigem Unbehagen denke ich auch daran, in meiner Jugend Schillers „Bürgschaft“ gelesen zu haben. Dort bietet ein ideal gesinnter Freund in scheinbar hoffnungsloser Lage ein Opfer an, dessen Zweckmäßigkeit durchaus fraglich scheint, doch, wie wir wissen, mit überraschendem Erfolg. Aber, so qualte ich mich weiter, hätte man sich darauf verlassen können, daß auch diese Italiener Schiller gelesen haben und sich an das großherzige Beispiel des Tyrannen von Syrakus halten würden? Nein, bei nüchterner Überlegung mußte ich zum Schluß kommen, daß ich recht daran getan „die Freiheit zu wählen“. Und — dies ist allerdings Ergebnis rücksehender Betrachtung — das happy end, das diesem Tag noch beschieden sein sollte, wäre wahrscheinlich ausgeblieben, wenn mein Freund beim letzten Akt des Spieles einen Partner gehabt hätte. In Gedanken an die wechselvollen Eindrücke dieses Tages versunken, komme ich nach Kronau und poche an die Tür des Hauses, in dem die Kunde zu vermeiden war. Die Mutter meines Freundes öffnete mir. Vorsorglich hatte ich ein vergnügtes Lächeln aufgesetzt, um von Anfang klar zu machen, daß mein Alleinsein nicht jene Botschaft bestellen sollte, die es unter Umständen auch hätte bedeuten können. Frau Cernivec, wie alle Bergsteigermütter an stete Sorgen um die Herren Söhne gewöhnt, zeigte sich gar nicht aufgeregt, erleichterte mir so meine Aufgabe, atmete aber bestimmt auf, als sie erfuhr, daß ihr Sprößling heil und gesund war und ihm höchstens eine nicht ganz nach Wunsch geratene Urlaubsverlängerung bevorstehe.

Noch war der Skiworitz, den sie dem Gast zum Willkomm gereicht, nicht ganz geleert, — ein Poltern im Hausflur, die Tür ins Zimmer wird aufgerissen, und herein stürmt atemlos, total erschöpft — Sergej!

Und nun sei zum Schluß erzählt, was sich, seit ich ihn, in der Grenzklammer zwischen den Italienern stehend, scheinbar ganz in sein Schicksal ergeben, verlassen, zugetragen hat.

Der Italiener ist im Grunde seines Wesens ein netter, hilfsbereiter Mensch. So wurde auch Sergej als Unterlegener von den Siegern äußerst zuvorkommend behandelt und bald war man geradezu freundschaftlich um einen Tisch zusammengedrückt, auf dem auch der Rotwein nicht fehlte. Über alle linguistischen Schwierigkeiten hinweg kam es bald zu Gesprächen, wie sie bei erster Bekanntschaft üblich sind, und einer der beiden „Wege-lagerer“, der, wie sich herausstellte, im äußersten Süden der Halbinsel beheimatet war, zog aus seinem Uniformrock ein kleines Büchlein hervor, in dem einige Edelweiß gepreßt waren, ein Angebinde, der fernen Flamme seines Herzens zugebacht. Woll Stolz zeigte er Sergej diese Trophäen, gab zu verstehen, er habe die Sterne selbst gepflückt, und rechnete offenbar darauf, damit den gefangenen Sohn der Berge tief zu beeindrucken.

In diesem Augenblick dürfte bei Sergej, dessen Gedanken wahrscheinlich fern von Edelweiß und Rotwein gekreist hatten, ein schon lang erwogener Plan erkennbare Gestalt angenommen haben.

„O, che sono piccole“, war Sergejs wegwerfend geringschätzige Reaktion auf des Italieners Blütenwunder. Ob Sergej wisse, wo größere zu finden seien?, erkundigte sich der Italiener. „Aber gewiß, natürlich, viel größere“, lautete Sergejs ermunternder Bescheid. Ob es weit sei dahin, ob der Weg schwierig, ob Sergej bereit wäre, ihn hinzuführen?, forschte der Soldat weiter. Es sei recht weit, der Weg auch nicht leicht, er, Sergej, sei auch schon recht müde, aber um einen Freundschaftsdienst zu erweisen, wolle er ihm gern zu Diensten sein.

Der Grenzer verschwand im Zimmer des Kommandanten. Nach einer Weile kehrte er zurück und meldete strahlenden Antlitzes, der Brigadiere habe seine Zustimmung zu dieser botanischen Expedition erteilt, die beiden Grenzer, die ihr Opfer beim Abstieg angehalten hatten, hätten die Erlaubnis bekommen, sich unter Sergejs Führung, der jedoch nach wie vor Gefangener bleibe, auf Edelweißsuche zu begeben, natürlich bewaffnet, wie es sich auf einem Dienstgang gehört, um Sergej jede Lust zu einem etwaigen Fluchtversuch zu nehmen.

Noch konnte Sergej nicht frohlocken. Doch schien bisher die Entwicklung der Dinge seinen Hoffnungen durchaus entgegen zu kommen. Um nicht Verdacht zu erregen, ließ er seinen Kucksack im Grenzerhaus, entnahm ihm nur einige wertvollere Sachen, die er sich in die Tasche steckte. Dann brachen sie auf. Der Anstieg führte über den gleichen Weg, den wir gemeinsam als Gefangene begangen, bis zu der Stelle, an der der „Überfall“ erfolgt war, weiter noch bis zu jener Abzweigung des Consul-Wetter-Weges, wo Sergej noch vor wenigen Stunden den Gedanken an auch nur einen Schritt bergauf mit Enttäufung von sich gewiesen hätte. Die Erwägung der Möglichkeit, im Zuge dieser Erkursion zu entkommen, so fraglich sie jetzt auch noch sein mochte, gab Sergej die Spannung des frühen Morgens zurück. Um jedoch seine Betwacher in Sicherheit zu wiegen, durfte er sich dieses Erstarken neuer Kräfte nicht anmerken lassen und war beflissen, den müden, abgekämpften Bergsteiger zu mimen, der sich nach des Tages Mühen nur schwer noch den steilen Weg bergauf schleppte. Und keinen Moment verabsäumte er es dabei, die Bewegungen seiner Begleiter scharf zu beobachten. Es bestätigte sich die schon beim Abstieg gemachte Wahrnehmung, daß diese beiden Italiener gänzlich bergunerfahren waren und in weniger weglamem Gelände mit einem Bergsteiger vom Rang Sergejs nicht würden Schritt halten können. Aber — die Gewehre!

Nun waren sie bei der Wegabzweigung, ober der die steilen Rasenhänge, die brüchigen Schrofen ansetzen, die man erklimmen muß, will man zu den Wunderblumen der Verheißung gelangen. Sergej bemüht sich liebevoll um seine Gefährten, die schon bei den ersten Schritten abseits des Weges Schwierigkeiten finden, reicht ihnen die Hand, zeigt ihnen die Tritte und bald sehen sich die beiden Blumenfreunde für ihre Mühen belohnt: ihre Hand kann schon nach den schönen, großen, silbernen Blüten greifen, sie danken ihrem treuen Führer, daß er sie des Weges gewiesen. Aber dort oben, im steileren Gelände, gibt es noch prächtigere Sterne, also noch weiter! Hier muß man allerdings schon ein wenig klettern können, um weiter zu kommen und mit einem Gewehr am Rücken fällt das einem Anfänger nicht leicht. So läßt der eine der Soldaten sein Gewehr am Fuße eines Felsabjages zurück und geht unbewaffnet weiter. Der zweite tut bald desgleichen und Sergej, noch immer in ihrer Nähe, lockt sie nach und nach in schwierigeres Gelände, immer weiter hinauf. Sein Herz ist vor Aufregung wohl am Zerspringen, aber er muß warten, seine Minute ist noch nicht gekommen . . .

Aus einer strengen Eskorte, die Betwacher und ihr Gefangener, sind so allmählich drei Bergfreunde geworden, die sich an einem schönen Sommernachmittag an den Wundern der Alpenflora ergötzen. Jetzt hat Sergej die beiden zu einigen besonders schönen Sternen geführt, über denen eine steile Schrofenpartie aufragt. Er selbst hat, ein wenig abseits auf leichterem Gelände vordringend, gegen seine Begleiter schon viel

an Höhe gewonnen. Die Steilstufe überhöht sie, sie können ihn nicht sehen. Die beiden Gewehre ruhen, an einen Felsen gelehnt, tief unten, nahe am Weg. Rasch überdenkt Sergej Wege, berechnet Entfernungen, Schwierigkeiten, blitzschnell dann der Entschluß: jetzt oder nie! Mit Stentorstimme ruft er seinen am Fuß des Wandabfazes unsichtbaren Gefährten in seiner Muttersprache noch schnell einen Abschiedsgruß zu, dessen Übersetzung die Seiten dieses Jahrbuches nicht verunzieren darf. Und dann läuft, nein rennt, nein jagt er empor, so schnell ihn die Füße tragen, so schnell wie Herz und Lunge, ohne zu zerspringen, zu zerreißen, arbeiten können. So wie der alte Dizinger bei Kriegsausbruch anno 1915 von der Nevea in unerhörtem Dauerlauf über den Kamin entflohen, so erreicht Sergej auf ihm wohlbekannten Pfaden emporstürmend das rettende Präntfenster, wo der Steig mit den Versicherungen beginnt, an denen er sich erschöpft hinabgleiten läßt, auf die schützende Nordseite, in Sicherheit, auf jugoslawisches Gebiet. Dann hastet er auf gebahntem Steig weiter zum Wandfuß und talanwärts nach Kronau, wo er kaum mehr als eine Stunde nach dem Boten vermeintlichen Mißgeschicks eintrifft.

Ob die beiden Italiener, zu ihren Gewehren zurückgetrohen, ihm nachgeschossen haben, wußte Sergej nicht zu sagen. Zu sehr war er auf seinen Fluchweg bedacht, beflügelt von der Angst, die ihn getrieben. Daß die beiden armen Teufel, denen er entwischt, und die eigentlich ganz nette Burschen waren, einen unbeschreiblichen Paber bekommen haben müssen, tat mir fast leid. Den Verlust seines überdies nicht mehr sehr repräsentablen Rückfades hat Sergej mit Würde getragen. Die fürchterlichen Anstrengungen dieser Gewalttour haben sich ihm auf die Lunge gelegt, er mußte sich lange schonen und auf größere Bergfahrten verzichten.

Einige Zeit ist er der italienischen Grenze in diesem Gebiet mit Respekt ausgewichen. Aber allmählich erinnerten wir uns wieder daran, daß auf den Bergen, steigt man nur hoch genug, doch die Freiheit wohnt und nicht die Grenzpolizei, und haben den Frevler unbefugten Grenzübertrittes noch öfter straflos begangen, nur sind wir, von der Erfahrung gewöhnt, dabei schlauer ans Werk gegangen, eingedenk des englischen Sagers: If you can't be good be careful.

Ausklang

Kühler Abendwind strich von den Bergen herab. Fröstelnd erwachte ich. Ich saß noch immer auf der Bank am Belvedere im Alpengarten. Wie lange ich wohl geschlafen hatte? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß in meinem Traum die lieben Bergseen der alten Sage von ihren Höhen zu mir herab gestiegen sind und mir ganz leise die Erinnerung an jene ferne Lage wieder ins Gedächtnis gerufen haben. Die vom verbotenen Salovec kam, sagte: „Du warst damals zwar ein unfolgsamer Lausbub, aber ich hatte mich über deinen Besuch doch sehr gefreut und, jetzt kann ich es dir ja verraten, so ganz böse ist Mama damals ja gar nicht gewesen.“ Von der Mojsstrovka, der man es von hier nicht anmerkt, daß sie auch grimigere Kranken hat, kam die zweite: „Ich habe dir den Weg durch diese Kamine gern gezeigt, wie schade, daß du dann vier Jahre in den schlimmen Krieg ziehen mußtest. Meine Schwestern und ich hätten dich noch auf vielen schönen Wegen geleiten können.“ Die dritte schließlich war vom Pränt herabgestiegen: „Ich war damals sehr gekränkt, daß ihr aus purer Faulheit gekruffen seid und mich nicht über den schönen Nigral besucht habt. Aber die Strafe dafür ist ja nicht ausgeblieben und ich habe mich dann recht gut unterhalten, als ich vom Fenster meines Berges euren weiteren Abenteuer an diesem Tage zugehört habe ...“

Ich blickte empor. Da, da standen sie im Licht des scheidenden Tages, Salovec, Mojsstrovka, Pränt.

Ich erhob mich und ging bedächtigen Schrittes über die Stufen des gepflegten Weges hinab zum Eingangstor des Gartens. Noch ein Blick zurück auf all die Höhen, auf denen der letzte rosigte Schimmer lag.

Und dann stieg der Jünger Kugh's, der Purist der Berge, der Feind der viel zu Vielen, der Bekämpfer der poesiezerstörenden Kraftwagen als Bestandteil der von ihm unter der

Autorität Goethes so geschmähten „bunten Menge“ in seinen dort wartenden Fiat 1100 und ratterte, mit den großen Exemplaren der Gattung in Entwicklung von Lärm und Gestank wetteifernd, der Papphöhe und den lockenden Fleischtopfen des Savetales entgegen.

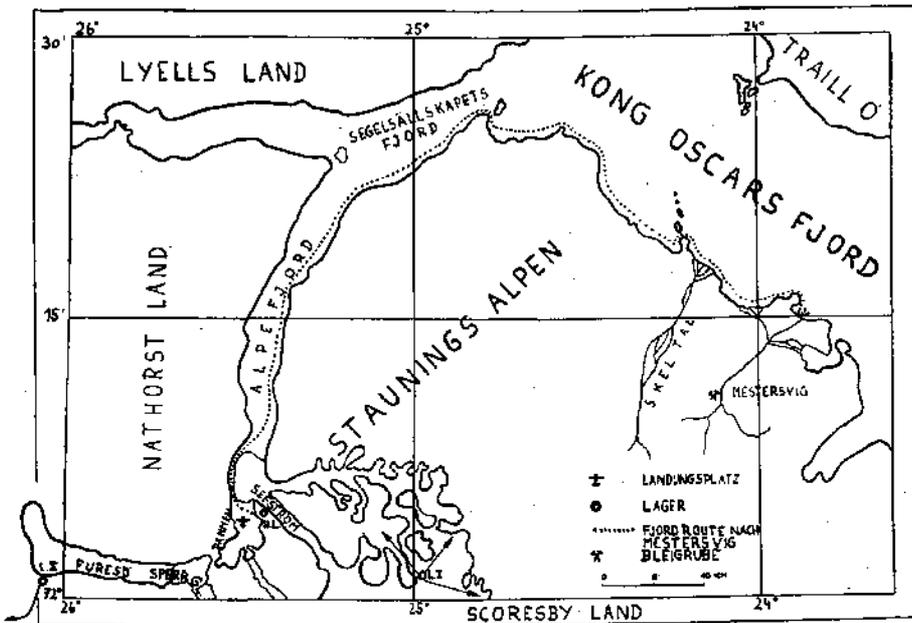
Aber vielleicht verzeihen es die Feen der Trentaberge, die gütigen, milden Rojenice einem alten Bergfreund, der es nicht mehr so machen kann wie ehemals? Verzeihen es, wie einstens die geführten und genasführten Gefährten am Kalobec verziehen haben?

Anschrift des Verfassers: Rechtsanwalt Dr. Paul Kaltenegger, Wien I., Bösendorferstraße 1

Zu den Gipfeln Ostgrönlands

Von Hans Hellmann

Grönland wird von den meisten Menschen für eine flache Eiswüste mit unwirtlichen Küsten gehalten — und für große Teile der Kieseninsel stimmt dies sogar. Weniger bekannt ist jedoch, daß sich entlang der Ostküste ein Gebirge hinreckt, das die Alpen an Länge bei weitem übertrifft. Der Formenreichtum dieser arktischen Gipfelmwelt ist vielgestaltig wie das Abenteuer, das in seinen Weiten zu finden ist. Zahllose Fjorde schneiden von der Küste her hunderte Kilometer weit ins Gebirge ein. Über den blanken Uferwänden, die oft mehr als 2000 m hoch hinaufragen, blinken die Ränder ewigen Eises. Die Fjorde sind oftmals übersät mit Treibeis, von donnernden Gletschern ins Wasser geworfen. An den Ufern jedoch entfaltet sich eine Blumenpracht, die an den Reichtum



unserer Bergwiesen gemahnt. Während im Winter alles Leben unter dem eisigen Mantel der Arktisnacht erstarbt, lebt die Welt im Sommer tausendfältig. Tag und Nacht kreist die Sonne über dem Horizont, Lemminge sonnen sich vor ihrem Bau, Herden von Moschusochsen ziehen durch die weiten Ländratäler des Vorlandes, Insekten summen und Seehunde bösen auf den Eisschollen.

Diese großartige Küste sah viele wissenschaftliche Expeditionen. Selten aber waren Gipfelersteigungen das Ziel solcher Unternehmungen.

Es mag wohl an den Schwierigkeiten gelegen haben, Grönland zu erreichen, daß auf dieser großen, in der Hauptsache von Inlandeis bedeckten Insel noch bedeutende alpinistische Aufgaben ihrer Erfüllung harren. Auf Expeditionen nach Spitzbergen und Alaska durfte ich selbst einen Eindruck von der Schönheit der Bergwelt im „Vorfeld des Pols“ gewinnen. Am schönsten sind aber die Berge an der Ostküste Grönlands.

Zwischen dem inneren Fjordssystem des Scoresbysund und dem Kong Oscarsfjord liegt ein besonders schöner Teil des Ostküstengebirges, die „Staumingsalpen“. Einige große Gletscher durchbrechen die von wilden Felsnadeln und Eisdomen gekrönte Berggruppe. Es sind dies vor allem der Bergferkerbrae (brae = Gletscher), Spoldungebrae, Vikingebrae, Gullygletscher und Sessströmgletscher. Während einzelne Berge an den erstgenannten Gletschern durch Mitglieder der Dr.-Lauge-Koch-Expedition und der norwegisch-dänischen Expedition 1945 erstiegen wurden, war die Bergwelt am Sessströmgletscher völlig unberührt. Lediglich drei Mitglieder der Dr.-Lauge-Koch-Expedition hatten diesen Gletscher einmal betreten, jedoch nicht einen einzigen Aufstiegsversuch unternommen. Das Gebiet des Sessströmgletschers und die Berge südlich und westlich davon bergsteigerisch zu durchstreifen, war unser Ziel. Darüber hinaus wurden auch geologische Untersuchungen angestellt. Den Vorbereitungen stand vor allem eine große Schwierigkeit entgegen, und zwar das Transportproblem. Die Ostküste Grönlands ist, abgesehen von einigen Eskimosiedlungen im Süden, wenigen Funk- und Wetterstationen und einer Bleimine, völlig unbefiedelt und es bestehen keinerlei Möglichkeiten für touristischen Reiseverkehr. Nur wenige Schiffe gelangen im kurzen Sommer durch den 300 km breiten Eisgürtel des kalten Ostgrönlandstromes. Solche Schiffe sind bis auf den letzten Nagel mit Beamten, Ärzten oder Bergwerksingenieuren besetzt. Da diese Schiffe meist erst Anfang August an die Küste gelangen können, wäre eine Anreise mit ihnen ohnehin kaum denkbar. Am Beginn der Planung schien dieser Punkt unserem Streben ein endgültiges Halt entgegenzusetzen. Jedoch fanden wir dann zwangsläufig die Ideallösung des Problems und das Bild der An- und Rückreise sah wir folgt aus:

Für die Strecke Kopenhagen—Island benützten wir ein normales Linien Schiff, und zwar „MS Dronning Alexandrine“. In Island wartete ein von uns gechartertes Flugzeug zum Sprung nach Grönland, eine zweimotorige Catalina, die sowohl auf dem Lande als auch im Wasser starten und landen kann. Diese Maschine, besetzt mit einer viertköpfigen sportbegeisterten Besatzung, landete nach einem Flug von nur viereinhalb Stunden auf „Dammen“, dem Ende des Alpefjord. Da dieser vom Kong Oscarsfjord abzweigende Wasserarm die schönsten Teile unseres Zielgebirges durchschneidet, sahen wir uns ohne jeglichen Anmarsch an den günstigsten Ausgangspunkt für unser Vorhaben versetzt — der Wunschtraum eines jeden Expeditionsmannes. Das Problematische war nur eben der Umstand, daß wir natürlich vorher keine Information über den Zustand des Fjordes erhalten konnten und dem Glück vertrauen mußten, die Wasserfläche eisfrei zu finden. Tatsächlich wasserten wir auf einem nur mit spärlichen Eisschollen besetzten Fjord, während das Treibeis noch immer die Ostküste blockierte und in diesem Jahr noch kein einziges Schiff durchgekommen war. Nachdem die Maschine wieder zum Rückflug nach Island gestartet war, hatten wir alle Verbindungen zur Außenwelt abgebrochen. Der nächste Punkt, an dem Menschen lebten, befand sich 120 km entfernt, die Minensiedlung Westersvig, von uns getrennt durch ein zerrissenes Gebirge. Unser Plan war es nun, entweder das Gebirge mit Schlitten und Schiern zu durchqueren oder teils mit Kaltbooten und zu Fuß an der Nordküste entlang nach Westersvig zu gelangen, da wir von dort aus im Herbst auf einem Erzfisch die Heimreise antreten sollten. Jedoch war im weiteren Verlauf diese Lösung nicht nötig, da durch ein freundliches Entgegenkommen des dänischen Schiffreeders, Herrn Knud Lauritzen, wir in seinem Motorboot nach Westersvig gelangen konnten. Das Transportproblem war — wenn auch das größte — nur ein Problem. Es würde zu weit führen, hier auf alle Einzelheiten einzugehen, wie die Erreichung der Einreisegenehmigung, die Planung selbst, mit dem Fehlen geeigneter Karten, die Proviantbeschaffung und nicht zuletzt die Aufbringung der nicht

unbedeutenden Kosten. Es sei mir gestattet, hier an dieser würdigen Stelle allen jenen zu danken, die dem Unternehmen ihre Unterstützung liehen. Es ist dies vor allem der Verwaltungsausschuß, die Sektionen Graz und Wien des Oesterreichischen Alpenvereins; das Bundesministerium für Unterricht — Abt. Sport; die steiermärkische Landesregierung. Der persönliche Einsatz Herrn Professors Dr. Kitzl hat die Teilnahme eines Wissenschaftlers ermöglicht, sowie auch ein namhafter Beitrag aus dem Notring der Wissenschaften und der Dr.-h.-c.-Th.-Körner-Stiftung.

Die Auswahl der Teilnehmer bestimmte sich nach zwei Grundsätzen, erstens die charakterliche Eignung und zweitens die Fähigkeiten im Hinblick auf die im Expeditionsorganismus zu erfüllende Aufgabe. So entstand schließlich folgende Mannschaft: Hias Roglbauer, Ing. Sepp Huber, Kurt Gilg, alle aus Graz, Dr. Gerhard Fuchs, Wien, Hermann Köllensperger, München, Willis Billing, Gällivare-Schwedisch-Lappland, Dr. Erik Hoff, Kopenhagen, und der Verfasser als Expeditionsleiter, aus Graz. Ein Mitglied der Expedition muß hier noch genannt werden, das leider nicht mit nach Grönland reisen konnte, um so größer aber muß sein Verdienst gewürdigt werden. Es ist dies der Geschäftsführer der Expedition, Franz Gasparics, der dem Unternehmen so innig verbunden war und in selbstlosem Einsatz mithalf, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Während wir in Grönland den Lohn der Mühen empfangen durften, saß er weiter am Schreibtisch, mit Belangen der Expedition überbeschäftigt.

An einem heißen Julitag trafen wir uns alle in Kopenhagen. Zu viert waren wir im Pkw die weite Strecke von Graz gekommen. Fuchs und Köllensperger trafen mit der Bahn ein und Willis Billing kam aus dem hohen Norden gereist, sein Wohnsitz liegt ja jenseits des nördlichen Polarkreises. Erik Hoff, der Kopenhagener, übernahm die Führung durch die Stadt. Nach einem Empfang, der uns zu Ehren von der österreichischen Gesandtschaft veranstaltet wurde, bestiegen wir am Abend des 3. Juli „MS Dronning Alexandrine“ zur Fahrt nach Island. Gesandter Dr. Schöber, selbst Bergsteiger und Schifahrer, der sich uns in besonders dankenswerter Weise angenommen hatte, kam samt seiner Familie zum Kai, um uns nochmals zu fragen, ob wir nun wirklich alles hätten und er nichts mehr für uns tun könne. Diese herzerfrischende Liebenswürdigkeit war ein gutes Omen für den großen Start. Zurück am Kai blieb ebenfalls Dr. Erik Hoff, der noch in Kopenhagen aufgehalten war und mit dem Flugzeug nach Island nachkam.

Die Erlebnisse der Seefahrt nahmen die Hast und Unrast der letzten Wochen von uns. Nach der Fahrt durch das Kattegat im Dämmerlicht eines Nordlandsommerabends, überquerten wir das Skagerrak. Vorbei an den Schetland- und Orkneyinseln erreichten wir die kleine Inselgruppe der Faeröer, halbwegs zwischen Schottland und Island. Eigentlich sollten wir nur wenige Stunden in Dorshavn liegen, aber es wurden zwei Tage daraus. In der Nacht vor unserer Ankunft hatte man dort nämlich wieder einmal Jagd auf den Grindwal gemacht und 80 Tiere erlegt. Dies geschah nach einer Methode, die noch aus der Zeit der Besiedlung durch die Wikinger stammt: die Tiere wurden durch eine Kette von Ruderbooten in die seichte Bucht getrieben und dort, wo das Wasser nicht mehr tief genug war, um ihre Leiber zu decken, mit Spießen und Haken erstochen und erschlagen. Nach dem vielstündigen Gemetzel, bei dem die Schlächter durch Schreie der am Strand versammelten Frauen, Kinder und Greise angefeuert wurden, gab es Unmengen von Schnaps als „Siegestrunk“. Erst als am nächsten Tag die Hafnarbeiter allmählich wieder „erwachten“, konnte die für Dorshavn bestimmte Fracht entladen werden und wir unsere Reise fortsetzen. Wir waren eher dankbar als böse über diesen Aufenthalt, gab er uns doch die Möglichkeit, die Inseln zu durchwandern, um auf deren Höhen die herbe Reinheit des Nordens zu empfinden, die unsere Sehnsucht war. Drei Tage später gingen wir in Reykjavik auf Island von Bord. Erik Hoff erwartete uns am Kai und dann stürzten wir uns in die Zollabfertigung, die an Kompliziertheit nicht zu übertreffen war. In Island herrscht Inflation und Wirtschaftskrise, jeder Gegenstand, der aus dem Ausland eingeführt wird, ist ein vorzüglicher „Tauschartikel“. Hoff hatte wunderbar vorgearbeitet, er hatte für uns die Villa eines verreisten Freundes, des

bedeutendsten isländischen Malers John Steffanson, zur alleinigen Benützung während unseres Bleibens erhalten. Unter dem prachtvollen Quartier an einem Abhang über der Stadt lag der Flugplatz. Unser erster Weg führte uns dorthin. Das Gepäck war auf dem Frachter „Oklahoma“ schon früher hier eingetroffen, und nun kamen die letzten Vorbereitungen zum Sprung nach Grönland. Zu meinem größten Schrecken teilte mir der Leiter der Fluggesellschaft mit, daß wir nicht die vereinbarte Risikozahl laden könnten, da die Maschine einen Sicherheitsfaktor an Treibstoff mitnehmen muß. In einem Hangar begannen wir sodann die tausend Dinge auf ihre Unerläßlichkeit zu untersuchen. Natürlich hatten wir nichts Unwichtiges von Osterreich hierhergesandt; nun aber mußte ein noch strengerer Maßstab angelegt werden. Zeltüberdächer, Reserverzelt usw. blieben zurück. Bei der Sichtung des Proviantes stellten wir erschrocken fest, daß das gesamte Brot — Spezialbrot in Spezialverpackung — vollständig verdorben war. Die Brotfirma wollte ein besonders präpariertes Mehl verwenden, erwischte aber unglücklicherweise ein völlig unpräpariertes. Da nun in Reykjavik Bäckerstreif herrschte, schaffte ein Flugzeug das Brot von einem 180 km entfernt liegenden Ort herbei. In langen Besprechungen mit dem Leiter der Gesellschaft und dem Chefpiloten verhandelte ich über den endgültigen Charterpreis, den genauen Landungsplatz usw.

Endlich! Um 0.05 Uhr des 21. Juli hob sich die Maschine vom Flugfeld Reykjavik ab. Am nördlichen Himmel stand die Scheibe der mitternächtlichen Sonne vor unserem Kurs, als wäre sie selbst das Ziel dieses Fluges.

Eingeklemt zwischen Kisten und Säcken saßen wir acht, erfüllt von dem traumhaften Gedanken: Hinter diesem Flug liegt Grönland! Nun war uns alle eigene Tätigkeit genommen, das Gelingen lag in der Hand der Besatzung, der beiden Piloten, des Bordingenieurs, des Funkers und Navigateurs.

Die Länge unseres Fluges betrug 900 km; jedoch noch ehe wir das Nordkap Islands überflogen hatten, stieg eine rosarote Gipfelfette über den westlichen Horizont: die Ostküste Grönlands. Bei der großen Klarheit der Luft konnten wir bereits aus 300 km Entfernung den höchsten Berg Grönlands, den 3800 m hohen Gunnbjörns Fjäll einwandfrei erkennen. 2500 m unter uns lag ein Feld von tausenden und abertausenden Eisschollen des Ostgrönlandstromes auf ihrer Trift nach dem Süden. Es ist die Bühne zahlloser Tragödien. Wieviele Schiffe wurden schon da unten vom Eis zermalmt, sanken, und die Besatzungen blieben für immer verschollen. — Und heute fliegt man in knapp zwei Stunden darüber hinweg! — Doch auch nur der kleinste Motorschaden muß hier zur Katastrophe führen, denn eine Landung zwischen dem Eis ist kaum möglich, und wenn, wäre der stolze Flugapparat mit einem Schlag zum Sandforn zwischen übermächtigen Eisungeklümmen geworden.

Über Gletscher und Gipfel und das Eis auf dem Scoresbysund fliegt das kalte Violett der Morgenröte, als wir die Ostküste überfliegen. Knapp eine halbe Stunde darnach, der Sund und das Jamsonland waren überflogen, springt die Gipfelinie der „Stainingsalpen“ vor uns auf. Die wenigen Fenster, die unsere Maschine hat, sind mit Kisten und Säcken verbarrikadiert, doch irgendwie findet jeder seinen Ausguck. Ich selbst stehe ganz vorne in der Ausguckfanzel der ehemaligen Aufklärungsmaschine. So groß wie das Gebirge selbst stand das Fragezeichen vor uns: Wird die Landung auf Dammen möglich sein oder werden wir weiter draußen am Fjord niedergehen müssen und so wertvolle Zeit verlieren? Die Maschine zieht die ersten steilen Kurven zwischen Felswänden und Hängegletschern, über zerrissene Eisströme, die die Täler füllen. Aus all dem Eis leuchten hellbraune Felsnadeln, die sich in unnachahmlicher Kühnheit zu uns heraufreden. Bald fliegen wir unterhalb der Gipfel und in verwegenen Sägen gleitet die Maschine knapp über Gletscherpässe hinweg. Mit einem Mal kommt mir die Landschaft vertraut vor. Wir sausen im Tiefflug den Gullgletscher hinab, einen Gletscher, dessen Bild ich mir durch monatelanges Studium von Luftaufnahmen besonders eingepägt hatte. Der Gletscher fließt durch ein enges Tal mit steilen Felswänden und schwimmt weit hinaus auf den Fjord. Deutlich stößt seine Zunge drüben ans andere Ufer an. Nur ein ganz

schmäler Kanal ist geblieben, oder hat sich vielmehr aufgetan, denn einmal schloß der Gletscher das Tal vollends ein und erst die Gletscherrückgänge der Gegenwart haben den Damm aufgerissen. Zur Rechten liegt das weite Fjordtal des Alpefjord, zur Linken der Fjordrest in einem Kessel, der von hohen blanken Felswänden gebildet wird. Dieser Kessel ist „Dammen“, unser Landungsziel. Mit atemberaubender Spannung blicke ich auf das Wasser hinab. Ich kann nur wenige Eisschollen entdecken und nur feinslinige Wellen streichen über seine Fläche. Die Landung wird also möglich sein! Kaum hatte ich dies gedacht, legt sich die Maschine auch schon in eine Steilkurve und fliegt in den Felskessel hinein. Nach einigen steilen Kunden setzt die Maschine mit weichen Sprüngen auf dem Wasser auf.

Wir waren am Ziel! Nach all den Monaten bangen Hoffens und verzweifelter Bemühungen waren wir nun weiter gekommen als unsere zuberückgelassenen Träume reichten. Wir waren auf Dammen gelandet! Doch vorerst blieb keine Zeit für solche Gedanken. Entladung war das nächste Gebot, dem alle Kräfte und Sinne zu gehören hatten. Und es war schwierig, mit den kleinen Schlauchbooten und unserem Klepper Aeriua alles hinüberzubringen ans Ufer, das etwa 800 m entfernt lag. Wellen, die aus der Luft so feinslinig und harmlos schienen, warfen die Boote oft bedenklich hin und her. Doch nach etwa einer Stunde war alles an Land — und an uns kein Faden trocken.

Die Besatzung hatte es eilig mit dem Wegkommen, denn immer größer wurden die Wellen. Als die Catalina, eine Maschine mit 32 m Flügelspannweite, als ein silbriger glänzender Punkt unter den Wänden hindurchglitt, war uns mit einem Mal das Gefühl für die wahre Größe dieser Berge gegeben. Und nachdem der Motorenlärm verstummt war, aufgesogen von den Schluchten und Tälern, staunten wir — ich möchte sagen ehrfürchtig — hinauf zu den eisverbrämten Gipfelgraten. Die Brücke zur Außenwelt war abgebrochen, nun waren wir ganz auf uns allein gestellt.

15 Stunden nach diesem ersten Aufsehen zu den Gipfelmajestäten stand das Hauptlager bereits gut eingerichtet am Rande der südlichen Seitenmoräne des Sessström-gletschers, am Eingang zu jenem Teil der Stauningsalpen, der bergsteigerisch noch unerschlossen war. Die Zelte standen auf einem idyllischen Tundrafleck an einem kleinen Moränensee, einer Dase auf dem von groben Blöcken übersäten Hang. Allmählich wurden wir müde. Wir waren nun schon etwa 40 Stunden wach, was allerdings bei dem anhaltenden Tageslicht des Nordsummers nicht das gleiche bedeutet wie 40 Stunden wachen in unseren Breiten. Das Schlafbedürfnis weicht unter diesen Umständen weitgehend zurück. Ich habe dies in zwei vorangegangenen Sommern auf Spitzbergen ebenfalls bestätigt gefunden. Für den Bergsteiger ergeben sich daraus unschätzbare Möglichkeiten. Bei guter körperlicher Verfassung lassen sich gewaltige Bergstöcke in einem Zuge überschreiten oder lange Wände ersteigen. Das in den meisten Fällen die Kraft herabmindernde Sitvak ist unnötig. Ich brauche hier nicht weiter auszuführen, daß die dadurch ersparten psychischen und physischen Kräfte Leistungen ermöglichen, die sonst vielleicht unter Expeditionsverhältnissen nicht denkbar wären.

Allmählich kam Ruhe über das Lager. Doch die erregenden Erlebnisse des vergangenen Tages ließen den Schlaf lange nicht über die lebhaft springenden Gedanken siegen.

Der nächste Morgen sah das Lager in voller Tätigkeit. Drei Gruppen rüsteten zum Aufbruch. Hermann und Gerhard stiegen die Blochhalde hinauf, um auf den Sessström-gletscher zu gelangen, der sie ins Gebirge führen sollte. Pias, Erik und Gillis querten den Gletscher, um den Lauf des Gullhgletschers als einen etwaigen Weg ins Gebirge zu untersuchen. Sepp, Kurt und ich stiegen ab zum Strand, machten die Boote klar und paddelten über den Fjord. Unser Ziel war eine mächtige Bergpyramide, die beherrschend über Dammen stand.

Nach einer Stunde fleißigen Paddelns erreichten wir das Ende des Alpefjords, den Moränenstrand des Sperrgletschers. Im Talverlauf ist hier eine scharfe Wendung nach Westen ausgebildet. Ein mächtiger Gletscher aus einem steilen, südlichen Seitental fließt hier über das ganze Haupttal hinweg und stößt an die gegenüberliegende Ufer-

wand. Hinter diesem Riegel aus Eis und Moränen stauen sich die Abwässer zahlreicher anderer Gletscher auf und bilden einen etwa 30 km langen Süßwassersee, den Jurefö, der 70 m über dem Meer liegt. Sehr bezeichnend führt dieser Trennungswall den Namen Sperrgletscher.

Rechts von unserem Rastplatz ist das Moränenfeld tief durchfurcht von trockenen Flußbetten. Durch sie stürzt das Wasser vom Jurefö, wenn nach einer reichen Schneeschmelzperiode der Sperrgletscher den See nicht mehr zu dämmen vermag. Welch ein Getöse mag das wohl sein! Man stelle sich nur einmal vor, ein See von der Größe des Wörther Sees stürzt hier von Zeit zu Zeit über ein weiches Schuttfeld 70 m in die Tiefe. In diesem Land vollziehen sich Naturkatastrophen größten Ausmaßes, ohne daß sie ein Mensch auch nur beobachten könnte. Es ist ein Land, das noch am Anfang der Schöpfung zu stehen scheint.

Der Aufstieg an unserem Berg, den wir das Eöhorn nannten, vermittelte uns einen prachtvollen Einblick in jene Teile des Gebirges, die nicht mehr auf der Karte festgehalten sind. Meiner Meinung nach liegen hier die größten alpinen Aufgaben, die zukünftige Expeditionen beschäftigen werden. 23 Stunden, nachdem wir den Sperrgletscher verlassen hatten, 2500 m über dem Einstieg, standen wir vor einem ferkrechten Felssturm, der uns ein endgültiges Halt entgegenzusetzen schien. Eine schier endlose Reihe von Felsstufen, Eisrinnen und Wächtengraten lag unter uns. Es gab nichts in der Welt, wonach wir weniger Verlangen hatten als nach schwieriger Kletterei. Die linke Turmseite brach glatt und ungegliedert etwa 1000 m in eine Eisrinne, die blank und grünlichimmernd auf den Gletscher hinabschoß. Die rechte Turmseite war unsere Hoffnung. Hier zeigte der Fels etwas Gliederung. In zwei Seillängen steiler Plattenkletterei erreichten wir einen Kamin, der den Turm sprengt. Damit lag der Weg zum Gipfel frei. Es war genau Mitternacht, als wir die kleine Spitze betraten.

Zu den stärksten Eindrücken, die der Berg beschert, gehört es, auf einem Gipfel zu stehen, der besonders hart zu erkämpfen war. Um wie viel tiefer noch kann man dieses Gefühl empfinden, wenn es der erste Grönlandgipfel ist!

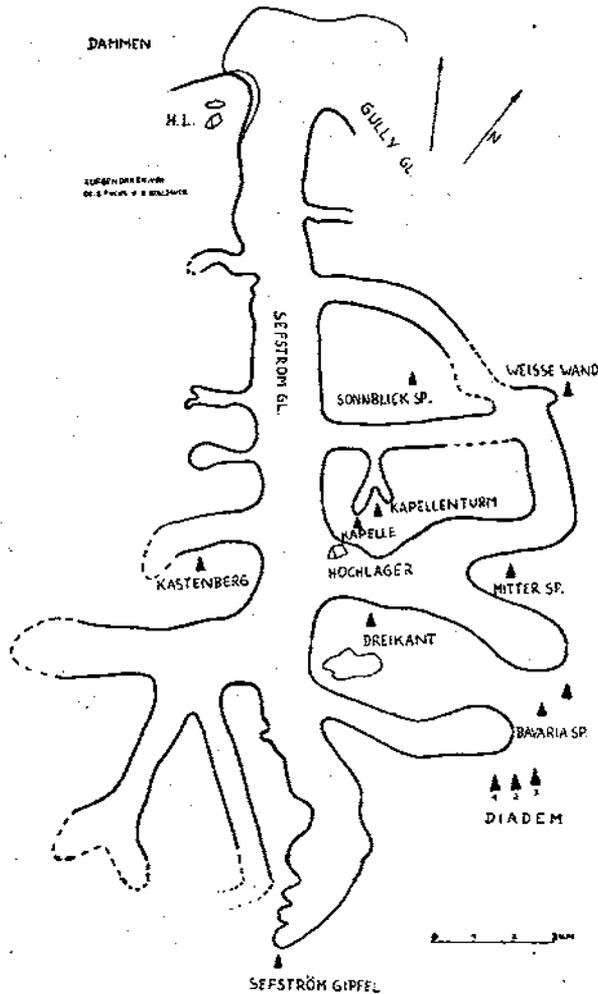
Das goldgelbe Licht der Sonne vom nördlichen Horizont ließ die höchsten Gipfel stark gegen die dunklen Täler und finsternen Schluchten abstechen. Es war ein Bild, das uns neu belebte, das uns förmlich die Müdigkeit vergessen ließ. Wir waren drei einsame, glückliche Menschen auf einer erlesenen Warte. Das Auge durchdrang die klare Luft hunderte Kilometer. Gipfel stand da neben Gipfel. Aus den Tälern war das Licht völlig gewichen, während hier heroben, im Reich der höchsten Gipfel, nur ein Hauch von Violett über Gletscher und Felsen tastete. Die Sonne stand genau im Norden, übergroß, als eine goldgelbe Feuerkugel, gerade über dem Horizont. Von den ausgedehnten Eisflächen, die jenseits eines Tales im Westen begannen, brachen schmale Gletscherzungen, zerrissen und schnell fließend, gleich hungrigen Drachen hinab in die dunklen Täler, um sich zu großen Eisströmen zu vereinigen. Kein Wort erscheint mir treffender für diese Gletscher als „Eisfälle“. Sie sind der einzige Zugang zu einer Gruppe wahrhaft majestätischer Gipfel, die sich weiter südlich ins klare Nachtlcht recken. Neuland! Ein unererschöpfliches Reich für bergsteigerische Tätigkeit!

Hatten wir trotz guter Verfassung 23 Stunden für den Aufstieg gebraucht, so standen wir bereits nach neun Stunden wieder unten am Gletscher. Abgesehen von einigen Abseilstellen und Gegenanstiegen, konnten wir einen großen Teil des Abstieges zwar höchst analpin, aber dafür um so schneller auf dem Hofenboden durch Schneerinnen abfahren. 72 Stunden nach dem Ausbruch erreichten wir wieder das Hauptlager. Während dieser Zeit hatten wir nur insgesamt fünf Stunden gerastet.

Köllensperger hatte mit Fuchs nach 25 km Annarsch einen Gipfel am äußersten Ende des Seßtrömgletschers erstiegen und eine hervorragende Übersicht über das Gebiet gewonnen, dem unser Hauptaugenmerk gelten sollte. Die Erkundung des Gullygletschers brachte das Ergebnis, daß dieser Gletscher durch seine Zerrissenheit als möglicher Annarschweg zu den inneren Teilen der Stauningsalpen ausschied.

Bereits einen Tag nach der Rückkehr ins Hauptlager starteten abermals drei Gruppen mit drei verschiedenen Aufgaben. Röllensperger und Billing versuchten einen Gipfel am Südrand des Sefströmgleiters, Koglbauer, Hoff und Gilg zogen mit Schlitten zum Oberlauf des gleichen Gleiters, um ein Hochlager zu errichten. Huber, Fuchs und der Verfasser drangen mit Kaltbooten über den Furefö weiter nach Westen vor. In dieser Woche herrschte das einzige Schlechtwetter, das unsere Expedition behindert hat. Die Errichtung des Hochlagers am Sefströmgleiter war besonders schwierig. Die Warmluftsteinbrüche weichten den Schnee auf dem Gleiter auf und das Schmelzwasser sammelte sich in einer weiten Mulde, durch die der Aufstieg zum Lagerplatz führte. Stundenlang mußte diese Gruppe im eiskalten Wasser eines Gletschermorastes die Schlitten hindurchziehen. Der Nebel hemmte die Sicht auf die höheren Partien der umgebenden Berge und zeigte nur schwarze wasserüberflutete Felsfluchten, zwischen denen steile Hängegleiter ihre Eis schläge auf den Gleiter prassel ließen. Diese Umstände wirkten sowohl physisch als auch psychisch auf die Dreiermannschaft. Jedoch stand trotz all dieser Hemmnisse in der vorgesehenen Zeit das vorgeschobene Lager. Hermann und Gills mußten ihren Gipfelversuch nach nahezu 2000 m Kletterei auf einem Berggipfel aufgeben und die volle Höhe wieder bei Schlechtwetter abklettern. Wir erreichten nach großen Strapazen das Ufer des Furefö. Kaltboote, Zeltausrüstung, Proviant und Außenbordmotor mußten über den zerklüfteten Sperrgleiter geschleppt werden. Den See hatten wir in fünf Stunden durchfahren, Sepp und Gerhard im Verius mit Motorantrieb und ich im T 6. Von diesem Lager aus erstiegen wir einen Gipfel mit 2200 m. Es war der Rand einer mächtigen Platte, die bereits zu jenen Hochflächen der inneren Fjordzone gehört, die sich weiter im Westen zum gewaltigen Eisschild des grönländischen Inlandeises zusammenschließen.

Nach einer Woche kehrten wir ebenfalls wieder zum Hauptlager zurück. Am Ende großer Schwierigkeiten mit den Booten und gefährlichen Lagen auf dem sturmgepeitschten See und Fjord trafen wir beinahe gleichzeitig mit der Mannschaft, die das Hochlager errichtet hatte, ein. Im Lager herrschte nicht die gewohnte zuberfüllte und fröhliche Stimmung. Alle waren bedrückt und litten unter den Folgen der großen Strapazen, die hinter uns



lagen. Das Wetter dämpfte ebenfalls alle Hoffnungen. Jedoch bereits nach einem Ruhetag regte sich das Lager wieder. Nachschub wurde vom Depot am Strand heraufgeschafft, die beschädigte Ausrüstung instandgesetzt und der Aufstieg ins Hochlager vorbereitet. Der Masttag, der erste, den wir uns gönnen, gab auch noch Gelegenheit, mit der Kamera durch den Blumengarten an den Uferhängen zu streifen. Es ist ein wohltuender Ausklang großer Erlebnisse, sich in der Schönheit dieser kleinen Geschöpfe zu verlieren. Winzig sind ihre Blüten, doch unfassbar wirkt der Beweis der Stärke des Lebens auf den Menschen, der die Großartigkeit dieser Urlandschaft erleben durfte. Es ist eine stattliche Zahl von Blüten, die sich da zwischen den Felsblöcken am Rande großer Gletscher redt. Die Pflanzendecke reicht vom Fjordufer bis etwa 600 m Höhe. Jedoch fanden wir in einzelnen sonnigen Nischen an Felswänden Pflanzen bis über 1000 m. Vor allem Flechten und Moose steigen bis in diese Höhen hinauf, und als einzige Blütenpflanze der Gletscherhahnenfuß. Um das Hauptlager (500 m) fanden sich vor allem Steinbrecharten, Silberwurz, das breitblättrige Weidentröschen mit seiner schönen Rottönung, das herrliche Blau der rundblättrigen Glockenblume, die rosarote Fetthenne, die Glöckleinheide und das Arktische Hornkraut zwischen weiten Flächen Rentiermooses.

Neu gestärkt brechen wir nach zweitägiger Rast zum Hochlager auf. Das Wetter hatte sich zum besten gewendet und harter Schnee auf dem Gletscher erleichterte den Aufstieg. Wir zogen in ein herrliches Gletschertal. Sentrechte Granitwände und unnachahmliche Pfeiler streben vom Eis zu feinkörnigen Gipfeln empor. Blaugleisende Hängegletscher ließen keinen Gedanken an einen Aufstieg zu. Was wir eigentlich zu sehen hofften, konnten wir vorerst nicht entdecken: Berge, die leicht ersteigbar wären.

Das Hochlager lag ideal, etwas abseits des Hauptgletschers, auf einer kleinen Seitenmoräne über das Tal erhöht. Noch nie hatte ich ein solch idyllisches Plätzchen in einer so gewaltigen Berglandschaft gesehen. Von einer kleinen Anhöhe aus sahen sich die Zelte unter den mächtigen Bergen wie eine Herausforderung an. Man empfindet, ein Eindringling zu sein, wenn man die Makellosigkeit dieser vollkommenen Landschaft auf sich wirken fühlt.

Wir hatten das Hochlager zum richtigen Zeitpunkt bezogen. Nun waren alle Mann, die bereits von der Heimat her gut in Form waren, durch die ersten anstrengenden Touren körperlich auf Höchstleistungen eingestellt. Und das Wetter hielt für uns nur noch blauen Himmel, angenehm warme Tage und frostige Nächte (+10 Grad am Tag und -10 bis -20 Grad nachts) bereit. Jeden Abend um 20 Uhr, wenn die Sonne vom Lager wich und kalte blaue Schatten ihr nächtliches Spiel begannen, marschierten die einzelnen Trupps vom Lager ab, um am nächsten Vormittag wieder hierher zurückzukommen. So entwickelte sich eine Tageseinteilung, bei der wir in 24 Stunden etwa 16 Stunden unterwegs oder im Lager beschäftigt waren und die restlichen acht Stunden ruhten. Systematisch lernten wir die einzelnen Seitengletscher kennen und erstiegen von diesem Lager aus insgesamt 14 Gipfel. Es ist selbstverständlich, daß wir als erste bergsteigerische Expedition im Gebiet des Sessströmgletschers nur die formschönsten Gipfel erstiegen und jene, die uns die beste Übersicht versprachen. Bei der überwiegenden Mehrzahl handelte es sich um Eisfahrten, jedoch wurden auch Felsgipfel erklimmen, die stellenweise Schwierigkeiten bis zum V. Grad aufwiesen. Da alle Gletscher gut verschneit waren, kam bei diesen Touren der Schi voll zu seinem Recht. Der Schi und das Falkboot waren die zwei wertvollsten Ausrüstungsgegenstände der Expedition. Das Falkboot hielt uns die Möglichkeit offen, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten, und der Schi erleichterte die bergsteigerischen Unternehmen in den höheren Gletschertälern, also alle Touren vom Hochlager aus, das bereits auf 1010 m lag. Die durchschnittliche Anstiegsdauer vom Hochlager bis zu dem Punkt, an dem wir die Schier gegen die Steigeisen vertauschten, also am Fuße eines Berges in einem Gletscherkessel, betrug vier bis fünf Stunden. Alle Teilnehmer waren sehr gute Schiläufer, daher benötigten wir für die Rückfahrt ins Hochlager oftmals nur wenige Minuten. Da wir stets in der Zeit des ersten Auffirens, das ist zwischen 6 und 9 Uhr, ins Lager abfuhrten, erlebten

wir unvergeßliche Schifffahrten auf den weiten Gletschern im klaren Morgenlicht in einem der form schönsten Gebirge Ostgrönlands. Der Mittelgipfel einer aus drei Schneespitzen bestehenden Berggruppe, die wir das Diadem nannten, bot uns die Möglichkeit einer Schibeksteigung. Begeistert nahmen wir diese Gelegenheit wahr. Auf einer Abfahrt, die an Steilheit wohl kaum zu überbieten ist, zwischen Eisbrüchen hindurch, von der Zone kalten Pulvers bis hinab zum Firn, waren alle Register einer hochalpinen Schitour gezogen.

Die Erlebnisse der einzelnen Bergfahrten hier besonders zu behandeln, würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausführen. Ich muß mich darauf beschränken, die wesentlichste Absicht unserer Tätigkeit zu umreißen. Mit den Bergtouren Hand in Hand ging eine geologische Untersuchung dieses Teiles des Gebirges. Daneben wurde auch von Dr. Fuchs und Hias Koglbauer eine Gletscherverlaufsstizze aufgenommen. Unsere dringlichste Aufgabe war es jedoch, einen Übergang über das Gebirge zur dänischen Kleimine Mesterfvig zu finden, die 80 km Luftlinie entfernt lag. Der Plan sah nämlich vor, daß wir von Mesterfvig aus mit einem dänischen Erzschiff nach Europa zurückfahren sollten. Es war uns keine weitere Möglichkeit mehr gegeben, mit Mesterfvig Verbindung aufzunehmen. Bei den Verhandlungen in Kopenhagen konnte keinerlei Genauigkeit über die Abfahrt des Schiffes erhalten werden, da der Schifffahrtsplan völlig abhängig von den Zufälligkeiten des Durchkommens im Eisgürtel vor der Ostküste ist. Daher planten wir, die Stauungsalpen mit Schlitten und Schiern zu queren und mit voller Ausrüstung Mesterfvig zu erreichen. Vom Stabbruch des Gebirges bis zur Minensiedlung selbst wäre dabei aperes Land in einer Länge von nur 10 km zu überwinden gewesen. Jedoch ließ sich ein Übergang auf die nach Osten abfließenden Gletscher nicht finden, der auch mit den Schlitten zu bewältigen gewesen wäre. Die einzige Stelle, die unserer Erfahrung nach einen Abstieg auf die erwähnten Gletscher ermöglichen würde, ist eine Eisrinne vom Ausmaß und der Beschaffenheit der Pallavicinnirinne am Großglockner.

Daher ergab sich folgende Notwendigkeit: Mit dem Faltboot die 120 km lange Strecke durch den Alpefjord, Segelsällskapets Fjord und Kong Oscarsfjord nach Mesterfvig zu paddeln und ein Motorboot zu chartern, das die Expedition abholen könnte.

Am 9. August mußte das Hochlager wegen Proviantmangel geräumt werden und alle Mann stiegen zum Hauptlager ab. Gleichzeitig damit endete die zweite Schönwetterperiode, in der uns die Ersteigung von zehn Gipfeln gelungen war. Es folgten zwei Tage schlechtes Wetter, Nebel und leichte Niederschläge in Form von Schnee in den höheren Lagen und Nieselregen am Fjord. Jedoch bereits am 12. August stieg die Mannschaft, mit neuen Vorräten versorgt, bei besten Wetterverhältnissen wieder ins Hochlager auf. In den nächsten sieben Tagen anhaltenden Schönwetters konnten fünf Gipfel erstiegen werden.

Ich selbst nahm an diesem Aufstieg nicht teil, sondern begab mich auf die einsame Faltbootfahrt nach Mesterfvig. Mit meinem Klepper T 6 Einziger, einem Boot mit hervorragenden Eigenschaften, konnte ich die 120 km lange Strecke in 15 Fahrstunden zurücklegen. Das schwierigste Stück dieser Fahrt war das Durchfahren einer schmalen Wasserinne, die zwischen der 40 m hohen Stirnfront des Gullagletschers und Sessitromgletschers und einer mehr als 2000 m hohen Felswand liegt. So wie der Schi uns weit mehr war als ein wertvolles Fortbewegungsgerät, sah ich auch im Faltboot nicht nur die Brücke zur Außenwelt, sondern erlebte die vollkommene Harmonie von Bergsteigen, Schiläufen und Wasserwandern in einem urweltlichen Lande.

In Mesterfvig lernte ich Herrn Schiffsreeeder Knud Lauritzen kennen. In lebenswürdiger Weise erklärte er sich bereit, die Mannschaft mit seiner Motorjacht „Bippa Dan“ von Dammen abzuholen. Damit war das letzte große Problem der Expedition gelöst. Herr Schiffsreeeder Lauritzen führte mich persönlich zurück und verweilte mit Schiffsinspektor Nielsen und dem Kadetten Ole als Gast einen Tag im Hauptlager. Unsere Ankunft im Hauptlager fiel mit der Rückkehr der Kameraden vom Hochlager zusammen.

Die Botschaft, daß wir nicht den mühseligen Weg an der Fjordküste entlang nach Mesterfjvig zu gehen brauchen, löste einen wahren Jubel aus. Als eine besondere Überraschung hatte Herr Schiffszweeder Lauritzen eine Kiste voll frischer Früchte, wie Paradiesäpfel, Orangen, Bananen und Äpfel, sowie Frischmilch mitgebracht. Wir lernten in überwältigendem Maße die Selbstverständlichkeit kennen, in der die Großartigkeit der arktischen Welt mit ihren Wundern und Gefahren fremde Menschen zueinanderführt. Es ist mir ein besonderes Bedürfnis, hier an dieser Stelle noch einmal unseren Dank an Herrn Schiffszweeder Lauritzen zu richten.

„Wippa Dan“ mit seiner freundlichen Besatzung verließ uns nach einem Tag mit dem Versprechen, später wiederzukommen. In der Zwischenzeit wurden das Hochlager und das Hauptlager geräumt und alles an den Strand geschafft. Nun begann es in den höheren Lagen stärker zu schneien. Uns wurde im vollen Maße klar, daß wir in bezug auf das Wetter in ganz unerhörter Weise begünstigt waren. An sich ist das Sommerwetter in Ostgrönland günstig und beständig, jedoch der Sommer 1957 zeichnete sich in dieser Hinsicht besonders aus!

Während der zwei Wochen, die wir auf das Durchkommen eines Schiffes warten mußten, unternahmen wir Erkundungsfahrten zum Ostabbruch der Stauningsalpen, hatten erregende Erlebnisse mit den Moschusochsen, die in Herden durch die Tundratäler zwischen Küste und Gebirge umherstreiften, und fuhren mit den Faltbooten die Küste entlang und durch das immer dichter werdende Treibeis.

Da sich das Treibeis in diesem Jahr früher als gewöhnlich schloß, wurde das Schiffsfahrtsprogramm völlig durcheinandergebracht. Es konnten nicht mehr alle vorgesehenen Schiffe den Eisgürtel durchbrechen. Daraus ergaben sich Schwierigkeiten des Abtransportes. Wir konnten daher nicht, wie ursprünglich vorgesehen, die Heimreise gemeinsam antreten, sondern reisten in drei Gruppen ab. Hoff und Gillis flogen mit einem außertourlichen Flugzeug nach Island, Köllensperger und Fuchs fuhrten auf „Kista Dan“ und wir restlichen vier, Koglbauer, Huber, Wilg und ich, auf „Thora Dan“.

Die Fahrt auf den modernen Lauritzenschiffen durch den Eisgürtel vor der Ostküste stellte einen neuen Höhepunkt der Erlebnisse dar, von denen wir schon einigemal wähten, daß keine Steigerung mehr möglich wäre, so etwa im Flug über das nächtliche Polarmeer oder oben auf steilen Firngraten, auf den tausenden Brettern im stäubenden Pulver oder im Faltboot auf den Wogen abenteuerumwehelter Fjorde. Höhepunkt liegt da neben Höhepunkt.

Wilde ich heute zurück auf die glücklichen Tage unter dem reinen Dom des Arktishimmels, so liegen die Erinnerungen vor mir wie ein Häuflein Edelsteine, und es wäre ein unvollständiger Bericht, würde ich nicht noch ein Kleinod aus der Schatzkammer der Erinnerung hervorholen: Das ungetrübte Erlebnis der Kameradschaft, das immer im makellosen Übereinklang zu den Naturerlebnissen stand.

Als am dritten Tag der Fahrt der Zackensaum der Ostküste im Dunst der Ferne versank, linderte nur ein Gedanke die Wehmut jener Stunde: Wir kehren wieder!

Udenkundefahrt 1957 der Sektion Berchtesgaden des Deutschen Alpenvereins

Expeditionsbericht

Von Werner Karl, Expeditionsleiter, Sektion Rosenheim

1. Plan und Zustandekommen der Expedition

Seit mehreren Jahren plante die Sektion Berchtesgaden die Durchführung einer Südamerikaexpedition. Der ursprüngliche Plan, eine Rundfahrt nach Feuerland zu unternehmen, scheiterte an den hohen Kosten. Ein weiterer, ziemlich weit gediehener Plan, die Cordillera Blanca aufzuzuchen, wurde aufgegeben, als man wußte, daß eine Reihe anderer Expeditionen sich für 1957 dasselbe Ziel ausgesucht hatten. Gias Rebitsch war es, der uns die noch wenig bekannte Cordillera Apolobamba, 150 km nordöstlich des Titicacasees gelegen, nannte, die nun als endgültiges Ziel bestimmt wurde.

An der Rundfahrt sollten ursprünglich fünf Bergsteiger teilnehmen. Kurz vor der Abreise erkrankten zwei, darunter der bisherige Leiter der Expedition, Hans Linde, der eine umfangreiche Vorbereitungsarbeit geleistet hatte, die den guten Ablauf des Unternehmens sehr förderte. Ich war von der Sektion Berchtesgaden zur Teilnahme eingeladen worden und wurde nun zum Expeditionsleiter berufen. So waren wir noch zu dritt: Hans Richter, Hans Wimmer, beide Sektion Berchtesgaden und Werner Karl, Sektion Rosenheim. Daß diese ungewollte Verkleinerung der Teilnehmerzahl die Erfolgsaussichten nicht verringerte, zeigte der Verlauf der Unternehmung. Im allgemeinen und zumindest für Südamerika haben die letzten Jahre bewiesen, daß 'Zwergexpeditionen' oft mehr erreichen als große. Zwar erhöht sich bei einer geringen Teilnehmerzahl das Risiko, aber drei sind beweglicher und entscheidungsschneller als beispielsweise acht, und, nicht zuletzt, sie brauchen weniger Geld und weniger Aufwand.

2. Zur Ausrüstung und Verpflegung

Wir sahen von Anfang an darauf, das Gewicht der Ausrüstung, soweit möglich, gering zu halten, da uns bekannt war, daß die Trägerfrage in Südamerika nicht immer leicht zu lösen ist. Die mitgeführten Leichtzelte mit Spezialgestänge (Firma Klepper), die Berlon-überhosen und -füßlinge (Firma Schuster), die Leichtsteigeisen und -pickel bewährten sich sehr gut. Überhaupt empfanden wir Berlon- über Wollkleidung, also z. B. Berlon-füßlinge über gewalkten Schafwollfüßlingen, als ausgezeichneten Kälteschutz. Als unentbehrlich erwiesen sich die mitgeführten, etwa 1,35 m langen Schistöcke.

Beim Anstieg über aufgeweichte Gletscher mit schwerem Gepäck und leichtem bis mittelschwerem Gelände, vor allem in großen Höhen, erwiesen sie sich als große Gehhilfen. Sehr zweckmäßig waren die Anoraks nach amerikanischem Armeeschnitt. Jeder von uns, und das sei besonders erwähnt, hatte für die Basislager ein eigenes, geräumiges Zelt. Ich möchte unser sehr gutes Einvernehmen während der ganzen Unternehmung nicht zuletzt auf diesen äußeren Umstand zurückführen. Und das ist es wert, in diesem Fall nicht mit Gewicht zu sparen.

Wir hatten von Deutschland, um Frachtkosten zu sparen, dagegen sehr wenig Verpflegung mitgenommen, da wir wußten, daß wir drüben mit wenigen Ausnahmen in den

größeren Städten mindestens zum selben Preis alles bekommen würden, was wir brauchten. Auch auf die Gefahr hin, von Reformkostfanatikern gesteinigt zu werden, möchte ich sagen, daß wir sehr froh waren, dem Rat expeditionserprobter Freunde aus Deutschland, erfahrener Sierra- und Cordillerenläufer von drüben und unserem eigenen Geschmac gefolgt zu sein und wir uns in Lima, La Paz, Quito, und wo immer es nötig war, mit Lebensmitteln versorgten, die so profane Namen trugen wie Speck, Salami, Geräuchertes, saure Seringe u. ä. Auch Sauerkraut und Essiggurken führten wir in Konserven mit. Allerdings fehlte es uns in den Basislagern auch nicht an frischen und eingedosten Früchten, Marmeladen, Fruchtsäften, Honig und dergleichen. Für die Höhen hatten wir Schokolade, Cardiazoltraubenzucker, eingedickte Sahne, Trockenobst usw. Ich glaube, daß wir das eine mochten, weil wir das andere nicht betrachteten, oder, was wahrscheinlich richtiger ist, wenn ich den Erzählungen jener Glauben schenken darf, die Teilnehmer sogenannter 'Haferslodenezpeditionen' waren, nicht entbehren mußten. Es hieße jedoch die Wahrheit halbieren, würde ich verschweigen, daß wir, wenn wir nichts anderes mehr vertrugen, gerne auf den Mais unseres Trägers Pasquale zurückgriffen, den er stets in der Tasche trug. Um so mehr freuten wir uns dann auf die Knödel, das Sauerkraut und das Geräucherte, das uns im Hauptlager erwartete. Als ausgezeichnetes Mittel gegen die Höhenkrankheit, Fieber und Bauchschmerzen erwies sich der aus Coca-Blättern zubereitete Tee.

Im übrigen möchte ich nicht veräumen, an dieser Stelle allen Firmen und der Himalayahilfsgesellschaft für die großzügige Unterstützung zu danken.

3. Verlauf der Expedition, Übersicht

- 29. Mai: Abfahrt von Hamburg mit Motorkählschiff „Pericles“.
- 10. Juni: Ankunft in Arabu, Nachbarinsel von Curacao, vor der Küste Venezuelas.
- 11. Juni: Flug über Panama, Guayaquil nach Lima.
- 25./27. Juni: Omnibusfahrt Lima—Arequipa—Puno (Titicacasee)—La Paz; 2000 km, private Omnibuslinie.
- 29. Juni: Festsetzung des Club Andino Boliviano.
 - 1. Juli: Empfang beim bolivianischen Kultusminister.
 - 4. Juli: Fahrt nach Tiahuanacu.
 - 7. Juli: Besteigung des Chacaltaya, 5400 m, „höchster Schiberg der Welt“ mit Schiern; Fahrt mit Wagen bis 4900 m, Cordillera Real.
- 9. Juli/11. August: Cordillera Apolobamba.
 - 9./11. Juli: Fahrt mit Camion von La Paz — Ostufer des Titicacasees zur Cordillera Apolobamba, etwa 300 km.
 - 11. Juli: Errichtung des Hauptlagers, 4600 m, Cota Picine.
 - 12. Juli: Erkundung Hans Richter, H. Wimmer, Pajo Dspal, 4800 m, Val Sscacuchu.
Erkundung Werner Karl, Umräumung eines unbenannten Tales, höchster Punkt: Punta Lisa, 5400 m, Erstbesteigung.
 - 13. Juli: Hans Wimmer, Hans Richter, Werner Karl:
Überschreitung Cerro Levivivita, 5500 m — Cerro Sscacuchu, 5650 m, Erstbesteigung.
 - 15. Juli: Hans Wimmer, Hans Richter, Erkundung Cololo, Besteigung des Cerro Pofnanski, 5450 m (Namensgebung durch uns nach bedeutendem deutsch-bolivianischem Archäologen).
 - 16. Juli: Erkundung Huelancaloc, Werner Karl mit Träger Pasquale bis Pajo Uya Raya, 5250 m.



Ötztal, Berge südlich des Gletschers

TAFEL XI

Aut.: G. Hellmann, 1957

17. Juli: Errichten eines Hochlagers, 4600 m am Huelancalloc, dabei Überschreitung des Pajo Uya Raya, 5250 m. Werner Karl, Hans Wimmer, Hans Richter und zwei Träger.
18. Juli: Huelancalloc, 5836 m, Erstbesteigung, Richter, Wimmer, Karl.
19. Juli: Abbau des Lagers, Rückkehr über Pajo Uya Raya, 5250 m, zum Hauptlager.
22. Juli: Errichtung des Hochlagers über dem Lago Osipal, 5200 m, Benennung eines 5350 m hohen Berges über dem Lago Osipal mit Cerro Wellenkamp.
23. Juli: Erstbesteigung und Überschreitung des Cerro Cololo, 5915 m. Werner Karl, Hans Wimmer, Hans Richter.
24. Juli: Abbau des Hochlagers, Rückkehr ins Hauptlager.
26. Juli: Aufbruch zur großen Erkundung um das zentrale Massiv mit zwei Pferden und einem Träger, etwa 150 km, 9 Tage. Pajo Osipal, 4800 m; Lager im großen, vom Paß nach Osten zum Urwald hinabziehenden Tal.
27. Juli: Paß, 4800 m, Lager 4300 m.
28. Juli: Belechuco, 3600 m.
29. Juli: Tal Cacantica, südlicher Belechucopaß, 5000 m, Lager 4900 m.
30. Juli: Paß 5000 m, Lager oberhalb des Lago Suches, 4800 m.
31. Juli: Lago Suches, 4600 m; Suche nach Zugang zum Chaupi Orco, Duerung der Sümpfe südöstlich des Lago Suches, Pajo Chucuno, 5000 m, Lager am Lago Chucuno, 4800 m.
1. August: Erstbesteigung Chaupi Orco, 6044 m, Wimmer, Richter, Karl.
2. August: Abbau des Lagers; Pajo Chucuno, 5000 m, hinunter bis 4600 m; Paß 5100 m; Lager am Lago Cololo, 4600 m.
3. August: Lago Cololo—Ulla Ulla. Ankunft der Camioneta aus La Paz mit sechs schwerbewaffneten Begleitern wegen eines angeblichen Indianeraufstandes in der Nähe des Titicacasees.
4. August: Mit Camioneta zum Lago Cololo, Lager.
5. August: Errichtung eines Hochlagers am Guanacuni, 5000 m.
6. August: Cerro Rubi, 5710 m, Cerro Guanacuni, 5798 m, Erstbesteigungen, Hans Richter, Werner Karl, Hans Wimmer.
- 7./8. August: Abbau der Lager.
- 10./11. August: Rückkehr nach La Paz.
12. August: Empfang beim Kultusminister.
13. August: Radiointerview.
14. August: Besuch der Kaktusfarmen in Rio abajo.
- 17./18. August: Fahrt in die Yungas (Bergurwald); höchster Punkt: Cumbre, 4700 m, tiefster Punkt: Solara, 1200 m.
23. August: Fahrt von La Paz über die Bacalpaschlucht zum Illimani; Errichtung eines Bajislagers, 4600 m.
24. August: Errichtung eines Hochlagers, etwa 5600 m mit zwei Trägern; Zurückbegleiten der Träger bis 5300 m.
25. August: Zweitbegehung des Pico del Norte, (6480 bzw. 6880 m nach den letzten Messungen, siehe S. 104), Erstbegehung des Mittelgipfelnordgrates, Überschreitung dieses Gipfels und 16. Besteigung des Illimanihöhgipfels, 6449 m, alte Angabe; d. h. erste Überschreitung der drei Illimanihöhgipfel, Karl, Richter, Wimmer.

26. August: Abbau der Lager, in der Nacht Rückkehr nach La Paz.
 28. August: Festabend des Club Andino.
1. September: Fahrt mit dem Omnibus nach Puno, Titicacasee.
 2. September: Besuch einer Kupfermine an den Südausläufern des Cerro Sunipani.
 3. September: Mit Eisenbahn von Puno nach Cuzco.
 4. September: Ruinen von Cuzco und Saesajhuaman.
- 5./6. September: Besuch der Ruinen von Machu Picchu zusammen mit der Expedition der Sektion Schwaben.
5. September: Besteigung des Huayna Picchu, Günter Hauser, Werner Karl (etwa 2800 m).
 6. September: Besteigung des Huayna Picchu durch Huhn, Knauf, Wiedmann, Richter, Wimmer.
 8. September: Flug Cuzco—Lima.
 15. September: Besuch des Kurortes Chosica in der Cordillera Negra.
 16. September: Flug Lima—Trujillo—Chiclayo—Talara—Lumbes.
 17. September: Fahrt Lumbes—Puerto Bolívar (Ecuador) mit Taxi und Omnibus.
 - 17./18. September: Fahrt mit Küstendampfer von Puerto Bolívar über den Golf von Guayaquil nach Guayaquil.
 19. September: Flug nach Quito.
 22. September: Besuch des Äquatorinstituts der Universität Quito am Äquator.
 - 24./25. September: 5. Besteigung des Cotopaxi (5898 bzw. 6005 m), höchster Vulkan der Erde; Hans Richter, Viktor Moreno aus Quito, Werner Karl.
 27. September: Rückflug Quito—Guayaquil.
 29. September Rückfahrt Guayaquil—Hamburg über Panamakanal mit Motorbis 16. Oktober: Lüftschiff „Perseus“.

4. Die Cordillera Apolobamba

Die Cordillera Apolobamba ist vielleicht der letzte der großen Nordkordillerenzüge, der bis vor kurzem fast unbekannt war. Er liegt etwa 100 km nordöstlich des Titicacasees, von seiner Mitte aus gerechnet, oder, verlängert man die Cordillera Real über den Mlampu hinaus nach Nordwesten, so beginnt nach einer etwa 80 km breiten Senke, die insgesamt ebenso lange Cordillera Apolobamba, die, in einem sanften Bogen leicht nach West-Nordwesten hinüberbiegend, nach einer Senke von etwa 40 km Breite in die wenig ausgeprägte Cordillera Sunipani übergeht. Die Apolobamba gehört zur Ostkordillere und liegt nahe dem Kreuzungspunkt zwischen dem 15° südlicher Breite und dem 70° westlicher Länge, ganz in den Tropen. Das dem Gebirge westlich vorgelagerte Hochland ist das höchstgelegene der größeren Punabeden Südamerikas, und liegt im Durchschnitt 4700 m hoch. In der Pampa Blanca, westlich des Chaupi Tero erreicht es eine Höhe von fast 5000 m. Im Osten dieses etwa 1600 qkm großen Hochlandes, das bis 4900 m von den Almaraindianern bewohnt wird, erheben sich die stark bergleuchteten und teilweise sehr form schönen Berge bis zu 6000 m. Die größte Breite des Gebirges beträgt an die 20 km. Im Osten fällt die Nordkordillere in gewaltigen Kaskaden in das Urwaldbecken des Rio Mabibi und Rio Yacuma hinunter. Das Gebirge wird von der peruanisch-bolivianischen Grenze in einen kleineren Teil mit weniger ausgeprägten Bergformen, sofern man von den Grenzbergen absieht, und in einen weitaus größeren, von auffallend schönen Bergen gekrönten, zerschnitten. Eine Reihe von Längs- und Quertälern gliedern das Gebirge. In die von der Puma hineinziehenden Quertäler sind sieben große, tiefblaue Seen eingebettet, der längste, der Lago Suches, ist 22 km lang. Er ist vielleicht der höchstgelegene, größere Gebirgssee der Welt. Viele kleinere Seen, oft an den Zungen der wildzerrissenen Gletscher gelegen, erhöhen die Schönheit dieses so großartigen Gebirges. Die Schneegrenze liegt zwischen 4800 und 5000 m; Gletscher und Schnee beginnen unvermittelt und er-

reichen sofort eine große Dide. An den Moränen ist gut zu erkennen, daß die Berggletscherung früher größer gewesen sein muß, doch schieben sich von den herausragenden Bergen noch heute imposante Gletscher talwärts.

Blickt man von der Puma, etwa bei Ulla Ulla, 20 km von der Cordillera entfernt, nach Osten, so steht man gebannt vor einem der großen Schaustücke Südamerikas: Über die gelbbraunen Hügel der Sierra erhebt sich eine schimmernde Kette gemaltiger Schneeberge, an die 80 km lang und, obwohl ihre Höhe nicht erreichend, so doch an Geschlossenheit und Kühnheit den Formen der Berge der Cordillera Real in nichts nachstehend. Vier Berge vor allem beeindruckten den Beschauer von jenem Ort aus: Als Hauptgipfel der stark verzweigten Pupunagruppe erhebt der 5836 m hohe Huelancalloo seine mächtige, eisübergossene Stirn über alle Berge des Südostens. Gleichsam als seine Schildwache stemmt, nordwestlich davon, der 5650 m hohe Tcacuchu seinen felsdurchsetzten, schneeigen Gratchild gegen den Paso Oñipal. Jenseits des Passes und ganz allein steht der schönste Berg des ganzen Gebirges, und einer der schönsten, die wir je sahen: Der 5915 m hohe Cololo türmt sich, eine riesige Burg aus Eis, aus weiten Gletscherfeldern auf und aus der letzten Mauer steilen sich, einer Schwertklinge gleich, zwei scharfe Grate zur Spitze. Folgt man einer gletschererfüllten Senke, so bleibt der Blick an einem zerborstenen Massiv hängen, aus dem sich ein eleganter Grat zum feinen Gipfel des 5798 m hohen Guanacumi hinaufschwingt. Im Norden schieben sich die Gebirgsgruppen von Palomani, Machu Suchi Coochi, Soral und Cacantica ineinander. Dahinter aber, herauswachsend aus zerklüfteten Eisströmen und fast verdeckt von jenen Bergen, erhebt sich der höchste Berg der Cordillera, der 6044 m hohe Chaupi Orco. Weit im Norden, schon auf peruanischem Gebiet, steigt die letzte Gruppe des Gebirges hinter der Sierra herauf: Ein unbenannter, 5998 m hoher Berg, der große Mlog des 5829 m hohen Callion und die breite Schneehaube des 5842 m hohen Ananea.

Die Höhenangaben stammen von jenen Männern der Königlich Britischen Geographischen Gesellschaft, die im Auftrag der beiden Regierungen von Peru und Bolivien in den Jahren 1911 bis 1913 die genaue Grenze zwischen diesen Ländern in jenem Gebiet vermaßen. Wir konnten mit unserer unzureichenden barometrischen Höhenmessung nur feststellen, daß die Höhenangaben etwa stimmen dürften. Diese Grenzkommission verfaßte den ersten ausführlichen Bericht über die Apolobamba und zeichnete eine teilweise sehr gut verwendbare Karte mit Höhenschichtlinien, die freilich statt des östlichen Teils des Gebirges weiße Flecken zeigt und in den von der Grenze weiter entfernten Gebieten, vor allem in der Pupunagruppe, nicht stimmt. Eine weitere Beschreibung der Apolobamba, die sich aber weitgehend von obigem Bericht herleiten dürfte, findet sich in der Nr. 291 des „Alpine Journal“ vom Mai 1955 aus der Feder des Engländers Godfrey Francis. Einem Bericht Ahlfeldts zufolge soll ein bolivianischer Hauptmann den Palomani Grande erstiegen haben, doch wurde uns dies weder vom Club Andino in La Paz bestätigt, noch macht jener sicher nicht leichte Berg, versteckt hinter einer Anzahl von Vorbergen, aus der Nähe betrachtet, eine Alleinbesteigung wahrscheinlich.

So sind, mit Ausnahme der von uns erstmals betretenen Berge, alle andern vermutlich unbestiegen. Aber davon abgesehen: Die landschaftliche Schönheit, Wildheit und Unberührtheit machen die Apolobamba zu einem Expeditionsziel ersten Ranges.

a) Vorbereitung, Hinfahrt, Verkehrsverhältnisse

Der beste Zugang zur Apolobamba dürfte, trotz der größeren Entfernung, jener von La Paz sein. Lediglich wer nur zu den Bergen der peruanischen Seite gelangen will, sollte es von Juliaca an der Puno-Cuzcobahn, versuchen. Wir sind von Juliaca aus ein Stück Richtung Apolobamba gefahren, als wir die Kupfermine des Schweizer Bergsteigers Felix Marg, in der Nähe von Azangaro, aufsuchten. Abgesehen davon, daß Juliaca mit La Paz als Ausgangspunkt einer Expedition nicht zu vergleichen ist, sind die Zufahrtsstraßen (man müßte in diesem Fall versuchen mit einem Lastwagen bis Poto zu gelangen) eher schlechter als besser.

In La Paz wurden wir von den Regierungsstellen, der Deutschen Volksgast, vor allem aber vom Club Andino Boliviano und den in La Paz ansässigen deutschen Familien auf das Beste unterstützt. Was wir an Lebensmitteln nicht von deutschen Firmen, deren es in La Paz mehrere gibt, erhielten, war im reichhaltigen Indianermarkt zu bekommen. Der Club Andino half uns zwei ausgezeichnete, spanisch-, aimara- und ketschua-sprechende Träger finden und stellte uns einen Lastwagen samt Chauffeur für die 300 km lange Fahrt fast kostenlos zur Verfügung. Da, der Präsident des Clubs fuhr mit einigen Begleitern selbst einmal in die Apolobamba, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen und uns frisches Obst und Brot zu bringen.

Wir fuhren auf einer verhältnismäßig guten Straße, den Titicacafee zur Linken und die Cordellera Real zur Rechten, bis Escoma. Von dort bogen wir nach Nordosten ab und folgten einer immer schlechter werdenden Straße durch Schluchten, über Pässe und Moraste bis auf jene, oben erwähnte, 4600 m hohe Puna, auf der die Straße, zuletzt nur mehr die schwach erkennbare Gasse zwischen beiseitegeschobenen Steinen, uns zum Hauptort jener Puna brachte, zu dem sechs Einwohner zählenden Ulla Ulla. Unser indianischer Chauffeur fuhr uns schließlich, nun einfach über die blanke Puna, bis nach Puño Puño, am Fuß des Gebirges, drei Gehstunden von unserem ersten Basislager unterhalb des Baso Dsipal entfernt gelegen, wohin wir unser Gepäck auf den Rücken struppiger Indianerpferde brachten, die wir mit Geduld, Cocablättern, Alkohol und Geld eingehandelt hatten.

Erste Erkundungen, Punta Lisa, 5400 m

Schon am nächsten Tag waren wir in verschiedene Richtungen aufgebrochen, um uns zu orientieren und den besten Zugang und Anstieg zu dem von Ulla Ulla als Guelancallo angeprochenen Berg zu suchen. Meine beiden Freunde waren über den 4800 m hohen Paß über unserem Lager, den wir nach Befragung einiger Indios des im abgelegensten Winkel des Tales, 300 m unter der Schneegrenze liegenden Pueblos Picine, nach dem dahinterliegenden See, Baso Dsipal nannten, gegangen und in das südöstlich gelegene Tal vorgedrungen, das unser Berg abschließt. Ich war von unseren Zelten weg gerade nach Süden auf den westlichen Begrenzungskamm eines kleinen, parallel zum obengenannten Tal verlaufenden Tales hinaufgestiegen und strebte dort über den mit riesigen Granitblöcken übersäten breiten, aperen Rücken, zum ersten Mal über der 5000 m Grenze, dem schneebedeckten Vereinigungspunkt meines Gratrückens mit dem östlichen Grat, zu. Mein Höhenmesser zeigte 5400 m, als ich nach einigem Zögern den zerschundeten, höchsten Punkt dieser Talumrahmung betrat. Von diesem Punkt, Punta Lisa benannt, senkte sich ein überwältigter Grat leicht nach Südosten, um sich dann mit einer Wächtergirlande zu einem, unserem Berg noch vorgelagerten und durch eine breite, felsige Scharte von diesem getrennten Gipfel, aufzuschwingen. Ich wandte mich nun nach Norden und stieg über den zerscharteten, östlichen Begrenzungsglat wieder hinunter und zurück, vor mir die großartige Szenerie der hohen Schneegipfel der zentralen Apolobamba zwischen der gelben, mit blizenden Seen besetzten Puna im Westen und den dampfenden, blaugrünen Urwaldniederungen im Osten, es sah aus, als renne das endlose Meer des Urwaldes mit einer weißgischenden Brandung gegen die breite Kiste der Puna.

Überschreitung des Cerro Levivivita, 5500 m, und Cerro Escacuchu, 5650 m, 13. Juni 1957

Sowohl von Ulla Ulla als vom Baso Dsipal, über den ein von den Indianern vielbegangener Weg nach Pelechuco am Rande des Urwaldes führt, ist der Escacuchu ein bedeutender und beherrschender Berg. Lange hielten wir ihn für den Hauptgipfel der Pupunahgruppe, den Guelancallo, bis wir beim Aufstieg sahen, daß hinter unserem Berg auf der anderen Seite eines tiefen Tales ein noch höherer Berg aufragte. Später erfragten wir von Indianern die Namen. Für den höheren erhielten wir eine eindeutige Auskunft, den anderen nannten einige Mita, andere Levivivita. Wir wählten den kürzeren Namen Mita. Erst kürzlich erfuhr ich, daß Mita auf Aimata einfach „Berg“ heißt. Wir überschritten

den 5500 m hohen Levivivita, nachdem wir durch das von Hans Wimmer und Hans Richter erkundete Tal aufgestiegen waren und über eine Schneeflanke den Westgrat erreicht hatten. Der Nordostgrat leitete uns zu der etwa 5350 m hohen Scharte zwischen beiden Bergen. Nach Überwindung zweier Gratgendarmen erreichten wir, den Südwestgrat verlassend, die steile Nordwestflanke. Aus drei geschätzten Seillängen wurden zehn, bis wir, sehr mühsam und alle drei bergtrank, den Vorgipfel erreichten. Ein aufgeweichter Grat brachte uns zum Hauptgipfel. Noch nie hatten wir einen Gipfel mit einem so ungunstigen Gefühl überschritten: Wie mit einem riesigen Beil geköpft, lag das Haupt des Berges auf den beiden Gratshultern und wir betraten seinen Scheitel, jeden Augenblick fürchtend, wir möchten mit ihm in den riesigen Gletscherkessel im Nordwesten hinunterstürzen. Nicht erschöpft gelangten wir schließlich in jenen Kessel hinunter, irrten lange in den Brüchen herum, bis wir eine Moräne fanden, die uns in das Tal hinunterbrachte, das wir 13 Stunden vorher verlassen hatten.

Zwei Tage später erkundeten Hans Richter und Hans Wimmer den Zugang zum Cololo, machten einen Lagerplatz für das Hochlager auffindig und bestiegen einen 5450 m hohen Berg, den wir Cerro Pofnanski nannten. Er war an seiner Ostseite eigenartigerweise aper, und trug knapp unter dem Schneegipfel einen Steinmann, der nach der Bauweise vermutlich von indianischen Hirten stammte. Sie hatten sehr mit tiefem Schnee zu kämpfen und kamen abends erschöpft, aber mit leuchtenden Augen zurück, hatten sie doch den großartigen Cololo ganz aus der Nähe gesehen und einen Zugang zu seinem gewaltigen Südgletscher entdeckt.

Am folgenden Tag zog ich mit Pasquale aus, um einen Weg zum Fuß des Huelancalloc zu suchen. Wir schritten ein weltfernes Seitental des Val Picine hinauf, das rechts umsäumt wird von wüstenhaften, völlig vegetationslosen Bergen, während es links jener Kamm begrenzt, der sich zur Punta Lisa und schließlich zum Levivivita hinaufzieht, der in unser Tal mit einer eindrudsvollen Eiswand abbricht. Es blieb uns nichts übrig, als über haltlosen, schiefrigen Schotter bis zu einer Lücke vorzudringen, 5250 m hoch, von der man in das jenseitige, 600 m tiefer liegende Tal hinunterblickte, das der Huelancalloc, dräuend und eisgepanzert, noch um 1200 m überragte. Aber eine schwache Stelle hatte ich entdeckt: eine schwarze, sich weit in seine Westflanke hinaufziehende Gratrippe. Wir gingen die Stunden zurück in unser Lager, um am anderen Tag nun zu fünft, wir drei und zwei Träger, jeder von uns 50 Pfund tragend, in jenes Tal zurückzukehren und den mühsamen Weg zur Lücke hinauf — und jenseits in das Tal Uya-Raya hinunterzugehen, wo wir auf 4600 m Höhe ein Lager errichteten.

Huelancalloc, 5836 m

Niedergebrückt und klein erschienen unsere beiden Zelte vor dem riesigen Eisfall des gewaltigen Gletschers, der vom Gipfel des Berges bis zum Talboden niederstürzte. Das Wetter hatte sich verschlechtert, als wir nach einem langen Anstieg die letzte Felsrippe überwunden hatten und die Steigeisen anschnallten. Es schneite, als wir den steilen Gipfelhang hinaufstiegen. Vom wolkenumwehten Gipfel aus konnten wir jedoch erkennen, daß die Pupuhagruppe sich noch weit und in drei Zügen nach Osten, Südosten und Süden fortsetzt, deren jeder eine Reihe teilweise sehr ausgeprägte Gipfel bis zu 5700 m Höhe trägt. Die Pupuhagruppe ist viel verwickelter, als auf der englischen Karte dargestellt ist. Von allen in der Apolobamba bestiegenen Bergen war jedoch der Huelancalloc, wenn man von der Überwindung der beträchtlichen Höhenunterschiede absieht, der am leichtesten zugängliche Berg.

Cololo, 5915 m

Am 22. Juli hatten wir unterhalb des Cerro Pofnanski, in 5200 m Höhe, ein Hochlager errichtet. Einen unbenannten, formschönen Berg von etwa 5350 m Höhe jenseits des Lagers nannten wir Cerro Wellenfamp.

Am Morgen des 23. Juli waren wir drei, Pasquale war am Tag zuvor ins Hauptlager hinuntergegangen und sollte an diesem Tag wiederkommen, sehr früh aufgebrochen und starben, nachdem wir zuletzt einen sehr steilen Eisgang gequert und einen Abbruch hinuntergegangen waren, um 10 Uhr auf dem Firnbecken des sehr großen Südgleiters, dessen Erreichung uns so viel Kopfzerbrechen gemacht hatte. Der Gipfelaufbau des form schönsten Berges der Apolobamba lag vor uns. Ein gewaltiges, parallel zum Südostgrat herabziehendes Couloir benutzten wir zum Aufstieg, wichen aber schließlich vor dem riesigen Eisabbruch, der es oben abschließt, nach links in die Felsen aus und gelangten über einen Eismulst zum letzten Gipfelaufschwung. Da der Südostgrat wegen eines Schundes von unten nicht zu begehen war, wandten wir uns dem Südwestgrat zu. Dort erwartete uns blankes Eis und mit Hilfe mehrerer Eishaken kamen wir etwa 100 m höher, bis ein Eisüberhang den Weiterweg verperrte. Es blieb uns nichts übrig, als in die überaus steile, eis- und felsdurchsetzte Nordwand hinauszuklettern, die an die 1000 m zum Nordgleiters hinunterstürzt. In dem unsicheren und schwerem Gelände kamen wir sehr langsam vorwärts und fast hätten wir, um ein Bivak in der Wand zu vermeiden, 50 m unter dem Gipfel umkehren müssen. Da entdeckten wir eine, auf einem Felsporn ansehende Firnrippe und auf dieser recht labilen Leiter erreichten wir um 17 Uhr 30 den schmalen, stark überwächerten Gipfel. Wir hielten rasch die Flagge Boliviens und stiegen den schneeigen Südostgrat hinunter, sprangen über den, an die drei Meter hohen, Bergschrund, kamen kurz vor Einbruch der Dunkelheit noch über den Eismulst und schließlich reichte die kurze Dämmernung gerade noch hin, um uns mit dem letzten Licht zum Fuße des Gipfelaufbaues gelangen zu lassen. Im Scheine der Taschenlampen stolperten wir schließlich erschöpft über den Gletscher zurück, querten den oben erwähnten, gut über 50° steilen Eisgang und standen nach einem letzten Schneehatscher, 17 Stunden nach unserem Aufbruch, vor den dampfenden Teekesseln unseres unermüdblichen Trägers Pasquale.

Die große Erkundung, Chaupi Orco, 6040 m

Es ging uns nun darum, den Aufbau des Gebirges besser kennenzulernen, unsere Neugierde, wie es im Osten, auf der Urwaldseite, wohl aussehen mochte, zu befriedigen und einen Zugang zum Chaupi Orco zu suchen, der sich, wie wir von den bisher erstiegenen Gipfeln aus gesehen hatten, weit im Norden hinter einem Gemirr von Tälern und Bergen über alle anderen Gipfel erhob. So zogen wir drei „Gringos“ mit Pasquale, der zwei, anfangs überaus widerpenstige, halb wilde Packpferde führte und einem Flötenspielenden Indio am Morgen des 26. Juli auf jenem vielbegangenen Indianerpfad, der zuerst über den Baso Osipal führt, ein wunderschönes Tal nach Nordosten hinunter. Die Berge, welche den großen Süd- und Ostgleiters des Cololo säumen, jandten wilde Hängegleiters zu unserem Tal herab, aus den Nebelurwäldern der Yungas zog ein sonderbarer, bläulicher Dunst herauf, und von 3800 m ab etwa waren manche Abhänge von Hunderten blühender Zwergfakteen bedeckt. Am zweiten Tag bogen wir vom Haupttal, das nun in raschem Fall zum Rio Sunthuli und zum unwegsamen Nebelurwald hinunterfiel, nach Nordwesten in ein wildes Seitental ab und, mit vielen, vielen schmalen Serpentinien einen 4800 m hohen Paß überwindend, erreichten wir am Nachmittag des dritten Tages Pelechuco, 3500 m hoch am Rio Pelechuco gelegen, mit etwa 300 Einwohnern der Hauptort der östlichen Apolobamba. Von dort sind es ungefähr 50 km nach Apolo (1400 m), in den Yungas, das mit dem Flugzeug erreicht werden kann. Wir zogen staunend in den in einem engen Tal liegenden Ort ein. Der betäubende Duft tausender erotischer Blüten und das Flattern großer, blauschillender Falter waren um uns. Alle Gassen waren von stummen Indianern gesäumt, nur das Klappern der Hufe unserer Pferde und unsere Schritte waren zu hören. Doch bald war der Bann gebrochen. Der Alcalde, ein Kreole, erschien, lud uns zum Essen ein und führte uns abends zu einer wilden Indianerfiesta, in einem Innenhof am Rande des Ortes, und als wir anderntags durch einen Hain von Chinarindnbäumen Pelechuco verließen, begleiteten uns eine weite Strecke an die zwanzig Indianer. Steil führte unser Pfad nun wieder aufwärts nach Nordwesten in das

auf keiner Karte exakt angegebene Hochtal von Lacantika. Zu beiden Seiten erheben sich in einer Länge von etwa 6 km eisgiglernde Gipfel von großer Schönheit. Sie dürften bis 5700 m hoch sein. Abgeschlossen wird das Tal, in das von der Sierra her eine Straße bis Pelechuco gebaut werden soll, so daß man von La Paz aus mit einem robusten Wagen in 2½ Tagen dort sein könnte, von einer Berggruppe von etwa gleicher Höhe, großer Bergklettscherung und schönen Berggestalten, Machu Sookhi Cochi genannt.

Wir überschritten einen 5000 m hohen Paß, von dem aus wir wieder in den Westen des Gebirges, auf die Puna, gelangten. Nun wandten wir uns über einen zweiten Paß von 5000 m nach Norden und gelangten an den, zwischen völlig sterile, braungelbe Berg-
rücken eingebetteten, tiefblauen Lago Suches.

Obwohl wir, unser Träger und unsere Pferde, die sich ja, von Pelechuco abgesehen, nur nachts von dem spärlichen, harten Schugras der Puna ernähren konnten, ziemlich abgemattet waren, beschloßen wir doch, in das weglose, von Eisbarrieren und Sümpfen gespernte Tal nordöstlich des Lago Suches einzudringen, da dahinter der Chaupi Orco liegen mußte. Unter Aufbietung der letzten Kräfte kamen wir langsam vorwärts. Einmal brachen unsere Pferde bis zum Bauch in den Sumpf ein. Wir mußten sie entladen, herausziehen, auf halbwegs sicheres Gelände bringen, die Zitternden beruhigen und von neuem beladen. Über den letzten, etwa 5000 m hohen, felsigen Bergrücken zogen und schoben wir unsere Pferde und waren schließlich in ein weltfernes, unbewohntes, halb von einem See ausgefülltes kleines Tal gekommen. Zum ersten Male sahen wir unseren Berg aus der Nähe: Im Norden ragte die Eiskuppel des Chaupi Orco hinter zwei schwarzen Felsspitzen in den purpurfarbenen Abendhimmel. Wir ließen unsere Pferde laufen, kochten uns etwas zu Essen und schliefen fast noch während des Essens ein. Nun hofften wir, daß es uns der Berg selbst nicht zu schwer machen möchte. Aber der Chaupi Orco forderte von uns die größte Energieleistung, die wir während unserer ganzen Expedition aufzubringen hatten. 18 Stunden waren wir fast ohne Last gegangen, bis wir um Mitternacht des folgenden Tages, durch das lobernde Pampafeuere Pasquales geleitet, wieder in unser Lager zurückkamen. Als wir drei frühmorgens aufbrachen, wußten wir nicht, daß wir zuerst mit unsern nicht leichten Rucksäcken ein brüchiges Felswandl, das senkrecht aus den eiskalten Fluten des Sees aufstieg, queren mußten, um in ein weiteres Tal zu kommen, in dem mehrere Vicunagerippe lagen und dem wir bis zur Zunge eines wildzerissenen Gletschers folgten. Mühsam wurde nun das Vordringen, denn die steilen und gefährlichen Moränen zwangen uns immer wieder, unseren Weg zwischen den haus hohen Gerats weiterzugehen. Endlich waren wir auf überschaubarem Gelände, ein weites, spaltenzerissenes Gletscherbecken ging in einen breiten Schneehang über, der zum Verbindungsgrat zwischen Vor- und Hauptgipfel hinaufführte, da wurde der Schnee windgepreßt: Zehn Meter trug er uns, dreißig Meter versanken wir bis über die Knie im mehligem Pulver. Jede Seillänge spurte ein anderer, Stunden um Stunden. Endlich erreichten wir den schmalen Grat und den steilen, harten Gipfelhang. Es wurde bitterkalt. Erschöpft standen wir kurz vor Einbruch der Tropennacht auf dem Gipfel. Ein Wirbel war ausgeschloßen. So gingen wir im Mondlicht wieder hinunter, querten unterhalb des großen Schneehanges den Gletscher, um auf die jenseitige, vermutlich besser gangbare Moräne zu gelangen. Wir kamen aber an den Rand eines riesigen Eisabbruches. Abseilend und kletternd erreichten wir 100 m tiefer günstiges Gelände, kamen endlich zur Moräne und tappten, der Mond war inzwischen verschwunden, nun im Finstern nach unten. Wir wollten uns, nun ja in wesentlich tieferem Gelände, schon einen Bivakplatz suchen, als wir weit unten einen roten Schein erblickten: Es war der Widerschein von Pasquales Pampafeuere.

Cerro Rubi, 5710 m, Huanacuni, 5798 m

Als wir nach einem 40-km-Marsch Ulla Ulla erreichten, trafen wir, ein seltsamer Zufall, auf eine Stunde mit den Freunden des Club Andino zusammen, die, wie verabredet, gekommen waren, um uns auf eine letzte Besteigung zu begleiten und dann nach La Paz

zurückzubringen. Sie waren zu sechst und mit Karabinern und Pistolen bewaffnet gekommen, weil in La Paz das Gerücht umging, daß im Nordosten des Titicacasees ein Indianeraufstand ausgebrochen sei. Sie nahmen sich in dem friedlichen Land sehr kriegerisch aus. Immerhin schossen sie ein Vicuña und brachten damit eine willkommene Abwechslung in unseren Speisezettel. Bis zum Nordostufer des Lago Cololo waren wir dann zu zehnt mit der wackligen Camioneta gefahren und am anderen Tag halfen uns alle, eine Erholung für uns nach dem Chaupi-Orco-Unternehmen, in 5000 m Höhe am Fuß des Huanacuni, ein Hochlager zu errichten.

Dem Huanacuni ist südlich der von uns so benannte Cerro Nubi vorgelagert. Über seine Westwand stiegen wir am 6. August in zwei Seilschaften auf. Hans Richter und Hans Wimmer bildeten die eine, ein Deutschbolivianer vom Club Andino und ich die andere. Leider wurde mein Seilgefährte in etwa 5400 m Höhe bergtrauf, so daß ich ihn über das Eis hinunterbegleitete und dann allein meinen beiden Freunden nachstieg. Ich überschritt den Cerro Nubi gleich ihnen und holte sie im Sattel zwischen dem langen Südgrat des Huanacuni und dem Nordgrat des Cerro Nubi ein, wo sie gewartet hatten. Gemeinsam bestiegen wir den mit unangenehmen Wächten besetzten Grat und betraten dann einzeln, jeder jeweils doppelt gesichert, den überaus lustigen und aus zerbrechlichen Eisgebilden bestehenden Gipfel. Wir gingen den Grat bis zum Sattel zurück und stiegen dann, uns teilweise abseilend, über die Verschneidung ab, welche die Huanacuniwestwand und die Nordwestflanke des Cerro Nubi bilden. Unsere Freunde vom Club Andino Boliviano, welche uns den Tag über mit Ferngläsern beobachtet hatten, begrüßwünschten uns herzlich, das Hochlager wurde abgebaut und am anderen Tage kehrten wir nach Ulla Ulla zurück und erreichten schließlich am 11. August, nach allerlei Fahrnissen, wieder La Paz. Wir hatten ein großartiges, unberührtes Gebirge kennengelernt und in den fünf Wochen, die wir in der Apolobamba waren, fast alle Hauptgipfel und einige andere Gipfel der bolivianischen Seite des Gebirges erstmals bestiegen.

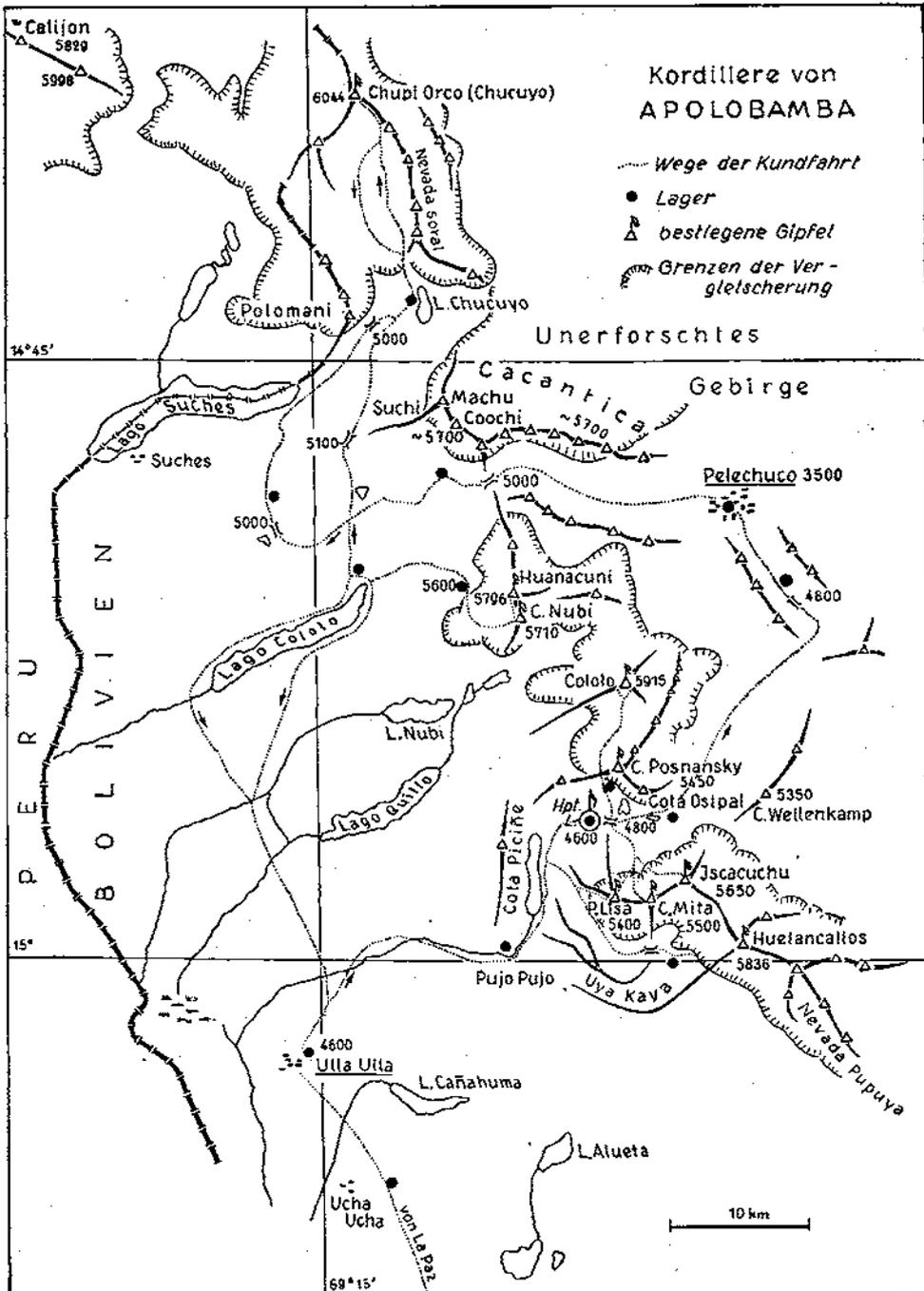
Wir wurden vom bolivianischen Kultusminister und vom deutschen Botschafter empfangen und berichteten in einem Radiointerview und in der bolivianischen Presse über unsere Eindrücke.

6. Der Illimani in der Cordillera Real, 6457 bzw. 6880 m, erste Überschreitung seiner drei Hauptgipfel

Der mächtige Gipfeler der Cordillera Real, der sagenumwobene Illimani, gilt als das Symbol von La Paz, ja ganz Boliviens. Er ist etwa 90 km von der Hauptstadt entfernt und liegt trotzdem noch wie eine Trutzburg über ihr.

In der alten Karte ist die Höhe des Illimani (der Nordgipfel dürfte etwa um 40 m höher sein als der Südgipfel), meist mit 6457 m angegeben. In der amerikanischen Flieger-Spezialkarte, „US Airforce Aeronautical Planning Chart — AP 25 Brazil“, M 1:5.000.000, letzte Ausgabe (1951), welche von den nationalen und internationalen Fluggesellschaften, welche die Nordillimani-Route befliegen, ausschließlich verwendet wird, ist die Höhe des Illimani mit 22.579 Fuß, das sind 6880 m angegeben. Für den Ancohuma werden in derselben Karte, allerdings mit + — Vorzeichen, 23012 Fuß angegeben. Damit wäre der Ancohuma über 7000 m hoch. Wir konnten im Falle des Illimani infolge unserer unzureichenden barometrischen Geräte, die ja über 5500 m bis zu 300 m in ihren Angaben schwanken können, die neuen Messungen nicht nachprüfen, neigen aber mit Hans Erfl eher dazu, die alte Messung für die richtigere zu halten.

Wir befanden uns nach dem fünfwöchigen Aufenthalt in der Apolobamba und nach einer fast 14tägigen Erholungspause, während der wir einige Tage im Urwald verbrachten, in ausgezeichnete bergsteigerische Verfassung. So versuchten wir als Abschluß unseres Aufenthaltes in Bolivien eine Besteigung des Illimani. Wir fuhren am 23. August mit unseren zwei bewährten Trägern Pasquale und Benanzio auf einer Minenstraße bis zum Fuß des gewaltigen Berges und errichteten auf 4500 m das Basislager. Am nächsten Tag



Verbesserungen: Chupi Orco; Hueltancaltos; Revivivilta anstatt Mita

gingen wir mit beiden Trägern die schon von La Paz aus auffallende felsige Mittelrippe hinauf und stellten unser Hochzelt auf etwa 5600 m auf. Wir geleiteten die Träger bis fast zur Schneegrenze hinunter und kehrten in unser Hochlager zurück. Am 25. August, dem folgenden Tag, begingen wir den von Hans Ertl 1950 erstbestiegenen Pico del Norte zum zweitenmal und überschritten schließlich am selben Tag alle drei Hauptgipfel des Illimani, Pico del Norte, Pico Paris und Pico del Sur. Der sehr schwere Nordgrat des Mittelgipfels wurde dabei von uns zum ersten Male begangen. Wir mußten uns, der weit in die Westflanke überhängenden Wächten wegen, in der etwa 3000 m sehr steil abfallenden Ostwand halten und waren froh, als wir die unangenehme, teilweise über 60° steile Passage in brüchigem Eis, überwunden hatten. Um 19 Uhr, nach Einbruch der Tropennacht, standen wir auf dem Südgipfel, schnitten einen Streifen der anlässlich der 15. Besteigung gehißten Flagge ab und stiegen im Sternensicht über die Westflanke zu unserem Hochlager ab, das wir 13 Stunden nach unserem Aufbruch wieder erreichten. Nach einer schlaflosen Nacht brachen wir das Lager ab und kehrten in das Basislager zurück. Noch am selben Abend fuhren wir nach La Paz ab, wo wir um Mitternacht anlangen.

7. Huayna Picchu

Nach einer langen Reihe von Einladungen und Abschiedsfeiern fuhren wir Ende August mit Omnibus und Eisenbahn nach Cuzco, der ehemaligen Hauptstadt des Inkareiches, in Peru. Dort trafen wir Günter Hauser und seine Mannen von der Rundfahrt der Sektion Schwaben. Es gab ein großes Hallo. Gemeinsam fuhren wir nach Machu Picchu, jener großartigen Ruinenstadt im Urubambatal und bestiegen alle sieben den, wegen seiner noch nicht freigelegten Ruinen bedeutenden, düster über der toten Stadt aufragenden, etwa 2800 m hohen Bahna Picchu.

8. Cotopaxi, 5896 m

Wir durchqueren Peru bis nach Lumbes, fuhren über die Grenze nach Ecuador und flogen nach einem kurzen Aufenthalt in Guayaquil nach Quito, der Hauptstadt des Landes. Wir nahmen mit dem ecuadorianischem Bergsteigerklub „Nuevos Horizontes“ Verbindung auf und fuhren am 24. September mit Viktor Moreno, Mitglied dieses Klubs und Begleiter Lamberts in der Cordillera Blanca, nach Machachi, dem Ausgangsort für eine Besteigung des Cotopaxi. Eine Camioneta brachte uns noch ein Stück näher an den Berg heran, den Rest des Weges zum Nordrand des formichönen Vulkankegels gingen wir zu Fuß. Es fand sich Gestrüpp genug, um die halbe Nacht hindurch ein mannshohes Lagerfeuer zu nähren und die Nische war noch nicht kalt, als wir zur letzten Bergfahrt unserer Expedition aufbrachen. Wir kamen rasch höher, aber in etwa 5600 m Höhe verwandelte sich die bis dahin gut tragende, glatte Schneedecke in ein riesiges Büfertschneefeld. Zuletzt wuchsen die aufrechtstehenden Eiszapfen über unsere Köpfe hinaus, der einbrechende Nebel vermischte sich mit dem aus zahlreichen Spalten aufsteigenden Schwefeldampf und ein sehr mühevolleres Hinauffschinden begann. Wäre es nicht unser letzter Berg und der höchste tätige Vulkan der Welt gewesen, wir wären umgekehrt. Doch schließlich standen wir auf dem Gipfel, unter uns der riesige, rauchende Krater. Nach Auskunft Viktors war es die fünfte Begehung des eigentlichen Gipfels, der noch etwa 100 m über dem Kratertrand liegt.

9. Schlußbemerkung

Als wir am 29. September Südamerika verließen, nahmen wir ein unverlierbares Erlebnis mit nach Europa. Die gewaltige Kette der Hochcordillere birgt noch viele wenig bekannte und manche unbekannte Gebirgszüge. In ihren Klüften und Flanken, auf ihren Graten und Gipfeln wartet das große Abenteuer der Tat. Finanzielle Möglichkeiten und

die Verbesserung der Verkehrsverbindungen werden es in der Zukunft erleichtern, die überseeischen Gebirge aufzusuchen. Möge sich aber niemand täuschen: In diesen Gebirgen ist noch jede größere Unternehmung eine Expedition mit allen Gefahren und Unsicherheiten, die dieser Begriff einschließt und von jedem Teilnehmer an einer solchen Expedition werden Voraussetzungen verlangt, die unabdingbar sind: Er muß eine eiserne Gesundheit besitzen, über ein sehr solides bergsteigerisches Können verfügen und in einer harten Schule Willen und Organe geübt haben. Er muß sich vor allem des entscheidenden Unterschiedes zwischen den romantischen Wunschvorstellungen, die jeder mit sich herumträgt und der sehr oft unbarmherzigen Wirklichkeit, bewußt sein und ihn überwinden können. Wer aber die Poesie der Tat und die Poesie der Entbehrung zu erleben fähig ist, dem wird dieses Erlebnis zum bleibenden geistigen Besitz.

Högering, 19. Mai 1958.

Anschrift des Verfassers: Werner Karl, Stefanskirchen 12, bei Rosenheim

Lasien und Abcharei

Von W. Rickmer Rickmers

Das Gelände

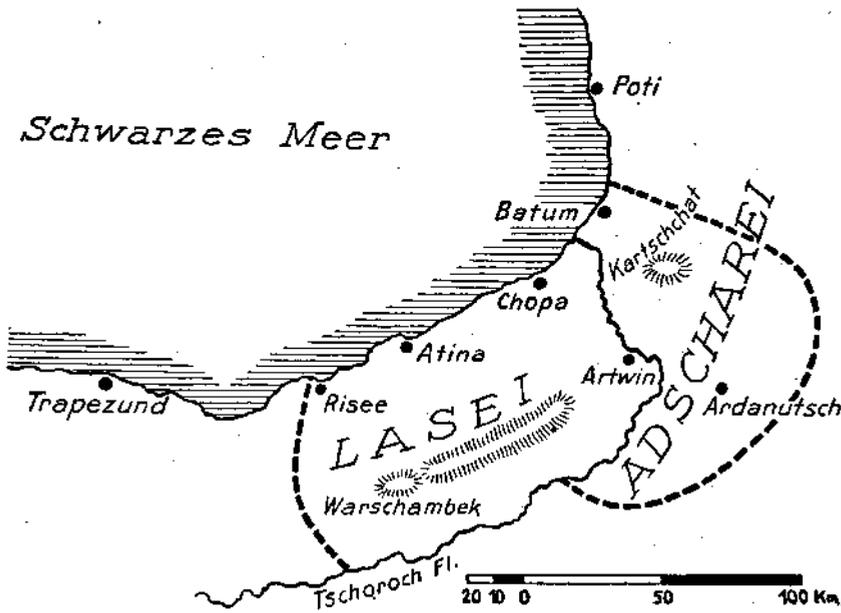
Man kann auch sagen Lasien und Abcharien oder Kasistan und Abcharistan, so benannt nach ihren Bewohnern, den Lasen und Abcharen. Erdkundlich umreißen wir das Gebiet am deutlichsten als die pontische Landschaft, ausgezeichnet durch Urwald und Gebirge mit überaus nassem Wetter. Sie erstreckt sich in der Südoftbücht des Schwarzen Meeres von Trapezund bis Batum. Hier ist Kolchis; und die Argonautensage verweist ins Morgen-dämmern eines altgeschichtlichen Bodens, wo die Trommeln Asiens an den Flanken des Kaukasus widerhallten. Hier suchte das Königreich Georgien einst Fühlung mit Byzanz, hier siedelten Griechen und Genuesen, bis die Türken erobernd eindrangten. Die Lasen und Abcharen gehören zum mingrelischen Zweig der Kartthli (Georgier). Noch heute führen die Fürsten Davian von Mingrelien das Goldene Kriess im Wappen. Türkische Gewalt zwang die Lasen und Abcharen zum Islam.

Andesit, Porphyre und Granit bilden das Rückgrat der Gebirge. Fruchtbare Erde aus verwittertem Gestein wird von dichtem Pflanzenwuchs zusammengehalten. Es fällt bis zu 2500 mm Regen im Jahr. Die mittlere Wärme bewegt sich im August um 22° herum und erreicht gelegentlich 30°, was nur wegen der Luftfeuchte so drückend empfunden wird. Selten unterbricht blauer Himmel das eintönige Geriesel der „düsteren Küste“, wie Lynch sie nennt. Jenseits der Wasserscheide liegen die Trockengebiete Kleinasiens. Der Dampfer, mit dem ich im Vänner 1896 von Batum nach Odessa fahren wollte, mußte in Sewastopol liegen bleiben, weil der Hafen von Odessa zugefroren war in erstaunlichem Gegensatz zum milden Südufer, wo Eis und Schnee unbekannt sind. Das Schwarze Meer wird im Winter sehr kalt, was im Frühling eine Wärmeumkehr an der Südküste bewirkt. Blatt und Blüte sind dann in den höheren Lagen weiter fortgeschritten als in den Gärten des Uferstreifens. Landet der Bergsteiger an der düsteren Küste, so schwant ihm nichts Gutes. Über der Waldgrenze überrastet ihn aber ein ebenso merkwürdiger wie erfreulicher Wechsel; denn er tritt aus dem Wolkengebredel sehr oft in klare Luft und Sonnenschein. Das Bergsteigertwetter ist dort weder schlechter noch besser als in den Alpen.

Kare, Moränen und Gletscher zeugen von einer durch die Nässe begünstigten Vereisung. In den Bergflanken finden wir richtige Kargletscher. Es zeigt sich wiederum, daß die Luftfeuchte entscheidet, wo die Kälte noch eben zur Schneebildung hinreicht. Die Reichweite einer Vorlandvergletscherung läßt sich wegen der Pflanzendecke schwer bestimmen. Einst kam der Urwald bis ans Meer. Heute sieht der Ankommende zunächst nur von dichtem Gebüsch übertaucherte Hügel, das Ergebnis der von den Uferfiedlungen aus landeinwärts fortschreitenden Abholzung. Nach dem Kahlschlag setzt die Verbuschung ein, die fast jeden Baumsämling erstickt. Das Wiederaufforsten wäre indes leicht; denn nicht wie anderswo drohen hier Bodenschwund, Vermurung oder Staubbüste. Das bis zu fünf Metern hohe Dickicht besteht aus Rhododendron, in das sich Haselnuß, Rieseneichelbeere, Kirschlorbeer, Zwergmispel, Citrus, Sumach, Liguster, Kreuzblamm, Kolchischer Efeu, Waldrebe und große Farne mischen. Das Rhododendron steigt bis 2000 m hinauf. Schon Plinius spricht vom Taumelhornig, den auch Kenophon erwähnt. Das berichtet auch Hooker vom Frühjahrshornig in Nepal. Einige machen die Rhododendronblüte verantwortlich, andere den Kirschlorbeer oder das Bilsenkraut. Die saftigen Trauben des Kirschlorbeers sehen verlockender aus als sie uns schmecken. Aber die Bären fallen gierig über sie her und

kriegen Bauchweh. Die fetten und süßen Haselnüsse werden in großen Mengen für Rohkaffee und Schokoladenfabriken ausgeführt. Die Gärten der Küste mit Mais, Gans, Gurke, Tabak und allerlei Obst gemahnen an Südtirol.

Die Tier- und Pflanzenwelt unterscheidet sich nur in unwesentlichen Abarten von der Europas. Die prachtvollen Urwälder gleichen denen, die einst Deutschland bedeckten. Wir finden da Buche, Birke, Ahorn, Buchsbaum, pontische Eiche, Linde, Pappel, Eibe und Tanne. Zwischen 1200 und 1400 m geht der Laubwald in Nadelwald über. Der Vorrang nach Zahl und Größe gebührt der uralten Buche und der stolzen Nordmannstanne. In



den Richtungen fallen Bärenclau, Eisenhut, Rittersporn, Knopflume, Mannstreu und andere durch Niesenvuchs auf (Mammutfloren).

Ich zähle kurz auf, was häufig anzutreffen ist: Bär, Wildschwein, Wolf, Fuchs, Luchs, Wildkatze, Marter, Dachs, Fischotter, Gemse; Gabelweih, Habicht, Adler, Lämmergeier; Dompfaff, Reifig, Meise, Bachstelze, Lerche, Baumkönig, Drossel, Würger, Wasseramsel, Ortolan, Wachtel, Auerhahn, Rebhuhn und natürlich der Fasan, der ja seinen Namen vom Fluß Phasis (Rion) in Kolchis hat.

An den Ortsnamen beteiligen sich drei Sprachen: Kartwelisch (Tschukuleti, Mtatscharo, Chopuri, Ordtschochochi), Türkisch (Dagh, Demir, Dere, Burun, Salla, Böyük), Griechisch (Psychris, Asferos, Bathis, Atina, Kalopotamos). So kommt es, daß Häfen und Flußmündungen oft drei Namen bewahren. Glücklicherweise läßt das Meer der Artenbeschränkung genügend Raum. Wer etwas Russisch kann, braucht keinen Dolmetscher, da viele Lasei ihr Brot einst in Rußland verdienten, zumal als sogenannte türkische Bäcker.

Wie alle freiheitsliebenden Bergstämme genossen die Lasei und Adscharei üblen Ruf bei der herrschenden Schicht. Nach einem türkischen Wort ist die Gans das niedrigste Tier und der Lasei der niedrigste Mensch. Ich fand diese Leute sehr arm, sehr gastfreundlich und sehr aufgeweckt. Mir begegnete sogar ein englischsprechender Herr.

Die Bauart der Häuser mit dem sanft geneigten Holzziegeldach darf man mittelmeerisch nennen. Die Umhütten mit den steinbeschwerten Schindeln unterscheiden sich gar nicht von denen der Alpen, Spaniens und des Himalayas. Als gewaltige Brückenbauer setzen die Lasei die georgische Überlieferung fort. Neben uralten Kamelhödterbrücken stößt man

auf solche, an denen noch die Maurer arbeiten. Überhaupt verläuft hier eine Straße der Völkerverwanderungen. Lazen und Bulgaren haben denselben Horo-Lanz. Der Dudelsackweg läßt sich vom Pamir westwärts verfolgen über Kaukasien, Kleinasien, Balkan, Stalien, Spanien bis nach Schottland.

Der türkischen Regierung winkt eine Aufgabe, für die sich kommende Geschlechter dankbar erweisen werden, wenn eine behutjame Forstwirtschaft den Raubbau verhindert und dem Lande dereinst Millionentwerte sichert. Müheles, ohne die geringste Schädigung der wenigen Siedler, könnte sie einen großen und wunderbaren Naturschutzpark umgrenzen.

Vom Titlis nach Bittlis

In den Alpen erhebt der Titlis sein glühendes Haupt. Im kargen Hochland Armeniens nistet Bittlis in den Falken des Gebirges, wo Nimrud, der erloschene Feuerspeier, den Bergsteiger zu heldischem Tun lädt und im Winter sturmgepeitschter Schnee den Schikäufer herausfordert.

Mein ehrwürdiger Lehrer in der Schule für vollstümliche Dichtung sagt mir, daß eine gute Überschrift ohne Aufsatz mehr taugt als der beste Aufsatz ohne blidfangenden Kopf. Der stets so freundliche Leser wird sich daher nicht wundern, wenn ich ihm beichte, daß ich den Titlis nie gesehen habe und schon hundert Meilen vor Bittlis umkehrte. Aber wer ging denn schon den ganzen Weg von Alpha bis Omega oder von Dan bis Beerseba. Die Namen reimen sich aber so unwiderstehlich schön, nicht nur Bittlis mit Titlis, sondern auch umgekehrt. Zwischen den Erden der Bezugslinie öffnet sich dem Reisenden eine Rundschau verlockender Möglichkeiten. Kürzen wir die Strecke, so schrumpfen die Legenden des Lügners auf die Lagen des Landes.

Wende den Blick, lieber Freund, in die harmlose Vergangenheit des Jahres 1894. Siehe dort den Jüngling mit dem Püdel in der Hand und dem Seil über dem noch schlanken Leib. Federnden Schritts windet er sich durchs Gewühl des Wiener Nordbahnhofs, wo man schon halb im Morgenlande war. Das kann kein anderer sein als ich auf der Fahrt zum frostigen Kaukasus. Altrußland hat freundliche Eindrücke hinterlassen. Unser damaliges Fluchgemurmel über Paßschwierigkeiten und argwöhnische Schutzleute dünkt uns heute wie kindliches Schmollen über kleine Unbequemlichkeiten. Jetzt werden wir mehr oder weniger höflich eingeladen wegzubleiben.

Von Odessa fuhr man die Küste entlang. Bei Jalta auf der Krim sah ich den Gipfel der *Mi Petri* über die Tannen der *Sailahöhen* lugen. Alles verachtend, was unter dreitausend Meter hoch war, schenkte ich ihm keine Aufmerksamkeit, bis es zu spät wurde. Immer noch reizen diese Kalkzinnen meine Neugier. Das Bild in einem alten russischen Reiseführer zeigt einen Karwendelgrat. Weiter östlich blieb der Elbrus verschleiert. Doch als wir uns Batum näherten, sah ich den *Kartschal* geheimnisvoll aus nebligem Urwald tauchen. Unbekanntes, Ungelesenes zog mich in seinen Bann. Freilich stand der Name neben Strichelwürmern der russischen Landkarte. Aber für die Feldmesser des Generalstabs waren Berge damals etwas Lästiges, das man so schnell wie möglich erledigte und vergaß. Und doch waren sie von Seefahrern oft genug erblickt worden. Wie anders sieht doch der Bergsteiger die Welt. Welch eine Freude, winkt ein mannhafter Gipfel aus den Schleiern des Unbekannten. Das ist mein Berg. Mir offenbarte er sich vor allen anderen. Sie haben ihn gesehen, aber unsehenden Auges; denn nur mir enthüllte sich seine besondere Wesenheit. Mir wurden die Gespenster des Schreckens zu Geistern, denen man sich ehrfürchtig nähern darf.

Der etwa 3800 m hohe *Kartschal* verspricht wohlthuenden Gegensatz zur stickigen Schwüle Batums. Aber kein Bewohner dieses Fiebernestes hatte jemals von ihm gehört. Die Urlaubsträume der Kaufleute und Beamten besaßten sich mit den Bädern Nordkasiens oder gar der Schweiz. Mit etwas Unternehmungsgeist, ein wenig Straßenebnung und Hüttenbau hätten sie ganz in der Nähe einen herrlichen Luftkurort geschaffen, wo es Waldschatten gab, reines Quellwasser, frische Milch, Forellen und jagdbares Wild.

In der Gedankenwelt des Engländers gefell sich der Sport zum Geschäft. Auf die Frage „Wie komme ich in diesem Drednest zu Geld?“ folgt sogleich die Frage „Wie erholt man sich hier?“ Einen so vielversprechenden Tummelplatz hätte er sofort erkannt. Und tatsächlich war ein Engländer mein einziger Vorgänger. Freshfield erzählte mir von Peacod, der britischer Konsul in Batum war und vor meiner Zeit am Fieber starb. Seine Witwe, eine Tochter des großen Empörers Bakunin, lebte noch in Odessa und bestätigte, daß ihr Mann den Kartschchal bestiegen habe. Seine Tagebücher gingen aber bei einem Brand verloren.

In Batum heuerte ich den jungen Georgier Grigor Makendatoff, der außer Russisch und Französisch sechs Mundarten sprach. Er hat meine Frau und mich dann auf vielen Reisen in Turkestan begleitet. Ich mietete einen Viktoria, in Kaukasien Phaeton genannt. Diese landesübliche Droschke wurde für längere Reisen mit vier Pferden nebeneinander bespannt. Der leichte, gut gefederte Wagen überwand Steine, Schlamm und Furten. Zur vereinbarten vierten Morgenstunde wartete ich blutiger Anfänger auf den Stufen des Gasthofes. Es ergab sich hinreichende Muße zum Erleben der glorreichen und immerwährenden Schlacht zwischen den Gestankten und Wohlgerüchen des Morgenlandes; denn es dauerte drei Stunden, bis die Kutsche erschien. Meine Lehrzeit begann mit der Tatsache, daß sich die Zeit in warmen Ländern ausdehnt und nur mit gewaltiger Hebelkraft zusammengedrückt werden kann. Man muß schimpfen, drohen, schmeicheln, bestechen, soll es ein wenig schneller gehen. Hierzulande erreicht man jeden Zug pünktlich, wenn man ein Lager auf dem Bahnleig bezieht. Irgendwann muß er ja kommen. Noch hat der unartige Junge des Abendlandes den Weisen des Morgenlandes keine Muße stehlen können.

Von Batuta, wohl der größte aller Landreisenden, ritt vermutlich mit zwei Satteltaschen aus und kehrte nach fünfzehntausend Kilometern ebenso heim. Gastfreiheit erklärt es. Wir stehen vor der Wahl zwischen wenig Geld und viel mitgeschlepptem Hausrat oder viel Geld und wenig Gepäck. Der österreichische Waffenschmied Wernold reiste ohne Koffer, da man ja überall Wäsche und Kleider kaufen könne. Der arme Wanderer von heute sucht der hohen Kunst des Landstreichers ohne Bettelrei nahe zu kommen. Mein Traum wäre ein Schlaffack, zwei Pfund Wanzenpulver und etwas Geld.

Nach vierzig Kilometern im Ischorochthal gelangten wir nach Kwintaur, wo wir in der Unterkunft für Kettengefangene übernachteten und die Plattgespenster der Nacht nach langer Hungersnot trösteten. Einst sah ich vor einem solchen Stappenkerfer einen jungen Soldaten mit Herzschuß liegen. Ein riesiger kaukasischer Räuber hatte die Innenwache mit den Handsesseln niedergeschlagen, ein Gewehr ergriffen und die Außenwache erschossen, worauf die Bande in den nahen Urwald floh.

Da Pferde von der Weide geholt werden mußten, trafen sie erst am folgenden Mittag in Kwintaur ein. Wir ritten dann zum Dorf Kwarzhana, wo wir drei Stunden auf's Essen warteten. Der Hammel muß geschlachtet und gebraten werden. Der Erfahrene legt sich nach höflicher Begrüßung schlafen. Bedient wurden wir von den beiden bis an die Zähne bewaffneten Söhnen des ehrwürdigen Gastgebers. Es spricht für die Großzügigkeit der russischen Behörden, daß sie den Abdcharen das Waffentragen im Gebirge erlaubten. Nie sah ich einen Mann ohne Büchse, Pistole und Dolch. Noch galt hier die Blutrache. Am folgenden Tag ritten wir durch unvergeßlichen Urwald. Bis an mein Lebensende denke ich an die gewaltigen Buchen, deren triefendes Geäst im Weststurm seufzte. Weiter oben die Säulen der Nordmannstämme. Über der Baumgrenze nahm uns eine Zaila (Alm) auf, wo Hütten, Mist und Sautempfer an die Alpen gemahnten. Für den Unkundigen gefährlich sind die schreiend flüchtenden Sennerrinnen, denen man sich auf keinen Fall nähern darf, obgleich das von Schmutz starrende Hemdgewand zu keiner Sünde aufstachelt. Aber urwüchsige Bauern halten alle Fremden für Goldsucher und Weiberjäger. Sie kennen weder Forscherdrang noch Bergfreude. Da der Fußgänger nicht auf Pferde zu warten braucht, begannen wir den Anstieg um zwei Uhr früh nach einer halben Nacht ohne Gedanken an Frauen, aber in tugendhafter Wirklichkeitsnähe mit den Flöhen. Die

Sirten traten halbständlich vor die Tür und schrien, um die Bären zu vertreiben, die dem Vieh nachstellten. Auf der Artwinspitze, dem südwestlichen Vorbau der Gruppe, fanden wir eine Steindaube, die sicherlich von Peacock stammte; denn Eingeborene verschwenden keine Mühe an solche Denkmäler.

Um etwas näher an Wilk's heran zu kommen, bestieg ich dann noch den Großen Ararat, den Minghitau der Armenier. Zwischendurch wurde ich in Kars als Rundschaffter verhaftet, obgleich das alte Gemäuer der Festung keine zehn Granaten überlebt hätte. Schließlich besuchte ich noch den Katholikos der armenischen Kirche im Kloster Etschmiadzin. Zartfühlend klärte er mich über meinen Wahn auf, den Minghitau bestiegen zu haben. Die Schutzgeister des heiligen Berges sorgen für sanfte Umnebelung des Geistes.

Im folgenden Jahr, 1895, kam ich mit Nemilius Hader, dem herzhafsten Riesen, Gismann und Schiläuser, der 1912 auf dem Schneeberg bei Wien in einer Larve verunglückte. Regentage verbrachten wir in einer Almhütte mit dem Zubereiten von Gelagen; denn Hader war ein hervorragender Koch. Über die Pfanne gebeugt kützten Meister und Küchenjunge die schleichenenden Stunden. Es gab Brotkruste geschmort im Blut aus frisch angezapftem Hammel, Hirn mit Kräutern oder Lenbe im Schlafrod. Wir bestiegen alle Gipfel. Interess Standlager war das Wildbad Dingo im Urwald. Schon die alten Georgiener hatten die heiße Quelle gefaßt, den Weg gepflastert und Brücken gebaut. Die Reste einer Kapelle zeugen von Pilgern, die vor Jahrhunderten heraufwanderten. Eines Tages standen zwei Bewaffnete vor der Wadstube, in der sich ihre Gemahlinnen ergöhten. Doch der schlaue Makandaroff entdeckte und entfernte den Stöpsel des Abflußrohres, so daß die Nixen bald auf dem Trockenen saßen. Das beleidigte niemanden, so lange wir sie nicht erblickten.

Wir beendeten das Unternehmen mit einem Ausflug nach Swanetien und Versuchen auf den Ushba. Die Fürsten Dabeschkeliani von Swanetien nahmen uns mit offenen Armen auf.

In Artwin beherbergte uns der Bezirksamtman (Prislaw) Arias Kristaw, ein Hüne an Gestalt. Wir genossen echte kaukasische Gastfreundschaft, und der Wein Kachetiens floß in Strömen. Wohin sind sie entschwunden, die Fürsten und die Kristawe?

Kaukasien's Länder waren meine erste große Liebe. Solch alte Liebe rostet nie und bewahrt vor Enttäuschungen, wo sie nicht in übersteigerten Ehrgeiz ausartet. Was sie uns schenkt, erfüllt uns mit stiller Dankbarkeit. Die Liebe begann mit den Dents du Midi im Wallis. Wie abgedroschen dünkt uns die Vielbesuche auf den zahllosen Bildern mit Schloß Chillon im Vordergrund. Sie bot sich allen Menschen, war aber auch etwas für mich ganz allein.

Nabezu vierzig Jahre vergingen, bis ich wieder lassichen Boden betrat. Der Weltkrieg hatte uns zu armen Zigeunern gemacht. Pfadfinder, Wandervögel füllten die Bühne des Abenteuers. Leider wurden ihrer viele zu bürgerlichen Bettlern, verführt durch die Gastlichkeit, die man jungen Burschen gewährte, die den Schrecken des Auslandes zu den Klängen der Gitarre trosteten. Die Gelegenheit zum Nassauern sprach sich herum. Die kleinen Gruppen junger Strolche vermehrten sich zu Banden ungeschlachteter Burschen in knabenhafter Kleidung, mit stoppeligem Badenbart, sonngeblichter Löwenmähne und mit einer Kehle, jederzeit bereit in Brettlänge auszubrechen. Glaubwürdige Landstreicher suchten den Nahen Osten heim, den Konsulaten und Auslandsdeutschen eine Plage.

Ein ganz anderer Geist besetzte die Erkursion Brecht-Bergen (Baden-Baden), die Haupterschließerin Cassians. Ihr Gründer und Leiter, Hofrat R. Brecht-Bergen, sammelte und erzog eine begeisterte Schar, die sich streng an die Grundsätze der Kameradschaft, Bescheidenheit und Mannszucht hielt und heute noch hält. Nie ist sie irgendwo lästig geworden oder gar gescheitert. Immer bewahrte sie die Würde. Der 'Papa' wie er liebevoll genannt wird, begann im Jahre 1911 mit einem Ausflug in die Bripetkämpfe Polens. Es folgten viele Großfahrten in die Alpen, nach Ungarn, Spanien, Griechenland, Nordafrika (Atlas), Südamerika. Ein Duzend Fahrten galtten dem nördlichsten Finnland



Лапеі, Варшамбеі (3700 м)

Зуфн.: В. Ридмер Ридмера

TAFEL XIII

Geripons, sive Enipontus vulgo
Innsbrück, Tyrolensis comitatus
urbis amplissima. M. D. LXXV.



Innsbruck im Jahre 1575, mit einem Salzschiffzug von Hall nach Telfs

(Arneemuseum München)

und Lappland. Auf Wildgewässern fuhr man vom Eismeer in die Ostsee. Der Große Kaukasus und die Lafei wurden zehnmal besucht. Ich begann die bergsteigerische Erschließung mit dem Katschgal im äußersten Osten des Gebirgszuges. Die Expedition fing mit dem Demir Dagh und Werschembel im Westen an.

Im Jahre 1932 erwies man mir allem Anseher die Ehre, mich zu einer sechswöchigen Rundreise einzuladen, die über den Balkan in die Lafei ging und zurück durch Rußland. Sie sollte etwa vierhundert Mark kosten. Nur opferbereite Zusammenarbeit ermöglicht solch ein Unternehmen. Ellbogenschmalz, Ausdauer, Genügsamkeit und (nahezu) unerwünschte Laune bilden die wesentlichen Beiträge zum gemeinsamen Betriebsvermögen. Da sind Lasten zu schleppen, da sind Küchendienst und Nachtwachen. Aber gegen die Behaglichkeit der Verwöhnten tauschen wir die Freiheit ein und die unerwünschten Möglichkeiten der dritten Bahnklasse (weil es keine vierte gibt) oder des Verdecks auf dem Dampfer. Nie brauchen wir zu dürsten; denn die Lokomotive und der leicht geölte Abdampf der Ankerwinde spenden heißes Teewasser.

Vor einigen Jahren mietete die Expedition eine türkische Barke und segelte sie eigenhändig durchs Marmarameer. Auf einer der Prinzeninseln überraschten odyssäische Nymphen das Nachtlager. Zeitgeflüster verschmolz mit dem Wispern von Wind und Welle. Am nächsten Morgen beklagte sich die würdige Oberin einer Schule für höhere griechische Töchter. Aber der Papa fühlte sich nicht verantwortlich für geöffnete Schranken und geschlossene Bünde.

Die zwei weiblichen Teilnehmer forderten meine Bewunderung heraus. Die schlanke Nichte unseres Führers belud sich mit einem Rucksack, der ebensoviel wog wie sie. Man sagt der heutigen Jugend Raubheimgkeit nach. Doch durfte ich nie klagen, denn man erleichterte mir so manche Fron. Ich überlebte die Gewaltmärsche. Neue Löcher im Leibgurt zeugten vom Schrumpfen des gehauchten Raums und entsprechend erhöhter Selbstachtung.

Die Zeitbestimmung machte keine Sorgen. Stand der Papa auf, so war es fünf Uhr, was immer die Sternwarte sagen mochte. Im Morgenland bewährt sich die Relativitätstheorie.

Wir landeten in Rize, stiegen zu einem Lager am Werschembel hinauf und fanden vom Almdorf Hemschin aus einen Urwaldweg nach Utina (Athen) an der Küste.

Aus den Berichten der Expedition

Während wir 1930 und 1932 das Hochgebirge von Rize aus erreichten, gingen wir 1934, 1939 und 1956 von den weiter östlich gelegenen Hafen Utina (Pazar) aus. Die beiden ersten Male wanderten wir also von Rize aus über den Demir Dagh (2611 m) zum Werschembel, der nach den englischen Karten der höchste Berg dieses Gebirgszuges sein sollte und den wir als Erstbesteiger eroberten. Nach mehrmaliger Besteigung stellten wir fest, daß nach Nordosten hin gleichhohe oder höhere Gipfel aufragten. Demgemäß zogen wir auf den drei folgenden Fahrten von Utina über einen Sporn ins Tal des Böjuf Dere. Flußauf kann man in jedes Seitental nach Osten einbiegen, um an den Hauptkamm zu gelangen. Über Chala erreichten wir die Talia Ubusur. Alle diese Hochtäler, in die die Schneefelder der Westflanke des Hauptkammes ihre Wasser abgeben, und in denen die Almen (Dailas) der Lafen liegen, sind Trogtäler mit deutlichen Überresten früherer Gletscher.

Aus diesen Hochtälern baut sich nach Osten zu unmittelbar eine mächtige Bergkette auf. Die Eingeborenen nannten sie Smerkur und den großen Bergstock im SO Katschgar. Auf die Frage nach dem Katron-Dagh gaben sie entweder keine Antwort oder gaben zu verstehen, daß es sehr weit sei bis dorthin. Niepert nennt ihn auf seiner Karte Böjuf Katschgar (Großer Katschgar). Auch wir bezeichnen ihn so, obwohl wir da in Konflikt mit Leutelt kommen, der die östliche Fortsetzung der Werschembelgruppe Katschgar nennt. Wir sind zu der Überzeugung gekommen, daß Katschgar kein Eigenname ist, sondern einfach Berg oder Spitze heißt. Diese Trogtäler sind im Norden wie im Süden von Höhenzügen

begrenzt, zumeist grasbewachsenen Rücken, an vielen Stellen überschreitbar und von Hirtenwegen kreuz und quer durchzogen.

Dem Hauptkamm zu steigen diese Höhenrücken mehr und mehr an, werden felsig und enden oft in einem Felsgipfel, der von unten gesehen einen schroffen Eindruck macht. Aber breite Geröllhalben oder Schneerinnen bieten leichten Zugang zu einem Sattel. Nördlich vom Abusurtal erstreckt sich ein Paralleltal, ein ober Kessel. Auch in ihm liegt eine Tala, die nach Angaben der Eingeborenen Katschggar Tala heißt, was etwas sonderbar anmutet, weil der Katschggarstod zwei Seitentäler südlicher liegt. Die östliche Begrenzung des Kessels bildet der Uti Parmak, eine prächtige Gruppe, die stark an die Dolomiten erinnert. Am nördlichen Ende des Kessels finden wir einen Sattel (2750 m) überragt von einem Berg, bei dem drei Täler in eigenartiger Weise zusammentreffen. Sie scheinen sich im Nordwesten zu vereinigen. Aber die weite Entfernung und das Nebelmeer verhinderten die einwandfreie Feststellung. Überhaupt erstreckt sich nördlich vom Uti Parmak der nördlichste Teil des von der Exkursion durchstreiften Hochgebirges der Dasei, ein wild zerrissenes Bergland, das weithin keine bedeutende Erhebung aufweist. Doch in der Ferne schwingt sich der Kamm zu einem Gipfel auf, der sogar die Höhe des Katschggar Dagh erreicht oder überholt. Er ist vermutlich in der Nähe des Küstenortes Chopa zu suchen. Leider ließ sich wegen der großen Entfernung und der Nebelschwaden nichts Genaueres ermitteln. Die Nordostseite des lasischen Hochgebirges scheint noch nicht durchforscht zu sein. Am besten dringt man von Chopa nahe der russischen Grenze ein. (Die angedeutete Lage läßt vermuten, daß es der Katschchal ist. W.R.R.)

Der Uti Parmak (Sechsfingerberg) ist der nördlichste von der Exkursion durchstiegene Gebirgskopf. Der in jähe Türme aufgelöste Bergzug ist von außen und innen schwer zu übersehen. Zahlreiche Zaden und Zinnen täuschen bedeutende Erhebungen vor, die nach beiden Seiten in steilen Wänden abtürzen. Dieser Grat dürfte nur mit Mühe und viel Zeitaufwand zu überklettern sein. Den höchsten Gipfel schätzen wir auf etwa 3511 m (Skizze 1). Hier haben wir das landschaftlich und bergsteigerisch schönste Gebilde der Gegend.

Am Südrücken des Tales der Tala Abusur steht ein rund 2880 m hoher Berg, von uns der Schopf genannt. Er ist von Westen her über den Südrücken und auch von Osten her unschwierig ersteigbar. Er bietet einen günstigen Überblick über den Großen Katschggar und das Zwischengelände bis zum Kawron Dagh, ja bis zum Warschembek. Das nächste Paralleltal nach Süden hin hat eine Tala, die Tala Talakfur heißt.

Vom Schopf aus liegt die ganze Kette vor uns über den Kawron Dagh hinaus bis zum Warschembek. Nach unserer Berechnung beträgt die Entfernung bis zum Kawron Dagh nicht mehr als 18 bis 20 km Luftlinie.

Der Katschggar (Böjül Katschggar) ist Krenels Pyramide. Da offenbart sich eine Unstimmigkeit. Nach Krenels Skizze bilden Pyramide, Kawron und Großer Katschggar eine gerade Linie. Nach unseren mehrfachen Messungen bildet aber die Linie Großer Katschggar—Warschembek einen Winkel von 32 Grad gegen die Linie Katschggar—Kawron Dagh. Nur aus einer Richtung gesehen ist der Große Katschggar ein Turm oder eine Pyramide. In Wirklichkeit zieht er als langgestreckter Grat von Südost nach Nordwest. Am höchsten ist der Nordwestgipfel (3937 m).

Zwischen Westgrat und Südostgrat breitet sich ein ungeheures Trümmerfeld, über das ein beschwerlicher, wenn auch technisch leichter Weg führt. Lose Wackelblöcke machen den Anstieg etwas gefährlich. Nach Nordosten stürzt der Gipfelgrat in einer 250 m hohen Steilwand ab, in deren Fuß sich ein kleiner Gletscher bettet nebst einem kleinen See. Das Gletschertal entwässert ostwärts ins Tal des Flusses Partal Su. Die Gipfel und Grate des Großen Katschggar wurden von unseren Leuten mehrfach begangen.

Dies ist der nächste Zugang zum Kawron Dagh: Man geht von der Tala Talakfur ein kurzes Stück talaus bis dorthin, wo von Süden ein neues Tal abzweigt (Brücke). Man folgt ihm aufwärts bis zu einer schon von weither sichtbaren Alm. Von der Tala Talakfur bis zum Kawron Dagh ist es ein Tagesmarsch.

Der mächtige Kawron Dagħ hebt sich deutlich von seiner Umgebung ab, die Mitte des lajischen Hochgebirges bildend. Die Kuppel des Hauptgipfels ragt hoch über das Land. Die neuesten Messungen ergaben 3937 m.

Dem forschenden Bergsteiger bietet sich hier ein dankbares Feld. An die Stelle von Schreckhörnern und Eiswänden treten andere Schwierigkeiten. Jedenfalls findet er da mehr Einsamkeit als im modisch überlaufenen Himalaya. Man braucht keine riesige Ausrüstung. Besonders wichtig sind Regenschuh und wasserdichtes Zelt. Am besten bewährt sich der lange Bergstock. Je Seilsehaft genügt ein kurzer Rucksackpfedel für vereiste Stellen oder kurze Strecken über harten Firn. Etwa sechs Wochen vor der Ausreise beginnende Vorbeugung durch Einnehmen der neuesten Mittel verhütet die Malaria mit Sicherheit.

Kleine Auswahl aus den Schriften

- Zahlreiche Berichte in der „Exkursion“, der Zeitschrift der Exkursion Brecht-Bergen.
 Willi Schle; Im wilden Kasistan, *Natur und Kultur*, 1931.
 S. v. Handel-Mozzetti; Im Sommer 1907 durchgeführte Reise im pontischen Randgebirge, Wien 1908.
 K. Koch; Reise im Pontischen Gebirge, Weimar 1846.
 L. Krenel; Entdeckungsfahrten im Pontischen Gebirge, *Naturfreund*, Wien 1932.
 — Neues Bergland in Kleinasien, *DLZ*, Heft 12, München 1932.
 R. Gentelt; Glazialgeologische Beobachtungen im Kasistanischen Hochgebirge, *Zeitschrift für Gletscherkunde* 1935.
 — Im Hochgebirge von Kasistan, *DLZ* 1115, Mai 1934.
 G. F. B. Lynch; Armenia, London 1901.
 Rabbe und König; Das Ostufer des Pontus, *Vetermann Ergänzungshefte* 112, Gotha 1895.
 W. R. Ridmers; Lazistan and Ajaristan, *Geographical Journal*, London Dezember 1934.
 — Der Karttschhal in Transkaukasien, *Zeitschrift DuDeW.* 1900.
 G. Stratil-Sauer; Der östliche Pontus, *Geogr. Zeitschrift* 1927.
 — From Baiburt to Lazistan, *Geogr. Journal* 1935.

Karten

- Kiepert, Karte von Kleinasien 1:400.000, Blatt Erabzon.
 Englischer Generalstab, Eastern Turkey in Asia, 1:250.000, Blätter Olti Lortum und Batum.
 Lynch, Armenia, 1:1.000.000 (zu obigem Buch).
 Die alten russischen 2-Werß und 5-Werß-Karten.
 Krenel, Kammskizzen (zu obigen Schriften).
 Operationskarte 1937 der Preußischen Landesaufnahme 1:800.000, Blatt Erzetum.

Bergvögel und Vogelzug

Von Walter Hellmich

Mit 6 Zeichnungen von Franz Murr

Unter allen Tieren unserer Alpen gehören die Vögel sicher zu den liebenswertesten Gestalten. Sie beleben die gewaltigsten Landschaftsausschnitte nicht nur mit ihrem munteren Wesen und ihren oft prächtigen Flugbildern, sondern sie tragen mit ihrem Gesang auch dazu bei, das Erlebnis der Natur noch zu bereichern und zu verschönen. Oft genug stehen ihre zarten Stimmen, vor allem der kleinsten unter ihnen, in seltsamem Gegensatz zu den harten, verschärften Bedingungen, die das Hochgebirge dem Leben auferlegt. Und nicht selten genug scheinen sie in den höchsten Höhen der Felsen und Gletscher die einzigen Lebewesen zu sein, denen der einsame Bergsteiger begegnet. Ihre Beobachtung und die Beschäftigung mit ihnen gehören zu den reizvollsten Bemühungen um die Erkenntnis der Lebensbedingungen und der Natur im Hochgebirge.

Während unserer jahrelangen Untersuchungen der Tierwelt des Ammergebirges, im besonderen des Friedberggebietes, die zu einem großen Teil mit dankenswerter Unterstützung des Deutschen Alpenvereins durchgeführt werden konnten, widmeten wir deswegen unsere besondere Aufmerksamkeit der Vogelwelt. Wenn auch gerade die Vögel wohl zu den besterforschten Tieren unseres Hochgebirges gehören, so ist doch noch manches Rätsel mit ihnen verknüpft und ungelöst.

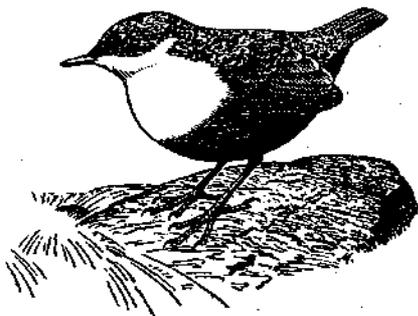
Vom Tale bis zu den Gipfeln der höchsten Berge begegnen uns Vögel. Viele von ihnen sind uns aus den geschützten Tallandschaften oder von der Ebene her vertraute Gestalten. Sie steigen mit den Wäldern und Matten so hoch auf, als die dort gegebenen Lebensbedingungen ihren gewohnten Ansprüchen noch gerade gerecht werden. So hören wir die zarten Stimmen des Fitis- und Waldlaubjägers, vieler Meisenarten, der Goldhähnchen, den melodischen Gesang der Amseln und Drosseln oder die laut schallenden Rufe der Bunt- und Erdspechte oft noch bis hoch hinauf in den montanen Wald. Zu ihnen gesellen sich Vögel, die den unberührten Wald, seine Stille und Weite, besonders lieben und deswegen für diese Gebirgswälder, wenn auch nicht auf sie beschränkt, so doch besonders charakteristisch sind.

Unter den Drosseln ist es beispielsweise die Misteldrossel (*Turdus viscivorus viscivorus*), die in allen unsern Nadelwäldern bis etwa 1500 m, in der Schweiz bis etwa 1800 m (St. Moritz) ein ziemlich häufiger Brutvogel ist. Ihres Gesanges wegen, der dem der Amsel ähnlich ist, wird die Misteldrossel von Laien oft mit der Amsel, ihrer bräunlich-grauen Töne und der gefleckten Unterseite wegen oft mit der Singdrossel verwechselt. Sie ist die größte einheimische Drossel, ihr lauter flötender Gesang zeichnet sich durch die Kürze und Einfachheit der Motive und den geringen Umfang aus, in dem sich die Töne bewegen. Ihrem lauten schnärrtenden Lockruf verdankt sie den Namen Schnarrdrossel, Schnärret, in Tirol Schnarezer.

Ähnlich liegen die Verhältnisse beim größten Specht unserer Heimat, dem Schwarzspecht. Dieser über das mittlere und östliche Europa sowie die Pyrenäen und das Kantabrische Gebirge weitverbreitete Specht liebt alle dichte Nadelwäldungen, bevorzugt aber die unteren Waldstufen der Mittel- und Hochgebirge. Aus Tirol ist er beispielsweise aus dem Gschnitztal, dem inneren Ötztal und vom Brenner gemeldet, in der Schweiz ist er in den Nadelwäldern der Alpen, des Hügellandes und im Jura zu Hause. Wegen seiner Größe, mit der er einer Krähe kaum nachsteht, und seines schwarzen Kleides wegen wird er von den Wäldlern oft Holzkrähe oder Hohlkrähe, wegen seines Rufes in der Schweiz

Tannenhahn, Walbhahn oder Holzgüggelel genannt. Sein lautes Röhren, das er am Stamme sitzend nur einzelne Male oder in gemessenen Abständen ruft, hörten wir oft genug bis zu unserm Standquartier, der an der oberen Waldgrenze gelegenen Friederalm.

Beginnen wir unsere ornithologische Wanderung im Tal, so führt uns der Weg in den Alpen fast ausnahmslos zunächst an einem Wildfluß entlang. Gönnen wir uns die Zeit, unsern Blick hier und da einmal das Bett des reißenden Flusses hinauf oder hinab gleiten zu lassen, so fällt uns mit Sicherheit ein kleiner Vogel auf, der in geradlinigem, schnellschnurrendem Flug über das Wasser dahin fliegt. Plötzlich landet er auf einem vom Gischt umstiebenen Stein, mehrere Male knickt er, stößt den kurzen Schwanz, und schon ist er im schäumenden Wasser verschwunden. Die Wasserramsel — der Wasserstar — (*Cinclus cinclus*) beherrscht nicht nur glänzend den Bereich der Luft, sondern bezwingt auch den Bezirk des Wassers, auf dem er schwimmt, in das er wadet, springt und taucht und an dessen Grund er bis zu einer vollen Minute und zu einer Entfernung bis zu 20 m laufen kann. Die Schwierigkeit, sich als ein so leichtes Geschöpf unter dem tobenden Wasser zu halten, meistert er, indem er mit gesenktem Kopf, der tiefer gehalten wird als der Schwanz, und mit leicht geöffneten und schräg gestellten Flügeln unter Wasser dem Strome entgegenläuft, der ihm gemäß dem Kräfteparallelogramm am Boden hält. Beim Schwimmen unter Wasser benützt er seine Flügel, so daß es aussieht, als ob er unter Wasser flöge.



Wasserramsel (verkleinert)

Der Wasserstar, ein naher Verwandter unseres Zaunkönigs, ist außer an seinem einzigartigen Verhalten an seinem helleuchtenden milchweißen Brustflatz, der die Kehle, die Gurgel und den Vorderhals bedeckt und deutlich von der schieferfarbenen Oberseite und der dunkel- bis rötlichbraunen Unterseite absteicht, zu erkennen. Sein Gesang ist eine Folge von hohen tragenden Lauten, in die Triller oder Pfeiftöne eingestreut sind, er läßt ihn nicht nur zur Zeit der Balz, der Hochzeit, die im März gefeiert wird, erklingen, sondern auch oft bis in den tiefsten Winter hinein. So beobachtete Walde einen Wasserstar Anfang Jänner am Birrkogel über Röhrtal in etwa 2100 m Höhe bei eifrigem Gesange. Zuweilen geht er im schärfsten Winter mit den Flüssen, zum Beispiel der Isar, bis weit in die Ebene hinaus und scheint sich selbst vom Verkehr der Großstadt München nicht im geringsten beirren zu lassen. Mit Regelmäßigkeit sah ich ihn im Winter mitten in Garmisch an der Loisach, im Sommer an der Reiderbach.

Bald aber führt uns unser Steig in den submontanen Mischwald. Zu den schon oben genannten Vogelgestalten der Talwälder, zu Drosseln, Goldhähnchen, Meisen, gesellen sich die Laubsänger, unter denen der Berglaubsänger (*Phylloscopus bonelli bonelli*) als ein häufiger Vogel dieser Höhenstufe zu bezeichnen ist. Allerdings scheint er als ein vorwiegend dem wärmeren Süden angehöriger Vogel trockene Föhrenwälder zu bevorzugen. Rurr führt ihn für die Umgebung von Dorf und Bad Kreuth als überall häufig in der Kiefernhede auf, auch für Tegernsee, Bayerischzell, Oberaudorf, Oberau und Ettal. Im Chiemgau wurde er an der Gedenwand am östlichen Rand einer Blochhalde in 1060 m Höhe an Föhren und niedrigen, ebenfalls krummholzwüchsigem Buchen, Ahornen und Ebereschen beobachtet. In Tirol scheint er vor allem Lärchenwiesen zu lieben, Hellmahr beobachtete ihn besonders in der Umgebung von Sölden und Zwieselstein in etwa 1500 m Höhe. In der Schweiz zieht er die mittleren Berglagen vor, obwohl er manchenorts auch bis zur Baumgrenze hinaufsteigt. Während der Fitislaubsänger an dem einem Finken-schlag ähnelnden, aber weicherem und wohlklingenderem, mit einem zarten Schnörkel („suii-suii“) endenden Lied und der Weidenlaubsänger an seinem „zilp-zalp“ leicht zu erkennen ist, kann der Berglaubsänger im Gesang und Vorkommen mit dem Wald-

laubfänger verwechselt werden. Der erstere ist aber kleiner, hat eine grauer Oberseite, eine viel hellere Unterseite und einen recht deutlichen gelblichen Fleck auf dem Bürzel. Der Gesang des Berglaubfängers besteht aus einem deutlichen zweisilbigen „ho-id“ und einem losen Triller auf dem gleichen Ton, die einzelnen Töne sind klarer getrennt als beim Triller des Waldlaubfängers. Der Berglaubfänger trifft am spätesten, oft erst im Mai, ein und verläßt uns am zeitigsten, oft schon Ende Juli, in Tirol etwa Mitte August.

Steigen wir höher hinauf, gesellen sich zu den bereits genannten Spechten zwei Arten, die schon als seltener zu bezeichnen und bei uns als echte Gebirgsvögel anzusprechen



Dreizehenspecht (verkleinert)

sind. Von beiden der häufigere ist sicher der Dreizehenspecht (*Picoides tridactylus alpinus*). Er hat, wie sein Name besagt, nur drei Zehen, und das Männchen besitzt als einziger unter unseren einheimischen Spechten einen gelben Scheitel. Er ist etwas kleiner als unser „Großer Buntspecht“, ihm fehlen aber völlig die roten Farben. In den Kopfseiten fallen zwei charakteristische weiße Längsstreifen auf, auch die Unterseite ist weiß, die Körperseiten aber und die Aftergegend sind reichlich dunkelbraun gefleckt. Die Schwingen tragen auf schwarzbraunem Grunde weiße Fleckchen, die Schwanzfedern sind schwarz, nur die beiden äußeren Paare sind mit weißen Querbändern und Flecken geschmückt. Beim Abfliegen erscheint er auffallend dunkel, sein Rücken stark mit Weiß geschmückt. Läßt sich unser Dreizehenspecht somit leicht von den bereits genannten Spechten unterscheiden, so ähnelt er etwas dem zweiten Specht unserer Gebirgswälder, dem Weißrückenspecht (*Dryobates leucotos leucotos*). Er besitzt aber wie die anderen Spechte vier Zehen, einen — wie der Name besagt — weißen Hinterrücken, außerdem zeigt er auch rote Töne in seinem Federkleid. Bauch und After sind rosenrot getönt, der Scheitel beim Männchen hochrot, beim Weibchen schwarz.

Der Weißrückenspecht, auch Weiß- oder Eisteespecht genannt, ist wohl noch seltener als der Dreizehenspecht, er liebt mehr das Hügel- und Bergland und bevorzugt Laub- und Mischwald in Höhen zwischen 600 und 1300 m. Im bayerischen Raume wurde er beispielsweise im Gebiete der Kampenwand beobachtet, in Tirol im Bezirk Reutte, im Kaiserthal, bei Landl, Ruffstein und Innsbruck. In den Dolomiten scheint er zu fehlen, auch in der Schweiz wurde er nicht beobachtet. Vorwiegend östlicher und nördlicher Verbreitung kommt er doch im Westen noch einmal in den Pyrenäen vor.

Der Dreizehenspecht dagegen liebt mehr den Nadelwald und steigt im Gebirgswald viel höher, bis zu den letzten Wettertannen und einzeln stehenden alten Bergahornreuten auf, in deren kernsaulem Holz er gern nach Insekten Ausschau hält. In der Schweiz wird er nach Corti von den Freiburger-, Waadländer-, Walliser Alpen lokal bis in die Glarner-, Graubündner-, St. Galler und Appenzeller Alpen beobachtet, wo er wohl häufiger als man früher annahm, jedoch nur sporadisch auftritt. Auch in Tirol gilt er als seltener Standvogel in hochgelegenen Bergwäldern, selbst in der Gögghornregion. In unseren bayerischen Alpen wurde er im Allgäu unweit Oberstdorf, in der Gegend um Immenstadt, bei Hinterstein und Liefenbach beobachtet oder erlegt, bei Kreuth im Seeberg- und Nisserfogelgebiet, am Breitenstein, am Wendelstein wurde er gesichtet. Im Chiemgau traf der Zeichner unserer schönen Bilder, F. Murr, eine mindestens dreiköpfige Familie an der Hochplatte, im Berchtesgadener Gebiet sah er ihn u. a. in der Seeau (Gözen), am Eingang ins Schreimbachtal, am Schüttalpl, unter der Hochalpscharte im Wimbachtal, bei Priessberg und am Untersberg. In unserem Beobachtungsgebiet begegnete ich ihm mit gewisser Regelmäßigkeit im Wind- und Lawinenbruch des Ostabfalls unseres Frieders. Dabei konnte ich oft seine Neugier und die für ihn charakteristische Vertraulichkeit beobachten, die in so seltsamem Gegensatz zu seiner versteckten Lebensweise zu stehen scheint.

Der Dreizehenspecht gehört zu den „boreoalpinen“ Tieren, die sowohl in den Alpen wie in den höheren Lagen der Mittelgebirge (Arber- und Rachegebiet, Schwarzwald, Riesengebirge) als auch im Norden, in Skandinavien, verbreitet sind. Das Areal des Dreizehenspechtes ist riesig groß, es erstreckt sich von der Insel Sachalin und von Nordasien über Skandinavien bis nach Nordamerika, in diesem weiten Gebiet hat er eine Reihe von Rassen ausgebildet, in unseren Alpen, in die er sicher seinen Weg während der Eiszeiten fand, ist er mit der Rasse „alpinus“ vertreten.

Verlassen wir den geschlossenen Wald und führt uns der Steig durch die letzten Fichten nahe den Almern, so tönt im Frühling in die Stille um uns erneut ein schöner Vogelgesang. Er erinnert uns an das Lied einer Amsel, und bald entdecken wir den Ränder des späten Frühling auf der höchsten Spitze einer Fichte. An der Brust des Sängers erkennen wir ein breites halbmondförmiges weißes Band, das ihm den Namen Ringdrossel oder Ringamsel eingetragen hat (*Turdus torquatus alpestris*). Ihr Lied ähnelt teils dem melodisch fortlaufendem Gesang der Amsel, teils den wiederholten Flötenrufen unserer Singdrossel, nur klingt es rauher, schlichter und einförmiger, gleichsam angepaßt den harten Bedingungen ihres Lebensraumes hier in den Alpen, dort in den rauhen Tundren und Fjälls Norwegens und Lapplands. Denn auch die Ringdrossel ist ein boreoalpin verbreitetes Tier, in unseren Alpen ist sie wohl überall gemein. Trotzdem hat sie noch mancherlei Geheimnis zu wahren gewußt. So finden wir sie jedes Frühjahr rund um die Friederhütte als Brutvogel, der sein Revier streng einhält, doch bald nach Aufzucht der Brut verschwindet sie, und noch niemand weiß wohin. Vielleicht zieht sie anderen Nahrungsquellen nach. D. Schmidt, der auf unsere Veranlassung einen Sommer lang dieser Frage vor allem im Rißerfogergebiet nachging, konnte noch keine Klärung bringen.

Ruhen wir uns auf unserem Wege zum Gipfel nahe einer Alm ein wenig aus, so können wir erneut Vogelgestalten beobachten, die uns aus dem Tale vertraut sind. Auf einem Felsblock wippt vor unsern Augen ein kleiner Vogel mit seinem Schwanz auf und nieder, bei seinem Auffliegen erkennen wir an den rötlichen Schwanzfedern, daß es sich um einen Hausrotschwanz handelt. Ursprünglich ein Felsenbrüter des Gebirges hat er sich als „Kulturfolger“ dem Menschen angeschlossen und die Furcht vor ihm weitgehend verloren. Seine Gewohnheit, in Fels- und Steinhöhlen zu brüten, hat er auf die vom Menschen gebotenen Nistgelegenheiten übertragen. Viele Jahre hindurch brütete am hinteren Ausgang unserer Friederalm unter dem Dach ein Rotschwanzpärchen.

Auch die Heckenbraunelle gehört zu den Vögeln, die aus der Ebene bis hoch hinauf in die Latschenfelder zieht, ihre versteckte Lebensweise entzieht sie meist unseren Blicken, ihren eiligen klingelnden Gesang hörten wir alljährlich aus dem Knieholz am Frieder rund um die Hütte oder in der Nähe der Quelle. Dagegen konnten wir hier noch nie ihre nächste Verwandte, die Alpenbraunelle oder den Alpenflühen Vogel (*Prunella collaris collaris*) beobachten. Dieser alpine Standvogel unterscheidet sich von der Heckenbraunelle durch seine bedeutende Größe, seine plumpere Gestalt und die weißlich und schwarz gefleckte Kehle. Die Flanken sind rotbraun gestreift. Das bevorzugte Gebiet sind felsige Berghänge, steile Geröll- und Grashalden bis an den Rand der Gletscher. Schon



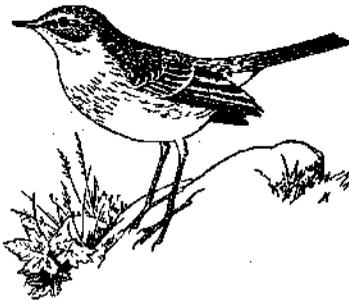
Ringdrossel (verkleinert)



Alpenbraunelle (verkleinert)

der alte Naumann schrieb: „Die Berge scheinen ihr am meisten zu behagen, an denen häufiges flaches Steingeröll in Schollengestalt mit ansehnlichen Felswänden abwechseln, vorzüglich, wenn diese recht rauh, zerrissen, voller Spalten und Faden sind, aber auch kleine, grüne, mit kurzem Grase und kleinen Alpenkräutern bewachsene Stellen zwischen sich haben.“

Im Winter jedoch scheint die Alpenbraunelle ähnlich anderen alpinen Standvögeln oft bis ins Tal zu gehen und selbst die Stadt nicht zu meiden. So wurde sie an kalten Wintertagen in Innsbruck und Ruffstein, in der Schweiz bei Montreux, in Bern und am Uffenberg bei Zürich beobachtet. Sobald aber der Frühling in die höheren Tristen und Schuttfelder eingezogen ist, belebt sie die Felsen wieder mit ihrem kurzstrophigen, an das Lied einer Lerche erinnernden Gesang, der etwa wie „dirivoi, dirivie, dürie, dirivoi“ klingt und vom Boden aus oder in kurzem Balzflug gesungen wird. Im Gegensatz zu den borealpin verbreiteten Vögeln geht die Alpenbraunelle in nördlicher Richtung nur bis zum Riesengebirge, in südlicher Richtung dagegen erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet über die Gebirge der Iberischen Halbinsel bis zum marokkanischen Atlas, in östlicher Richtung mit einer Reihe nahe verwandter Rassen über den Balkan, Kleinasien, den Kaukasus, Nordpersien, Turkestan und über den Himalaya bis China, Südsibirien und Japan.



Wasserpieper (verkleinert)

Hoch oben zwischen den Latschenfeldern und auf den höchsten Matten ist ein anderer kleiner Vogel zu Hause, dessen heller dünner Lockruf „gis gis“ oder „bit bit“ allenthalben zu hören ist. Der Wasser- oder besser Bergpieper (*Anthus spinoletta spinoletta*) ist allein schon durch sein Verhalten unerkennbar. Meist fliegt er von Stein zu Stein, dann steigt er in schnellem Fluge hoch in die Luft, um mit locker herunterhängenden Beinen zielstrebig zu einem Steine oder einer Latschen Spitze herunterzuschweben. Dort verweilt er nur eine kurze Zeit, dann wiederholt er seinen kurzen Flug und zugleich seinen Gesang, den er ähnlich einer Lerche während des Aufstiegens anstimmt, im Tempo steigert und erst beim Aufsetzen beendet. Das Lied ist eine rasche Tonfolge, die aus einer Reihe von hellen Silben besteht, die etwa wie gis gis bitt bitt fli fli fli zipp zipp zipp klingen und mit einem hü hü hia enden.

Seinen Namen Wasserpieper trägt er wegen seiner Vorliebe zu Rinnsalen, Bergbächen und Gletscherwassern. Sein Verbreitungsgebiet wird nach oben erst durch die Firnfelder, Gipfel und Gletscher begrenzt. Talwärts überschneidet es sich zuweilen am oberen Rande des Bergwaldes mit dem des Baumpiepers, den man oft ähnlich von der obersten Spitze eines Baumes aufsteigen und wieder niederschweben sieht, dessen Lied aber mit einem sanfteren zia ziah zia endet.

Der Bergpieper ist etwas größer und schlanker als der Baumpieper und besitzt viel dunklere Beine und einen ziemlich langen Schnabel. Im Frühlingskleide ist Oberkopf und Hinterhals aschgrau gefärbt und mit undeutlichen dunkleren Flecken bedeckt, der Rücken ist dunkelbraun getönt und trägt dunklere Längsflecken. Bürzel und Oberschwanzdecken sind einformig dunkelbraun. Die weiße Unterseite ist im Herbst und Winter gestreift, zur Brutzeit ungestreift und rötlich angeflogen. Charakteristisch sind ein weißlicher Augenfleischstreif und weiße äußere Steuerfedern.

Wird es dem Bergpieper im Herbst in seiner lustigen Höhe zu unwirtlich, zieht er in tiefere geschütztere Lagen, ja bis auf die Hochebene Bayerns und Schwabens hinaus, in der Schweiz bis zu den Flüssen und Seen des Mittellandes. Im Frühling kehrt er zurück, aus Pflanzenstengeln und dünnen Grasshälmchen baut er sein einfaches Nest unter Latschenbüschen, hohl liegenden Steinen oder überhängenden Kassenrücken ausgetretener Steige und Viehgangeln. Nähert sich ein Wanderer seinem Nest, fliegt er in unregelmäßigen Wellenflügen vor ihm her und umkreist ihn aufgeregt, um sich später wieder schwanzwippend auf einem nahen Steine niederzulassen.

Auch der Bergpieper ist außer in den Alpen und den Mittelgebirgen auf der Balkanhalbinsel, in den Bergen Mittelfrankreichs, über die Pyrenäen und die Gebirge Spaniens verbreitet. Nahe verwandte Rassen bewohnen als „Strandpieper“ die felsigen Küsten von Nordostfrankreich über die Britischen Inseln bis Skandinavien.

Während der Bergpieper am Fiederer zu den charakteristischsten Vögeln gehört, dessen Locktöne wir immer bis zum Gipfel hören, wurde der Schneefink hier nur selten beobachtet. Er ist wohl der einzige kleine Vogel, der den größten Teil des Jahres zwischen Schnee und Eis lebt. Die Heimat des Schneefinken (*Montifringilla nivalis nivalis*) sind die höchsten Schutthalden, Geröllhänge, Felsenflecken, Moränenzüge und Felsklippen zwischen 2000 und 3000 m, nur im allerstrengsten Winter verläßt er sie. Besonders gern hält er sich an hochgelegenen Pässen auf, wobei er auch die Schutzhäuser und Hospize regelmäßig besucht. Hier oben ist er — wie der schon zitierte Naumann schreibt — „jenen frommen Geistlichen, welche die Menschenliebe auf hohen Gebirgspässen vereinigte, ihr Leben der Hilfe und Rettung einzelner verirrter und verunglückter Reisender zu widmen, ein lieblicher Gesellschafter, weil er jene Höhen auch in den grauenvollen Tagen des dortigen rauhen Winters nicht verläßt und dann durch sein munteres Wesen und durch seine Zutraulichkeit die traurige Einsamkeit einigermaßen belebt“. In der am St. Bernhard brütenden Kolonie, die 1918 aus unbekanntem Gründen einging, flogen die Schneefinken frei in den Gängen ein und aus und fraßen den Reis, den sie aus den Säcken pickten. Im Gotthardgebiet fand Lang Schneefinkenester an den Häusern, Baracken und Hotels auf der Furka, unter den Dächern der etwas tiefer liegenden Viehställe und sogar an einzelnen Gebäuden im Talboden von Urseren (Guggisberg). Am Kollapass trieb ich einst eine Gesellschaft von Vögeln auf, die in ihren raschen weiten Flug lange Gleitstreden einschalteten, im Bogen zurückschwankten und immer wieder aufs neue auf der streckenweise ausgeparten Paßstraße einfielen. Ich hielt sie erst gedankenlos für Spatzen, bis mich das viele Schwarz und Weiß, das die Vögel vor allem beim Aufsteigen und Schweben erkennen ließen, eines Besseren belehrte.

Diese auffallenden Schwarzweiß-Töne der Flügeldecken und des Schwanzes geben ein untrügliches Erkennungszeichen ab. Auch die Unterseite des erwachsenen Männchens ist weiß und trägt einen schwachen gelblichen Schimmer, nur die Kehle ist schwarz. Der Rücken des Vogels ist braun, der Schnabel im Sommer schwarz, im Winter bräunlichgelb mit dunkler Spitze, die Füße sind schwarz.

Die Schneefinken sind gesellige Vögel, vor allem nach der Brutzeit sammeln sie sich zu kleineren oder größeren Schwärmen, die mit ihren flüggen Zungen auf den Almen und Geröllhalden umherstreifen. Ihre Nester legen sie in engen Felspalten, Mauerlücken oder unter Dächern an. Ihr rauher Lockruf klingt wie „zihi“ oder „piirri“, piir“, der Flugruf wie „didi-didi-didi“, der Gesang besteht aus einer einfachen gezwickelten Strophe, die im Balzflug oder auch im Sitzen gesungen wird und aus einem wiederholten „sittische-sittische“ („zipzie-zipzie-zididid“) besteht.

In den bayerischen Bergen kennt man nach Murr und Wüßl vor allem drei Verbreitungsgebiete: die Berchtesgadener Umgebung, das Wettersteingebirge und die Allgäuer Hochalpen. 1907 wurden einmal bei Oberammergau 13 Stück erlegt, relativ häufig finden sie sich an den Häusern auf der Zugspitze ein, wo sie sich nach Aussage der Arbeiter und Bahnbeamten gern füttern lassen und äußerst zutraulich sind. Hier nennt man sie „Bergfinken“ und verwechselt sie somit mit einem Vogel, der nicht nur völlig anders aussieht, sondern auch eine völlig andere Heimat hat. Während der Schneefink außerhalb der Alpen in den hohen Lagen der Pyrenäen, des nördlichen Apennin sowie der Berge von Montenegro, Albanien und Griechenland zu finden ist und in anderen Rassen im Kaukasus, in Persien, Afghanistan, im Himalaya und in den Hochländern Zentralasiens lebt, ist der Bergfink (*Fringilla montifringilla*) keineswegs ein Brutvogel der Alpen, sondern im Norden der Alten Welt beheimatet, wo er die subarktischen Nadel- und Birkenwälder Eurasiens von Norwegen bis Kamtschatka bewohnt. Zu uns kommen die Bergfinken nur im Winter, von Oktober bis April, zuweilen auch noch im Mai, als Durchzügler und Win-

tergäste, wobei sie vor allem Fichtentwälder durchstreifen. In früheren Zeiten waren die Scharen der Bergfinken zuweilen so groß, „daß sie die Sonne verdunkelten“. In seinem Kleide ähnelt der Bergfink eher dem Buchfink als dem Schneefink, vom Buchfinken unterscheidet er sich durch den auffallenden weißen Bürzel und durch weniger Weiß am Flügel und am Schwanz. Das Männchen trägt einen kräftigen orangefarbenen Schulterfleck und orangefarbene Brust, Kopf und Mantel sind im Frühling prächtig schwarz, im Winter bräunlich.

Wohl kaum ein Vogel unserer Alpen ist so ortstreu wie unser Schneehuhn (*Lagopus mutus helveticus*), dessen sommerliche und winterliche Heimat zugleich die strauchlosen Halben und Mulden sind. Halbschattige Geröllhalben, Schneetobel und Laminierinnen sind seine Lieblingsplätze. Wie der Schneehase wechselt das Schneehuhn im Laufe des Jahres sein Kleid. Im Winter ist sein Federkleid bis auf geringe Reste — den schwarzen Schwanz, der beim sitzenden Vogel zum größten Teil unter den weißen Schwanzdecken verborgen ist, und beim Männchen den schwarzen Streif vom Schnabel durchs Auge — rein weiß. In den übrigen Jahreszeiten ist das Federkleid graubraun getönt und schwarz quergewellt, nur Beine und Bauch und ein breiter Rand der Flügel



Schneehuhn (stark verkleinert)

bleiben auch im Sommer weiß. Das farbige Brutkleid des Frühlings wird später von einem wieder andersfarbigen Herbstkleid abgelöst.

Des öfteren begegneten wir Schneehühnern am Frierder, im zeitigen Frühjahr halten sie sich hier gern in Büden zwischen den letzten Latschenbüschen auf, um aufgestöbert mit schnurrendem Geräusch aufzustieben, in niedrigem Fluge über eine letzte Schneehalde hinwegzugleiten und in scharfer Wendung in eine benachbarte Mulde oder in den nicht einsehbaren Wegenhang einzuschwenken. Zuweilen hörte ich auch nur ihr dumpfes „örr“ oder „arr“, das dem Knarren einer Tür, eines Astes oder einer Karfreitagstatue ähnelt. Etwa Mitte April, zu einer Zeit, in der auch die Vorkühner am Frierder schon kräftig kollerten und bliesen und piffen, beginnen die Hähne mit der Balz. In seinem energisch verteidigten Revier läßt der Hahn seine Balzrufe ertönen, wobei er sich mit vorgestrecktem Hals verbeugt, kräht, den Kopf zurückzieht, um ihn gleich wieder schräg nach oben auszustrecken und von neuem zu krähen. In der Balzerregung schwingt sich der Hahn oft drei bis fünf Meter hoch in die Luft und läßt sich plump wieder zu Boden fallen, oder er fliegt eine kurze Strecke am Hang hinaus und wieder zurück zum umworbenen Weibchen.

Unser Schneehuhn gehört als südlichste Form einem rund 25 Rassen umfassenden Rassenkreis an, dessen einzelne Formen Gebiete von Ostsibirien und der Gebirge und Ländern Nordasiens über Spitzbergen bis Grönland und Nordamerika bewohnen. Aus ihrer ursprünglich arktischen Heimat wurden sie während der Eiszeit nach Süden gedrängt; als das Klima sich wieder besserte, wanderten sie in horizontaler Richtung wieder zum Norden zurück, zugleich aber in vertikaler Richtung in die höchsten Lagen unserer Alpen, auf denen sie sich heute als Glazialrelikte erhalten haben.

Das Steinhuhn dagegen (*Alectoris graeca saxatilis*) erweist sich allein mit seinem bunten Farbenkleid schon als ein Kind des Südens. In einer Reihe geographischer Rassen besiedelt es außer den Alpen und Karpathen den Apennin, Sizilien, den ganzen Balkan samt Zypern und Ionischen Inseln. Steinhühner leben noch in Kleinasien und Persien, in östlicher Richtung bis zum Himalaya, in Tibet und China. In unseren Alpen erreicht die saxatilis-Rasse die Nordgrenze. Während die Steinhühner im Süden vielfach die Ebene besiedeln und besonders gern in Getreidefeldern leben, bevorzugen sie in den Alpen sonnige Schutthalben zwischen Baum- und Schneegrenze.

Am Frieder konnten wir bis heute noch nie Steinhühner entdecken, obwohl seine Südhänge oft durch kräftigen Föhn bestrichen und erwärmt werden und ein besonders geeignetes Gebiet für Tiere aus südlicheren Regionen darstellen. Zweifellos scheint das Steinhuhn in den bayerischen Alpen zu den Seltenheiten zu gehören. Ob die von Franz von Kobell für das Wiesinggebiet bei Bayerischzell oder für den Kiessertogel aufgeführten Vögel heute noch ansässig sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Nur verhörte 1930 Steinhühner bei Berchtesgaden (Untersberg), auf dem Steinernen Meer wurden sie mehrfach beobachtet. Brutbelege sind aus den bayerischen Alpen noch nicht bekannt geworden. Möglicherweise sagen ihnen Kaltgebiete nicht zu (Walde). In Tirol scheint sich nach einem vorübergehenden Rückgang der Gesamtbestand nach Walde wieder beachtlich zu erhöhen. Aus Tirol liegen verlässliche Meldungen aus den Rißbüheler und Tuxer Vorkbergen, dem Krenngebiet, den Stubai und Ötztaler Alpen vor. Auch in den Lechtalern bis hinüber zum Nuttkopf bei Imst sind neuerdings Steinhühner wieder gemeldet worden.

In der Schweiz findet sich das Steinhuhn nach Corti im ganzen Alpengebiet sporadisch verbreitet je nach der Lokalität in größerer oder kleinerer Anzahl vor. „Es ist der Gefährte des Murmeltieres und am zahlreichsten in Graubünden“ (Tschudi). Nach Guggisberg tragen die Jäger, die sich mit Steinhühnern und mit Schneehühnern begnügen, mehr als alles Raubzeug zur Verödung der Alpen bei. Insbesondere haben sie vielenorts die Steinhühner stark dezimiert, da deren Fleisch von außerordentlicher Feinheit und Schmackhaftigkeit ist und den rechten Feinschmeckern durch einen gewissen balsamischen, schwach bitteren Beigeschmack und einen aromatischen Geruch zu einer hohen Delikatesse wird. Zweifellos bedarf wohl das Steinhuhn eines viel verstärkteren Schutzes, gehört es doch mit seinem bunten Kleid, dessen auffälligstes Merkmal die weiße schwarzumranderte Kehle ist, zu den schönsten Vögeln unserer Berge.

Bevor wir auf unserer Bergwanderung den Gipfel erreichen, führt uns der Weg vielleicht noch an Felsabstürzen vorbei. Überall da, wo steilere oder größere Felswände aus den höheren Bergwäldern oder Matten aufsteigen und wo hier und da in Nischen und Künsten noch Pflanzen gedeihen, findet sich ein anderer bunter Vogel, der wie ein Kleinod aus fernen wärmeren Regionen unserer Erde zu stammen scheint. Zweifellos stellt der Mauerläufer (*Tichodroma muraria*) in unseren Alpen eine auffallende und höchstmerkwürdige Erscheinung dar. An dem leuchtenden Rot der verrundeten schwärzlichen Flügel, den großen weißen Flecken an den Rändern von Schwingen und Schwanz ist er leicht zu erkennen. Aber nicht nur sein Farbkleid erweckt die Vorstellung etwa eines Schmetterlings, sondern auch der merkwürdig flatternde, rüttelnde Flug, mit dem er sich stoßweise auf der Nahrungssuche an den Felswänden entlang bewegt. Beim Aufwärtzücken an der Felswand öffnet der Mauerläufer beinahe taktmäßig seine Schwingen bis etwa zur Hälfte, um sie darauf rasch wieder zu schließen. Dieses seitliche Öffnen der Flügel wird von Wurr, der das Klettern und Fliegen des Mauerläufers ausführlich darstellte, nicht als ein Teil der Kletterarbeit, sondern nur als arteigener Erregungsausdruck, als eine „Gewohnheit“ gedeutet, zum eigentlichen Klettern dagegen werden die Beine benutzt, die dünn und schlank eine große Fläche umgreifen können. Die eigenartige Unruhe des Kletterfluges wird noch durch den fortwährenden Wechsel zwischen Auf und Ab und Hin und Her verstärkt, indem der Mauerläufer nur selten eine größere Strecke hindurch aufwärts klettert, sondern meist wieder abschnenkt oder jäh in die Tiefe fliegt, um von Neuem mit Klettern zu beginnen.

Eigenartig wie sein Verhalten ist auch seine weite Verbreitung. Der Mauerläufer bewohnt nicht nur die gesamten Alpen und alle Hochgebirge Mittel- und Südeuropas, sein Verbreitungsgebiet reicht, ohne Abspaltung in geographische Rassen, bis Nordafrika im Süden und bis Nordchina im Osten. Der Mauerläufer gehört wie der Schneefink, der Bergpieper, die Ringdrossel und andere „alpine“ Arten zu den zentralasiatischen Faunenelementen, die von Osten her die Alpen erreichten. In der Eiszeit wurden sie zu TALE gedrängt, ihre Areale überschritten sich mit denen der arktischen Vögel, die von Norden her mit dem Eise nach Süden gedrückt wurden. Während aber mit der darauf-

folgenden Erwärmung und dem Rückzug der Gletscher Ringdrossel und Bergpieper auch nach Norden folgten und sich als Bewohner der Krummholzstufe, der Wettertannen und der Matten an ein Leben in der Tundra gewöhnen konnten, verblieben reine Felsbewohner im Bereich der Alpen.

Eine ähnliche Verbreitung — von Algerien und Portugal über Mittelasien bis nach China — hat auch ein anderer Felsenvogel, der in den Schweizer, Tiroler und Bayerischen Alpen die Nordgrenze seines mitteleuropäischen Vorkommens erreicht. Die Felsenschwalbe (*Riparia rupestris rupestris*) nistet an steilen, schwer zugänglichen, nach Süden orientierten und der Sonne ausgesetzten Felswänden. In Tirol galt sie früher als große Seltenheit, wurde aber neuerdings an zahlreichen Fundorten festgestellt. In Bayern wurde sie bisher nur an wenigen Stellen beobachtet, zum Teil an abgelegenen Örtlichkeiten, zum Teil aber auch an Plätzen, wo man diesen stillen bescheidenen Vogel kaum erwartet hätte (z. B. Quegsteinwand bei Oberaudorf, Falkenstein bei Pfronten, Weißbachschlucht bei Reichenhall, Obersee bei Berchtesgaden, Hachelköpfe, Untersberg). F. Murr hat uns von diesem interessanten Tier ausführlich berichtet.

Die Felsenschwalbe kann wohl am ehesten mit der Uferschwalbe verwechselt werden, sie ist aber plumper, der schmutzigweißen Unterseite fehlt das Brustband. Ihr Schwanz ist nur ganz wenig eingeschnitten. Die unvergleichliche Flugkunst dieser Schwalbe konnte ich vor kurzem fern unseren Alpen im Krater des Nemrut in Kleinasien bewundern: mit unvorstellbarer Geschwindigkeit fliegt sie ganz knapp über den Boden, um plötzlich senkrecht, fast ohne Flügelschlag, aufzusteigen, in kühnen Schwentungen zurückzugleiten und in vielen Windungen nahe dem Boden den Blicken zu entweichen. Unserm Frieder fehlen natürlich beide Felsenvögel, da sie hier ja kaum die ihnen zugänglichen Örtlichkeiten finden würden.

Dafür gehört der größte und schönste unserer einheimischen Brutvögel, der Steinadler, zu den fast täglich gesehenen Gästen rund um den Frieder. Von Horsten aus tirolischem Gebiete kommend überstreicht er sein Revier mit ähnlicher Treue wie der Kolltrabe (*Corvus corax corax*), dessen tiefes „koll“ wir ebenfalls mehrmals täglich um die Hütte hören. Dem Männchen folgt fast regelmäßig das Weibchen, die Kolltraben sind ja treueste Eheleute. Im Frühjahr bemerkte ich oft große Flüge von Kolltraben, die im heißen Aufwind über dem Talschlauch nach Griesen in weiten Bögen kreisten. Dagegen beobachteten wir selten Alpendohlen. Die Berg- oder Alpendohle (*Pyrrhocorax graculus graculus*), durch den kürzeren gelben Schnabel von der lang- und rotchnäbeligen Alpenkrähe leicht zu unterscheiden, ist ja allen Bergsteigern als ein an Gipfeln und Unterkunfthäusern häufiger Gast wohlbekannt. Während sie sich zum Beispiel um das Schneeferner Haus auf der Zugspitze in großen Scharen umhertreiben, sah ich sie bei keinem meiner häufigen Gipfelbesuche des Frieders. Vor kurzem berichtete Murr (1957) von der „Kulturfolge“ der Alpendohle: „Die Meinung, die Alpendohle sei ein typischer Gipfelvogel, beruht natürlich auf einem Trugschluß. Von selten betretenen Gipfeln aus habe ich die einsamen Gipfel der Nachbarschaft oft mit dem Glase abgesehen, ohne eine Alpendohle zu entdecken, es sei denn, daß ein Aufwindschlauch einige Vögel zu spielerischem Kreisen angelockt hätte.“ Während die Dohlen in der Nähe von in Betrieb befindlichen Schutzhütten auch im Winter aushalten, suchen sie von einsamen Plätzen aus die Täler auf und scheuen dabei auch nicht die Nähe der Ortschaften. E. Gebhardt (nach Murr) veröffentlichte vor kurzem die Feststellung eines Innsbrucker Beobachters, des Hofrats Dr. Toldt, wonach diese alpinen Wintergäste nach und nach auch in die Inntaler Städte eindringen, in die Stadt Innsbruck und andere Stadtbildungen Tirols. Am 4. Mai 1958, einem warmen Frühlingssonntag, sah ich in Garmisch mitten im Ort eine Alpendohle auf der baumbestandenen Wiese am Boden auf Futtersuche und in Richtung Alppitze davonfliegen.

Eines Gastes soll noch gedacht werden, der als Strichvogel oft in großen Flügen die unmittelbare Nähe der Friederhütte mit Regelmäßigkeit berührt, der Kreuzschnabel, dieser bunten Nomadenvögel, die sich gern dort aufhalten, wo ihnen der Tisch mit Fichten-

samen reich gedeckt ist. Neben der Friederalm steht eine vom Alter gezeichnete, von der Sonne gebleichte Wettertanne. Auf ihr fällt fast jeden zeitigen Morgen ein Flug dieser Bagabunden ein, ihre lauten wie „grrrü“ klingenden Voctrufe und ihr trillernder, zwischenernder und knarrender Gesang haben uns oft schon in aller Herrgottsfrühe geweckt. Mehrmals am Tage streichen sie hinüber zum Scharfsee und wieder zurück, oft tief hinunter bis zum Rotmoos ziehend.

Die Kreuzschnäbel erinnern mich mit ihrer Unruhe immer an ein anderes Phänomen der Vogelwelt, an den alljährlichen Zug, der uns im Gebirge noch immer vor große Rätsel stellt. Wenn ich im Frühherbst nachts von der Hütte her die große Scheinwerferlampe auf der Zugspitze brennen sah, überlegte ich mir oft, ob dieses Licht wohl eine ähnliche Wirkung auf ziehende Vögel ausüben könnte wie etwa das Leuchtfeuer unserer Küsten. Gelegentlich einer Erkursion mit Studenten auf die Zugspitze erzählte mir der Hüttenwart des Münchener Hauses, daß er während der Vogelzugzeiten tatsächlich oft unter der Lampe tote Vögel fände, die im Aufprall gegen den Scheinwerfer ihr Leben eingebüßt hätten. Dankenswerterweise stellte auf Stud. Prof. Dr. W. Wüßig und meine Anregung hin der Deutsche Alpenverein Mittel zur Verfügung, die zwei Studenten, den Herren Bezzel und Gauß, einen ersten Aufenthalt auf der Zugspitze während der Zugzeit ermöglichte.

Am 1. September 1957 bezogen beide ihren Posten, um ihre regelmäßigen Beobachtungen zum Teil gemeinsam, zum Teil wechselweise bis zum 1. Oktober 1957 fortzusetzen. Von Einbruch der Dunkelheit bis 24 Uhr brannte allabendlich der Scheinwerfer, der das Licht seiner 1000-Wattbirne von der Gipfelstation bis hinunter nach Garmisch in Richtung Nordost und somit den zu erwartenden Zugvögeln direkt entgegenstrahlte. Erfreulicherweise stellte sich heraus, daß die anfliegenden Vögel die helle Lampe dank der angestrahlten Gebäudeteile und Felsen rechtzeitig erkennen können, nicht blindlings gegen die Lampe rennen und dadurch nicht in dem Maße gefährdet sind, wie dies zunächst zu befürchten war.

Innerhalb der Beobachtungszeit konnten 1335 Kleinvögel auf dem Zugspitzgipfel festgestellt werden, von denen 100 beringt wurden. Den weitaus größten Anteil stellten Wintergoldhähnchen und Gartenrotschwänze, ihnen folgten zahlenmäßig Laubsänger, Pieper, Trauerschnäpper, Stare, Rotkehlchen, Steinschmätzer, Schaffstelzen, Grassmücken und andere Kleinvögel mit sehr geringen Individuenzahlen.

Vielfach hatte man geglaubt, daß die hohen Gebirge für die Vögel eine Zugschranke bilden, die westlich oder östlich umflogen werden müßte. Feldornithologische Beobachtungen, die vor allem in der Schweiz durchgeführt wurden, ergaben aber, daß nicht nur Pässe, sondern auch hohe Gipfel gelegentlich in Massen überflogen werden. Im Bereich der Bayerischen und Tiroler Alpen waren bisher noch keine planmäßigen Beobachtungen über den Vogelzug durchgeführt worden. Die Ergebnisse der Untersuchungen auf der Zugspitze sind deswegen von größtem Interesse. Sie beweisen erneut, daß selbst unsere kleinsten Vögel, die Goldhähnchen, nicht nur im Tiefflug entlang den Pässen, sondern auch im Hochfluge die schlechtesten Wetterbedingungen überwinden.

Zur großen Überraschung ergab sich, daß in klaren und mond hellen Nächten von einem Durchzug so gut wie nichts bemerkt wurde, daß ein Vogelzug dagegen nur bei Nebel, Sturm und heftigem Schneetreiben in Gipfelnähe festgestellt wurde. Diese wertwürdige Tatsache läßt sich nach den beiden Beobachtern wohl so erklären, daß den Nachtzügler bei klarem Himmel die Sterne (wie neuere Untersuchungen des Ehepaars Sauer zumindest für Grassmücken ergaben) ein wichtiges Hilfsmittel zur Orientierung darstellen, daß die in den Zugnächten beobachteten Vögel aber wahrscheinlich unter besseren Wetterbedingungen im Alpenvorland aufgebrochen waren, mit zunehmender Höhe aber dann in Wolken gerieten. Die heftigen Böen und Niederschläge erschwerten dann ihr Fortkommen und veranlaßten die desorientierten Vögel, die ihnen aus dem Nebel plötzlich entgegenstrahlende Lichtquelle anzufliegen. „Die im Schneegestöber bei Stürmen der Stärke 7 und höher in den Lichtkegel des Scheinwerfers wirbelnden zarten Goldhähnchen,

Laubfänger und Grasmüden zeigten uns immer wieder eindrucksvoll, welchen enormen Gefahren ein solch kleiner Zugvogel beim Überqueren der hohen Massive allein durch das sich oft plötzlich ändernde Wetter im Bereich der Gipfel ausgesetzt ist" (Bezzel und Gauß).

Erfreulicherweise können die Untersuchungen dank einer weiteren Unterstützung durch den Alpenverein auch in diesem Jahre fortgesetzt werden. Dabei können auch die Beobachtungen über den Tageszug im Bereich der Zugspitze vertieft und sicherlich manche Feststellungen gemacht werden, die nicht nur den Ornithologen, sondern auch den Laien interessieren.

Mögen diese kurzen Mitteilungen über unsere Beobachtungen am Fiederer und die kleinen geschilderten Ausschnitte aus dem Leben einiger unserer Alpenvögel manchen Bergsteiger zu eigenen Beobachtungen anregen!

Literatur

- Bezzel, E. u. Gauß, G., 1958, Vogelzugbeobachtungen auf der Zugspitze (2963 m) bei Garmisch-Partenkirchen (Obb.) im Herbst 1957. Jahrb. d. Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -Tiere. 23. Jg., 161—168.
- Corti, A., 1935, Bergvögel. Eine Einführung in die Vogelwelt der Schweizerischen Gebirge. Bern. Guggisberg, E. A. W., 1954 bis 1955, Das Tierleben der Alpen. Vollst. Neubearbeitung des „Tierlebens der Alpenwelt“ von Friedrich von Tschudi. Bern.
- Hellmich, W., 1936, Tiere der Alpen. München.
- Marcuzzi, G., 1956, Fauna delle Dolomiti. Mem. Cl. Sc. mat. Nat. 31, Venedig.
- Murr, F., 1938, Zur Avifauna der bayerischen Alpen. Anz. Ornith. Ges. Bayern III, 18—24.
- 1951, Die Felsenschwalbe in den Alpen. Jahrb. Ver. z. Schutze der Alpenpflanzen und -Tiere 16, 104—112.
- 1954, Ein weiteres deutsches Vorkommen der Felsenschwalbe *Riparia r. r. rupestris* Scopoli. Anz. I. c. IV, 143—146.
- 1957, Zur Kulturfolge der Alpendohle, *Pyrrhocorax graculus* im Berchtesgadener Gebiet. Anz. I. c. IV, 556—558.
- Peterjon, R., Mountfort, G. u. Sollom, P. D. D., 1954, Die Vögel Europas. Übers. u. bearb. von Dr. G. Niethammer. Hamburg-Berlin.
- Walde, R. u. Neugebauer, P., 1936, Tiroler Vogelbuch. Innsbruck.
- Wüst, W., 1953, Nistet die Felsenschwalbe — *Riparia r. rupestris* (Scopoli) — noch in Deutschland? Orn. Mitt. V. 3—4.

Anschrift des Verfassers: Dr. Walter Hellmich, München 38, Menzinger Straße 67

Die alpinen Nebenflüsse der oberen Donau als Schiffahrtswege

Von Ernst Neweklowski

Die obere Donau, der geographisch bis an den Gefällsbruch bei Gönyü reichende Oberlauf des Stromes, welcher sowohl die aus dem nördlich davon liegenden Mittelgebirge, als auch die aus den südlich liegenden Alpen und dem Vorland ihr zuströmenden Nebenflüsse sammelt, wird durch deren größten, den Inn, selbst zu einem Gebirgsstrom, bis ihm der bedeutendste Zubringer aus dem Mittelgebirge, die March, diesen Charakter allmählich nimmt. Man rechnet deshalb den Oberlauf hydrologisch nur bis zur Einmündung dieses Nebenflusses.

Auf den größeren seiner Zubringer, vor allem seiner alpinen und einigen von deren Nebenflüssen, bestand eine oft ungemein kühne Schiffahrt und Flößerei, die in den letzten Jahrzehnten des 19. und den ersten des 20. Jahrhunderts ihr Ende gefunden hat und heute verschwunden ist. Das Ende der Schiffahrt auf diesen Flüssen ist hauptsächlich durch die Eisenbahn hervorgerufen worden. Auch wirtschaftliche oder politische Umstellungen waren in einzelnen Fällen schon frühzeitig die Ursache des Aufhörens oder wenigstens der Einschränkung der Schiffahrt. Die durch den Holzreichtum der Alpen bedingte ungemein mannigfaltige Flößerei unterschied sich wesentlich von der Schiffahrt und diente auch im allgemeinen anderen Zwecken. Ihre eingehende Würdigung wird einer eigenen Besprechung vorbehalten.

Die auf den einzelnen Flüssen unseres Gebietes entstandene Schiffahrt zeigte trotz mancher durch örtliche Umstände bedingten Verschiedenheit eine durch die oftmals verschobenen politischen Grenzen im allgemeinen kaum beeinträchtigte Einheitlichkeit. Die Fahrzeuge der Nebenflüsse aus den Alpen haben auch der Schiffahrt auf der oberen Donau noch lange, nachdem diese mit Dampfschiffen befahren wurde, ihr kennzeichnendes Gepräge verliehen. Auf dem Strome selbst traten zu den Fahrzeugen aus den Alpen noch die an ihm selbst entstandenen und den dortigen Bedürfnissen entsprechenden Schiffe. Die Schiffe waren von außerordentlich verschiedener Größe und einer infolge der Beschaffenheit der Flüsse und der beförderten Güter verschiedenen Bauart. Sie setzten sich aus dem vorne und rückwärts mehr oder weniger aufgebogenen Boden und den beiden seitlichen Wänden zusammen, die unter einander durch die Rippen verbunden waren. Diese bestanden aus dünnen oder gespaltenen stärkeren Baumstämmen mit nahezu senkrecht abstehender Wurzel. Die Stammteile nagelte man zu zweit derart auf den Boden, daß die Wurzelteile (Hörnöl) nach entgegengesetzten Seiten zu liegen kamen. An diesen befestigte man die Wände. Die Rippenpaare wurden in Abständen von etwa 90 cm verlegt. Das „Graben der Rippen“ hat ungemein zur Verwüstung der Wälder beigetragen. Die Schiffe wurden im Karweelbau hergestellt, d. h. die Läden, das sind die Bretter oder Pfosten, aus denen sie bestanden, wurden stumpf aneinander gestoßen. Die im Querschnitt dreieckig ausgehauenen Fugen zwischen den Läden wurden mit Moos geschöppt, wobei in den Grund der Fuge ein dünner Span, das Miasbeil, und auf das Moos (den Mias), nachdem es mit Schöppel und Schlägel eingetrieben worden war, ein größerer Span, der Jain, kam, der mit eisernen Klammern, den Zillenklampfen, festgemacht wurde. Von dieser Tätigkeit hießen die Schiffbauer im Raume der oberen Donau im allgemeinen die Schopper, welches Wort sich als Familienname erhalten hat. An der Traun allerdings nannten sich

die Schiffbauer, soweit sie neue Schiffe herstellten, Schiffwerfer, und man bezeichnete dort als Schopper gewöhnlich nur jene, welche die Schiffe ausbesserten.

Kennzeichnend für die Schiffe des Raumes der oberen Donau war das sogenannte Brennen der Wände, das in einer streifenweisen oberflächlichen Verkohlung bestand, einer wohl im Schmuckbedürfnis der Schifflente begründeten Gepflogenheit. Dem Schönheits-sinn war auch in der Vornehmheit der den praktischen Bedürfnissen im höchsten Grade angepaßten Formen reichlich Gelegenheit zur Entfaltung geboten.

Den Erfordernissen entsprechend entstand die Schifffahrt auf den einzelnen Nebenflüssen der oberen Donau zu verschiedenen Zeiten. Ob auf ihnen in urgeschichtlicher Zeit, so wie dies für die Donau aus den Funden im Struden unterhalb Grein einwandfrei erwiesen ist, Schifffahrt angenommen werden kann, ist nicht ohne weiteres zu bejahen. Sie ist allerdings in der Hallstattzeit mit Sicherheit für die Traun, und zwar jedenfalls für die Strecke unterhalb der Mündung, vielleicht auch für die Salzach, vorauszusetzen. Ob die beiden Einbäume, die 1933 im Innshotter bei Braunau, beziehungsweise 1956 an der Salzach bei Überacker gefunden wurden, urgeschichtlich sind, kann nicht unbedingt behauptet werden. Ein Nachweis römischer Schifffahrt ist nur für den Inn erbracht, für die Traun und die untere Enns ist eine solche bloß zu vermuten. In größerem Maße hat sie sich auf die Donau beschränkt, wo sie im heute österreichischen Teile des Oberlaufes ebenso wie im Mittel- und Unterlauf eine bedeutende militärische Rolle spielte.

Für die Entwicklung der Schifffahrt auf der Salzach und der Traun ist das Salzvorkommen im Bereiche dieser Flüsse maßgebend gewesen. Aus dem Beginne des zehnten Jahrhunderts sind in der Rastfettener Zollordnung (zwischen 903 und 905) Salzschiffe aus dem Traungau erwähnt, die also auf der Traun herabgekommen sein müssen. In die Salzach kam das Salz aus Reichenhall, und zwar auf der später nicht mehr von der Schifffahrt benützten Saalach. Wenn diese Schifffahrt auch urkundlich einwandfrei nachgewiesen ist, so wissen wir doch nichts über sie in technologischer Hinsicht. Jedenfalls konnte man nur mit kleinen Schiffen auf diesem Flusse fahren. Etwa 11 km unterhalb der Einmündung der Saalach in die Salzach befand sich eine 1773 durch Sprengung verbesserte Stromschnelle in einer Flußschlinge, ein Laufen, an dem sich, so wie dies auch an einer ähnlichen Stelle der Traun der Fall war, eine nach diesem benannte Siedlung entwickelte, wo das Salz in größere Fahrzeuge verladen wurde, um dann auf der Salzach weiterbefördert zu werden. Als die Salzlager am Duval und bei Hallein, dem kleinen Hall, die bereits in urgeschichtlicher Zeit ausgebeutet worden waren, am Ende des 12. Jahrhunderts neuerlich entdeckt wurden und das Reichenhaller Salz einen anderen Weg nahm, wurde das Salz von Hallein aus auf der Salzach befördert. Auch jetzt blieb Laufen, die damals bereits Jahrhunderte alte Schiffersiedlung, der Umschlagplatz für das Salz, während Salzburg, der Sitz des Landesfürsten, in der Salzschifffahrt keine besondere Rolle spielte. Auf der Weiterfahrt nach Passau erfolgte aber später in dem 1407 passauisch gewordenen Obernberg eine nochmalige Umladung.

Hat auf der Traun, wenigstens in ihrem Unterlauf, eine hinsichtlich ihres Umfanges nicht näher bekannte Schifffahrt bereits im 10. Jahrhundert stattgefunden, so kann als Zeitpunkt des Beginnes der späteren ungemein umfangreichen Salzschifffahrt auf diesem Flusse das zweite Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts angenommen werden. Im Jahre 1311 erschloß Königin Elisabeth, die Witwe des ermordeten Königs Albrecht I., die bereits in urgeschichtlicher und römischer Zeit ausgebeuteten Hallstätter Salzlager, wodurch das auf dem Flusse beförderte Gut in größerer Menge beschafft wurde. Auf der 118 km langen Strecke der Traun vom Hallstätter See bis zur Mündung des Flusses in die Donau hatten die Traunschiffe zwei bedeutende Hindernisse zu überwinden, den bereits erwähnten Laufen oberhalb Fischl mit seiner Siedlung gleichen Namens (Lauffen), sowie den Traunfall, in welchem der Fluß zwischen Gmunden und Lambach über eine aus verfestigtem eiszeitlichen Schotter gebildete Ragelfuhbank 12 m tief abstürzt. Die Schiffbarmachung dieser Stelle, die schon im 14. Jahrhundert erfolgt sein soll, ist in ganz großartiger und technisch meisterhafter Weise durch den berühmten Wasserbaumeister Thomas Seeauer

im Jahre 1552 durchgeführt worden. Ein 396,5 m langes Gerinne von durchschnittlich 6,1 m Breite und wechselndem Gefälle (15 bis 65,7⁰/₁₀₀), das mit Pfosten ausgekleidet war und dessen Wasserhöhe durch sinnreiche Einrichtungen nach unten zu ständig abnahm, führte längs des rechten Ufers der Traun und wurde von den Schiffen in 54 Sekunden, also mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 7,3 m/sec, durchfahren. Dieses technische Meisterwerk wurde im Jahre 1921 aufgelassen und ist heute gänzlich verfallen.

Da der Fluß drei geologisch vollkommen verschiedene Gebiete durchströmt, die Nördlichen Kalkalpen, die Zone der eiszeitlichen Schotter und die mit Flußschotter erfüllte Ebene des Unterlaufes, zerfiel die Salzschiffahrt auf der Traun in drei Abschnitte, deren mittlerer durch die Fahrt über den Fall seine besondere Note hatte. Da im Unterlauf des Flusses, der „Äußeren Traun“, die Wassertiefe geringer war als im mittleren Abschnitt, hatte auch auf ihm die Schiffahrt ihr besonderes Gepräge. Man konnte nicht mit der gleichen Ladung (Tauchung) fahren, wie auf der „Inneren Traun“, mußte daher in Stadl an der Eimmündung der Alger Salz abschiften und benötigte für die Fahrt unterhalb eine wesentlich größere Anzahl Schiffe. Am Ende jeder der drei Strecken (Gmünden, Stadl, Traunmündung) wurde das Salz umgeladen. Als man über Befehl des Kaisers Maximilian I. die Schiffe zur Schonung der Wälder zur neuerlichen Verwendung zurückführte, erfolgte diese Rückführung in jedem Abschnitt durch Pferde, die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bei den anwohnenden Bauern gemietet wurden.

Hat auf der Salzach und der Traun das Salz der Schiffahrt ihr Gepräge verliehen, wengleich besonders auf jener auch ein ganz bedeutender Verkehr mit anderen Gütern stattfand, so ist die Wasserstraße der Enns durch das Eisen gekennzeichnet, das von verschiedenen Punkten ab Hieselau aus den Hammerwerken nach Steyr geliefert wurde. Bis zur Erbauung eines Treppelweges von Steyr bis Hieselau in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde das Eisen fast ausnahmslos auf Flößen verführt, und erst als man in der Lage war, Schiffe wieder zurückzuführen, in solchen. Die Schiffahrt auf der Enns ober- und unterhalb Steyr war eine verschiedenartige, jene wurde durch Jahrhunderte von der Eisengewerkschaft betrieben, diese durch Schiffmeister.

Ganz anders als auf den bisher genannten Flüssen hat sich die Schiffahrt auf dem Inn entwickelt. Wenn auch der Inn von Telfs an schiffbar war, so befuhren doch keine Schiffe den Fluß in seiner 340 km langen Strecke von dort bis zu seiner Mündung. Die durchlaufende Schiffahrt begann erst 37 km unterhalb Telfs bei Hall, wo ein Holzrechen den Fluß sperrte und das auf ihm für die dortige Saline herabgeschwemmte Holz auffing. Ab Hall bildete der Inn die Fortsetzung der Brennerstraße und vermittelte den Verkehr Südtirols und Italiens mit Österreich und vor allem mit Wien. In Hall saßen die Kaufschiffmeister, die ihre Schiffe, welche nie mehr nach Tirol zurückkehrten, innabwärts entsandten. Diese Fahrzeuge, die Haller Plätten, wurden mit Gütern beladen, nahmen aber auch Reisende mit. Sie fuhren regelmäßig alle Wochen nach Wien, das sie je nach Wasserstand und Witterung in acht bis zehn Tagen erreichten und besorgten den gewöhnlichen Reiseverkehr mit der Reichshauptstadt. In solchen Fahrzeugen erfolgten auch große Truppentransporte. In Hall gab es aber auch andere Schiffmeister, welche das in der Saline gewonnene Salz in Salzzügen gegenwärts bis Telfs verführten. Die Pferde, welche die Salzzillen hinaufgezogen hatten, legten die Rückfahrt nach Hall in den leeren Schiffen zurück. Hall war aber auch der Endpunkt einer sehr bedeutenden Gegenschiffahrt, welche die für Tirol und Italien bestimmten Waren aus Bayern, vor allem aber aus Österreich und Ungarn, an die dortige Länder brachten. Diese Schiffahrt wurde meistens von bayerischen Schiffmeistern in großen Schiff-, Gegen- oder Hohenauzügen durchgeführt. Ein solcher Zug bestand gewöhnlich aus drei großen Zillen, von denen die erste ein bis zu 40 m langer Keilheimer, die beiden übrigen etwas kleinere Gamsen waren. Wenn diese Schiffe Getreide führten, so waren sie eingedeckt (zugerichtet). Sie hießen der Reihe nach Hohenau, Nebenbei und Schwemmer. Die zweite Zille hing seitlich knapp hinter der ersten, die dritte weit dahinter. Der ganze Zug wurde von 30 bis 50 Pferden gezogen, die in ganz bestimmter Weise an der sogenannten Zwiessel angepannt waren.

Von ihnen waren die meisten beritten. Die Reiter waren entweder einzeln angespannt (Spaneller) oder führten noch ein lediges Pferd (Scharreiter). Die Beschirung der Pferde bestand aus dem Kummel, dessen Kletterhölzer ihm ein leierförmiges Aussehen gaben, dem kleinen hölzernen Sattel und dem Sühl, einem dem Hinterteil des Pferdes umspannenden hölzernen Bogen, an dessen rückwärtigem Ende sich der eiserne Sühtring befand, mittels welchem die Pferde in einfacher Weise angespannt (eingeschlagen) werden konnten. Die Schiffreiter hießen Jodeln oder Buben. An ihrer Spitze ritt der Vorreiter, der den Weg suchen mußte und der Kommandant der Reiter war. Die Kockknechte der ledigen Pferde mußten unter dem Kommando des Geschworenen als Aufleger dem Seil mittels mächtiger eisenbeschlagener Reißer über Hindernisse hinwegheffen. Am Ende der Zwiessel begann das zur Hohenau führende Zugseil, der Faden oder Buesen, ein aus 24 Schillingen Fäden (zu je 30 Stück) gedrehtes Vierundzwanziger Seil. Zu seiner Unterstützung dienten die drei Buesen- oder Furtkelzillen, plattenartig gebaute flache Schiffe, in denen die Pferde zum Ausgangspunkt des Schiffzugs fuhrten und, wenn nötig, auch über den Strom geführt werden konnten. Sie hießen deshalb auch Kock- oder Einstellplätten.

Zusammensetzung und Form der Schiffzüge hatten sich in Jahrhunderte langer Erfahrung herausgebildet, auch die Bemannung der Schiffe war mit ganz geringen Unterschieden stets die gleiche. Auf der Hohenau befand sich der Sößtaller, der als oberster Befehlshaber den ganzen Zug lenkte. Ihm zur Seite standen der Seilträger und der Brudknecht, die Steuerung besorgten der Stoiter und sein Hilfsrunderer. Auf diesem Schiff gab es noch den Burckknecht sowie den Koch, der auch ein Schiffmann war und auf seinem offenen Herd die Mahlzeiten für die ganze Mannschaft des Schiffzugs bereitete. Auf dem Nebenbei hatte der Schiffschreiber seinen Platz, der die Kasse führte und der Vertreter des Schiffmeisters, aber gewöhnlich kein Schiffmann war. Die Steuerung dieses Schiffes besorgten der Nebenbeifahrer und sein Hilfsrunderer. Auf diesem Schiffe gab es noch einen weiteren Schiffmann, den Bod. Auf dem Schwemmer endlich gab es den Schwemmer-Sößtaller, der aber dem Sößtaller auf der Hohenau unterstand, dann einen Schwemmer-Stoiter, der wieder einen Hilfsrunderer zur Seite hatte. Auf jeder der drei Buesenzillen hatte ein Schiffmann seines gefährlichen Amtes zu wachen, die Zillenführer. Der Reihe nach hießen sie der Vorfahrer, der Mittelfahrer und der Vornaufahrer. Die Pferde bewegten sich auf dem Treppelweg, der unausgebaut an den oft brüchigen Umrändern dahinführte und bloß in den Felsstrecken ausgebaut und sogar an manchen Stellen gepflastert war.

Diese Schiffzüge waren viele Wochen unterwegs. Ihr Betrieb war gefahrvoll, und zahlreiche Marderln und Totivbilder berichten von zugrunde gegangenen oder den Fluten glücklich entkommenen Leuten vom Schiffzug. Auf der ganzen Fahrt kamen die Kockleute unter kein Dach, die Pferde in keinen Stall. Die Pferde blieben in der Nacht im Freien, die Reiter hatten ihre Zelte. Bloß die Schiffleute nächtigten in den Schiffen.

Ihr Ende fanden die Schiffzüge, als auf der Donau den Dampfschiffen Schleppe angehängt wurden und später auch auf dem Inn eine Dampfschiffahrt entstand, von der wir noch sprechen werden. Einstweilen waren die Eisenbahnen gebaut worden.

Dienten die Schiffzüge dazu, schwer beladene Fahrzeuge, hauptsächlich solche mit Getreide und Wein, gegenwärts zu führen, so beförderte man in den Treiberzügen die beladen naumwärts gefahrenen Fahrzeuge leer gegenwärts, insoweit sie nicht am Ziele der Fahrt zusammengeschlagen wurden.

Außer den erwähnten Hallerplätten fuhrten die viel größeren Tiroler Plätten aus dem tirolischen Unterinntal mit Kalk und in großer Zahl im 19. Jahrhundert mit hydraulischem Kalk durch Bayern bis in die Donau und auf dieser hauptsächlich nach Wien, aber auch bis nach Ungarn. Um die Wende des 19. Jahrhunderts hörten sie zu fahren auf.

Innerhalb Tirols gab es eine zur Zeit der Blüte des Schwarzer Erzbergbaues ungemein reger Erzschiffahrt von Schwarz zu den Hüttenbetrieben von Benbach und Brizlegg und vom Ende des 18. Jahrhunderts an eine Kohlenschiffahrt mit Cozänkohle aus Häring

unweit Wörgl gegenwärts nach Hall. Die beladenen Kohlezillen wurden ebenso wie die leergewordenen Erzillen mit Pferden gegenwärts geführt. Der innerbayerische Innverkehr war nicht sehr bedeutend, dagegen war der Verkehr auf dem Inn von der Einmündung der Salzach bis Passau, welche Strecke geographisch als Fortsetzung der Salzach anzusprechen ist, sehr reger, da hier die Salzachschiffahrt ihre Fortsetzung fand.

Schiffzüge gab es auf der Enns bloß bis Steyr, denn oberhalb wurden nur die leeren Eisenzillen zurückgetrieben, die wohl auch Lebensmittel ins obere Ennstal mitnahmen. Auf der Salzach gab es außer den Treiberzügen, welche die erzbischöflichen Salzillen nach ihrer Entladung zurückbrachten, auch Schiffzüge der Schiffmeister, doch durfte durch Jahrhunderte hindurch kein Wein ab Linz auf dem Wasser geführt werden. Dieser mußte vielmehr in Linz „abgeschossen“ und über Land weiterbefördert werden, bis im Jahre 1654 dieser Straßenzwang aufgehoben wurde.

Von den übrigen Zubringern zur oberen Donau aus den Alpen hatte nur der Lech unterhalb Außsburg eine im Jahre 1629 eingerichtete, aber sehr bald wieder eingegangene Gegenschiffahrt aufzuweisen, und die dortigen Schiffmeister, welche sich bis zum Untergang des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation sogar eines kaiserlichen Privilegès erfreuen durften, waren eigentlich nur Floßmeister.

Was die Rudererschiffahrt auf den Seen unseres Gebietes betrifft, so war sie auf den von der Traun durchflossenen oder auf den sich in diese unmittelbar entwässernden Seen ein Teil der Traunschiffahrt oder wenigstens mit ihr im Zusammenhang (Hallstätter- und Traunsee bzw. Wolfgang- und Attersee). Sie hat sich aber auch auf diesen Seen, soweit sie die Fischerei und den Verkehr der Uferanwohner betraf, sowie auf allen übrigen Seen des Salzkammergutes und des bayerischen Donauraumes selbständig entwickelt. Heute gehört auch sie bereits zum größten Teil der Vergangenheit an und hat sich bloß in Resten erhalten. Jetzt werden übrigens auch die Fahrzeuge der Fischer und der sonstigen Seeanwohner meistens mit Außenbordmotoren betrieben. Auf allen diesen Seen war bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts der Einbaum nahezu das ausschließliche Verkehrsmittel und das Fahrzeug der Fischer, das, als der Mangel an geeigneten Schiffbäumen dazu zwang, dem „Breiterschiff“ weichen mußte. Bloß auf dem Mondsee ragt dieses uralte Fahrzeug noch in unsere motorisierte Zeit. Ein dortiger Fischer befährt noch heute den See mit zwei Einbäumen, deren einer eine Länge von 11,5 m besitzt. Wir können den Einbaum durch den Fund eines Bronzezeigels bis in die Bronzezeit zurückreichend nachweisen. Dieser Tegel, der sich im Oberösterreichischen Landesmuseum befindet, hat die gleiche Form, wie sie die eisernen Tegel besitzen, mit denen man bis in unsere Tage die Einbäume bearbeitet hat. Das Schiff wurde aus dem im Winter gefällten Baumstamm, dem Schiffbaum, im Walde roh ausgearbeitet und der so hergestellte „Prügel“ auf der Schneebahn ans Gestade des Sees gebracht. Das hiebei übliche Brauchtum weist in uralte Zeiten zurück. Nun wurde der Prügel mit Steinen beschwert und an einer geeigneten seichten Stelle im See versenkt. Wenn man ihn nach Jahren benötigte, entfernte man die Steine, hob ihn und fertigte aus dem Prügel den Einbaum, der dann eine Lebensdauer bis zu 25 Jahren hatte.

Den vorstehenden Zeilen ist von Zillen und Plätten die Rede. Versteht man unter den letztgenannten im allgemeinen breit und ziemlich eben gebaute Schiffe mit fast ebenso breitem Ende als das Schiff in der Mitte mißt, so wird als Zille ein Schiff bezeichnet, das am Vornsel (vorne) und an der Stoir (rückwärts) spitz zulaufend und mindestens vorne hoch aufgebogen ist. Wenn schon rückwärts nicht in eine Spitze endigend, so waren die Wände dort wenigstens zusammenlaufend. Im allgemeinen waren die Plätten leicht gebaut und dienten nur einer einzigen Kaufahrt. Bloß die erwähnten Kof- oder Einstellplätten der Schiffzüge machten eine Ausnahme. Ebenso dienten die Plätten auf den Seen längerem Gebrauch. Die Zillen dagegen waren kräftig gebaut, wurden wieder an den Ausgangspunkt ihrer Fahrt zurückgebracht und standen ein paar Jahre in Verwendung. Zu ihnen gehörten die größten Schiffe, die Kelheimer und die Gamsen der Schiffzüge, aber auch die kleinsten Fahrzeuge, die Waidzillen, die ihren Namen von ihrem ursprünglichen Verwendungszweck, der Fischwaid, hatten. Zillen und Plätten waren je nach ihrer

Ladung und der Beschaffenheit der von ihnen durchfahrenen Flußstrecke verschieden gebaut und hatten die verschiedensten Namen, die übrigens nicht immer und überall das gleiche Fahrzeug bezeichneten. So hießen z. B. am tirolischen Inn die dort üblichen Waidzillen von besonderer Form Muzen. Mit diesem Namen bezeichnete man aber auf der Donau die bei den Überfuhren (den Urfahren) üblichen, vorne, in der Mitte und rückwärts gleich breiten Schiffe, welche diese Form wegen des Ein- und Ausfahrens der Landfuhrwerke hatten, und am Hallstätter See die dort üblich gewesenen Zillen zum Überführen des Salzes.

Im allgemeinen befuhren die Schifflente immer die gleichen Strecken. Wir haben ja bereits darauf hingewiesen, daß man mit den Zillen auf dem Inn, der Salzach, der Traun und der Enns gewöhnlich ein bestimmtes Teilstück des Flusses befuhr und sie wieder zurückbrachte. Die mit den Haller und den Tiroler Plätten vom Inn in die Donau gekommenen Schifflente, ebenso jene der Salzburger Plätten aus der Salzach, mußten vom Ziele der Fahrt, meistens Wien, weite Wege zurücklegen, um wieder in die Heimat zu kommen. Diese Rückwege legten sie gewöhnlich zu Fuß zurück; wohl benützten sie auch Reiselwagen für einzelne Strecken. Seit der Erbauung der Bahnen fuhrten sie mit diesen und wohl auch mit dem Dampfschiff. Das aber war erst zu einer Zeit, als die alte Ruder-schiffahrt schon im Rückgange war.

Hinsichtlich der Organisation der Schifffahrt haben wir schon darauf hingewiesen, daß die Güter auf dem Inn, der Salzach, der unteren Enns und während der kurzen Zeit des Schifffahrtsbetriebes auf dem Lech von Schiffmeistern versührt wurden. Die Salzschifffahrt auf dem Inn von Hall aufwärts wurde von Salzschiffmeistern, die Erzschifffahrt von Schwarz von Erzschriftmeistern und die Kohlenschifffahrt von Haring von Kohlenschifflenten besorgt. Die Eisen-schifffahrt auf der Enns oberhalb Steyr gehörte der Innerberger Eisengewerkschaft, die Salzschifffahrt auf der Traun wurde von Salzfertigern und später vom Salzoberamt in Gmunden, nach der Freigabe des Salzhandels im Jahre 1824 von privaten Unternehmern und endlich bis zur gänzlichen Einstellung im Jahre 1911 von der Gmunderer Salzhandels-gesellschaft betrieben. Die Organisation der Salzschifffahrt auf der Salzach war eine ganz eigenartige. Von Hallein bis Laufen wurde sie von den Erbauersergen ausgeübt, von Laufen abwärts von den Fertigern, die sich der Erbauersergen zu bedienen hatten. Die Schiffe gehörten dem Erzbischof. Diese Organisation reicht in ihren Anfängen bis ins 13. Jahrhundert zurück. In der Laufener Schifffordnung vom Jahre 1581 begegnen uns unter den Salzschiffen die Hallaschen, während in früherer Zeit von den Mäßen die Rede ist, doch sei bemerkt, daß das erstgenannte Wort nicht aus dem zweiten, sondern aus „Halleinische Schiff“ entstanden sein dürfte.

Wir haben bereits kurz den sehr wichtigen Personenverkehr von Hall innabwärts erwähnt und auch von den umfangreichen Truppentransporten gesprochen, die sich auf diesem Fluß abgepielt haben. So lange Innsbruck eine Hofhaltung besaß, erfolgten von dort auch zahlreiche Hofreisen auf dem Flusse, die von den Leibschriftmeistern durchgeführt wurden. Auch nach der 1665 erfolgten Auflassung des Innsbrucker Hofes gab es zahlreiche Reisen von Mitgliedern des Kaiserhauses auf dem Inn. Sehr stark wurde dieser Fluß auch von Mitgliedern des bayerischen Hofes benützt, welche zu Land den Weg von München nach Wasserburg zurücklegten, um von hier aus inn- und donauabwärts zu fahren, da es auf der Nar keine Schifffahrt gab und die Flöße unbequem zum Reisen waren. Wasserburg war der Innhafen Münchens.

Zur Steuerung der Schiffe auf den rasch fließenden Gewässern dienten die Ruder. Gewöhnlich war ein „Antauchen“ überflüssig. Anders war dies auf den Seen. Dort mußten auch zur Vorwärtsbewegung der Fahrzeuge Ruder benützt werden. Die Steuer-ruder waren früher sogenannte Einseß- oder Anlegruder, aus einer Stange und einem großen rechteckigen Blatt bestehend. Sie wurden seitwärts an der Wand des Schiffes nahe dem rückwärtigen Ende freihändig in das Wasser gehalten. Die später allgemein verwendeten Ruderbäume, aus einer langen Stange und einem schmalen längeren Ruderbrett bestehend, waren an kurzen Pfählen, den Sturln, beweglich eingehängt und wurden

als Hebel betätigt. Bei den Schiffzügen wurde erst um die Wende des 18. Jahrhunderts ein Steuerruder eingeführt, welches an der Stoir der großen Klobzillen um eine lotrechte Achse drehbar angebracht wurde und mittels einer waagrechten Stange zu betätigen war. Es wurde nur bei der Gegenfahrt verwendet. Sein Name Timon deutet darauf hin, daß seine Einführung, die um die Wende des 18. Jahrhunderts erfolgte, unter dem Einfluß der französischen Truppen geschehen sein dürfte. Bemerkenswert sei, daß die kaiserlichen Salzschiffleute in Stadl an der Traun bei festlichen Anlässen und gemeinsamen Ausrückungen kleine bemalte Ruder wie Gewehre auf der Achsel trugen.

Die Beschaffenheit der Gebirgsflüsse mit ihrem bedeutenden Gefälle und ihrer großen Geschwindigkeit, ihren Stromschnellen und Felskugeln, ihren Furten und Schwällen, machte in vielen Fällen bauliche Maßnahmen erforderlich. An der Traun wurden schon vor Jahrhunderten vom Salzoberamt in Gmunden Wasserbauten hergestellt, die eine verhältnismäßig gefahrlose Abfahrt der Schiffe mit ihrer kostbaren und empfindlichen Ladung, aber auch eine bewundernswerte Wassernirtschaft ermöglichten. Dem ersteren Zweck dienten an der oberen Traun Uferschutzbauten aus Holz und Stein und die bereits erwähnten Maßnahmen zur Überwindung des Laufens und des Traunfalls, dem zweiten die Seeklause von Steeg und Gmunden, die bis auf den heutigen Tag bestehen, heute allerdings nicht mehr dem Bedarf der Schiffahrt, sondern bloß der geregelten Abfuhr des Wassers aus dem Hallstätter See und dem Traunsee dienend. Vene ist ein 1511 erbautes Steinkastenwehr mit elf durch drehbare Klaustore verschließbaren Öffnungen und einem zur Entlastung der Klaustore vorgelegten „Polster“, einem Lockenwehr, diese ein zwischen 1629 und 1812 errichtetes beziehungsweise erweitertes System von Toren und Törln zur Speicherung und Abgabe von Seewasser. Die durch Öffnen der Seeklause in der Traun erzeugten Flutwellen ermöglichten den Salzschiffen eine gefahrlose Fahrt. Besondere Maßnahmen erforderte die Schiffahrt in der untersten 50 km langen Traunstrecke, in welcher der Fluß seinen Lauf im beweglichen Schotterbett ständig änderte. Man hat hier durch Errichten von Säunen und Abräumen des angehäuften Schotters jeweils die nötige Fahrwassertiefe geschaffen.

Anderer Art waren die Wasserbauten an der Enns. Hier handelte es sich darum, oberhalb Steyr einen Schiffahrtsverkehr zu ermöglichen, da die Beförderung des Eisens auf den Flößen mit ihrer geringen Tragfähigkeit ungeheure Holzmengen verschlang und eine Schonung der Wälder unbedingt notwendig war. Dazu aber mußten nicht nur die argsten Hindernisse im steinigem Flußbette selbst beseitigt, sondern es mußte auch die Rückführung der Schiffe ermöglicht werden. Es mußte ein Treppelweg gebaut werden, von dem aus die Pferde die Schiffe ziehen konnten. Dieser Treppelweg, auch Klotzweg oder Schiffsriegel genannt, mußte an vielen Stellen in die oft lotrecht in den Fluß abfallenden Wände eingeprengt werden, eine für die damalige Zeit ungeheure Leistung. Der Bau wurde in den Jahren 1559 bis 1589 von Steyr bis Hieselau durchgeführt.

Am Inn bestanden im großen und ganzen die zur Erleichterung der Schiffahrt durchgeführten Arbeiten im Bau von Archen am tirolischen und oberen bayerischen Teil des Flusses und in größeren Regelungsbauten, mit denen aber erst im 19. Jahrhundert begonnen wurde. Besonders schlecht war der Zustand in der tirolisch-bayerischen Grenzstrecke. Ebenso wird uns die Salzach am Beginne des 19. Jahrhunderts als in unzählige Gerinne zerteilt geschildert, in denen an gefährlichen Stellen bloß Warnungszeichen ausgesteckt wurden. An diesen beiden Flüssen fallen die im Interesse der Schiffahrt durchgeführten Regelungsbauten mit dem Rückgang und dem allmählichen Ende des Schiffahrtsverkehrs zusammen.

Nach dieser kurzen Darstellung der Schiffahrt auf den dem Oberlaufe der Donau zufließenden alpinen Nebenflüssen in technologischer Hinsicht müssen wir auch einen Blick auf die Menschen werfen, welche mit diesem Gewerbe ihr Brot verdienten.

Die Schiffleute waren durchwegs an jenen Flüssen beheimatet, die sie mit ihren Fahrzeugen befuhren, und legten, wie bereits angedeutet, in den meisten Fällen, verhältnismäßig kurze Strecken zurück, um dann zu Fuß an den Ausgangspunkt ihrer Fahrt zurück-

zukehren. Ein Teil der Schiffeleute war in Zünften zusammengeschlossen, die sehr verschiedenartige und aus verschiedenen Zeiten stammende Ordnungen besaßen. Bereits im 14. Jahrhundert finden wir Schifferzeichen in Hall in Tirol, Gmunden und Enns. In den Zünften spielte seit der Gegenreformation das religiöse Moment eine ausschlaggebende Rolle, wie dies beispielsweise in der Ordnung der Schöf- und Floßleute von Steyr vom Jahre 1655 zum Ausdruck kommt. Mannigfaltig sind die uns im Laufe der Zeit an den verschiedenen Flüssen begegnenden Bezeichnungen der Schiffeleute nach ihrer Tätigkeit und ihrem Rang. Das Wort Ferge oder Förg stellt die älteste Bezeichnung für einen Schiffmann dar, für den wir aber auch andere Namen finden, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Auf jedem größeren Schiff treffen wir einen Stoïrer, auf den Salzschiffen der Traun einen Fahrer. Dort, sowie auf den Salzschiffen der Salzach, ist die Zahl der verschieden bezeichneten Schiffeleute sehr groß. Ganz bestimmte Benennungen führten die Schiffeleute der Jahrhunderte hindurch in gleicher Weise zusammengesetzten Schiffzüge, wovon wir bereits gesprochen haben.

Bemerkt sei, daß der Pferdezug erst sehr spät den Menschenzug ersetzte, der zum Beispiel auf der Salzach für das Zurückführen der leeren Schiffe noch weit ins 15. Jahrhundert hineinreicht, zu dessen Beginn der Pferdezug an diesem Fluß überhaupt verboten war, damit sich die armen Leute zu Laufen „generen mügen“. Die Leute vom Menschenzug sind uns an der Donau als die Tretler überliefert. Zum Unterschied von den durch Menschen gezogenen „Leibzillen“ nannte man die durch Pferde gezogenen die „Klobzillen“, ein Wort, das sich von den Hufen (Klauen) der Zugtiere herleitet, das aber zu den abenteuerlichsten Deutungen Anlaß gegeben hat.

Den Schiffeleuten war ein zähes Festhalten an alten Bräuchen und Überlieferungen eigen, deren Wurzeln häufig in vorchristlichem Glaubensgut zu suchen sind. Sie glaubten fest daran, daß sich der Fluß seine Opfer hole und ließen den ins Wasser gefallenem Kameraden ruhig ertrinken, ohne etwas zu seiner Rettung zu unternehmen. Man durfte ja dem Schicksal nicht in die Arme fallen, und jeder war froh, daß es nicht ihn, sondern einen anderen geholt hat. Deshalb durfte auch der Schiffmann nicht schwimmen können, denn sonst wäre es ihm möglich gewesen, sich dem Schicksal zu entziehen, was später gewöhnlich anders ausgelegt wurde. Ein sehr weit zurückreichender Brauch war das auch anderwärts bei Antritt einer Reise geübte Trinken der Johannisminne. Dieses uralte Tranlopfer begegnet uns bei den Schiffzügen als Gottsnamtrinken, aber auch unter verschiedenen anderen Namen. Die an gewissen Punkten der Flüsse üblich gewesene Schifftaufe hatte weder mit der christlichen Taufe etwas zu tun, noch war sie ein Scherz, zu dem sie später ausartete, und als der sie noch heute auf den Donau-Krafft Schiffen mitunter geübt wird, sondern war eine Art Weihe des jungen Schiffmanns. Auch manche Schifffahrtsagen, die sich an unseren Flüssen erhalten haben, reichen in uralte Zeit zurück; so besteht zwischen den Sagen von den wilden Schiffeleuten, die mit lautem Getöse, Schreien, Pöhlen und Flüchen, mit Peitschengeknall und Pferdegetrampel nächtlicher Weise durch die Lüste oder auf dem Inn fahren, unzweifelhaft ein Zusammenhang mit der Wilden Jagd. Ebenso weisen die erwähnten Bräuche bei der Herstellung der Einbäume am Mondsee in ferne Tage zurück. Der uns unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Formen aus Laufen an der Salzach, Wolftratshausen an der Mar, Grünau an der Alm und anderen Orten überlieferte Fasnachtbrauch, mit einem auf Schlittenkufen gesetzten Schiff oder kleinen Floß oder einer auf einem Schlitten angebrachten Nachbildung eines solchen durch die Straßen des Ortes zu ziehen, der sich weit über unser Gebiet hinaus auf einen großen Raum erstreckt, steht in engem Zusammenhang mit dem von Tacitus berichteten Nerthuskult und dem Kult um Dionysos, stellt einen Frühlingszauber dar und findet sein ältestes Vorbild in den bronzezeitlichen Felsbildern von Bohuslän. Gleichfalls weit über unseren Raum hinaus reicht der Brauch des Fischer-, Schiffer- oder Wasserstechens, wobei zwei Weidzillen gegeneinander gerudert wurden, auf deren Stoïrn je ein Schiffmann mit einer Stange stand, mit der er den Gegner ins Wasser zu stoßen trachtete. Dieser Brauch war an der Salzach in Laufen und in Hallein üblich. In Laufen, beziehungs-

weise in seinem 1816 österreichisch gewordenen rechtsuferigen Vorort Oberndorf, wo die Schifflente wohnen, haben sich manche Schifferbräuche erhalten, die noch heute gepflegt werden, wie beispielsweise das Himmelbrotschutzen. Bei der Fronleichnamsprozession schnellen (Schutzen) vier rot-weiß gekleidete in einer Zille stehende Knaben vier geweihte auf einem ausgespannten gestickten Tuche liegende Hostien in dem Augenblick in die Salzach, wenn der Priester den Segen gibt. Ebenso findet heute noch die Piratenschlacht auf der Salzach statt. In Oberndorf besteht auch die überlieferungsreiche Schifferhütengarde, die mit ihren historischen Uniformen bei kirchlichen und weltlichen Festen auftritt. Erwähnt seien weiter die im 16. und 17. Jahrhundert entstandenen Seeprozessionen vom Chiemsee, von Hallstatt und Traunkirchen, die heute immer mehr ihren vollstümlichen Charakter verlieren und zum Schauspiel für die Fremden werden. Sie haben in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts Nachahmung auf dem Staffelsee gefunden und in den allerletzten Jahren sogar auf dem Obernberger Stausee des Inn.

Wenn wir vom Brauchtum sprechen, so müssen wir darauf hinweisen, daß es die Schifflente liebten, sich mit Darstellungen aus ihrem Berufsleben zu umgeben. Wände ihrer Häuser schmückten sie mit Fresken, auf Gebrauchsgegenständen brachten sie Schnitzereien und Malereien an, in denen Schiffe und Schiffzüge dargestellt sind, an den Decken der Wirtshäuser hingen sie Nachbildungen ihrer Fahrzeuge auf, die, wenn sie auch nicht maßstabrichtig sind, deren Formen und Einzelheiten technologisch richtig zeigen. Solche sind heute mit wenigen Ausnahmen nur mehr in Sammlungen und Museen zu finden. Die meisten sind dem Unverstand ihrer Besitzer, manche auch den Besatzungstruppen zum Opfer gefallen. Das gleiche gilt leider auch von den früher in sehr großer Zahl vorhanden gewesenen zum Danke für glückliche Errettung aus Wassergefahr gestifteten Totenbildern oder zur Erinnerung an die bei Schiffsunfällen zugrunde gegangenen Menschen errichteten Martertele. Auch der technologisch richtigen Darstellungen aus der Traunschiffahrt auf Gmundener Krügen mit teils frommen, teils heiteren Versen und den oft sehr guten Nachbildungen von Schiffen auf Wirtshauschildern (Laufen, Litzmoning, Schwaz) und dergleichen sei gedacht. Sie haben sich zum größten Teil in Museen und private Sammlungen gerettet. Zuletzt sei noch der hl. Nikolaus erwähnt, in dem sich uraltes vorchristliches Glaubensgut erhalten hat. Ihm sind zahlreiche Kirchen an einst für die Schiffahrt wichtigen Punkten geweiht. Er ist auf Altarbildern solcher Kirchen oft in Verbindung mit Schiffahrtsdarstellungen zu finden. Von solchen seien das Altarbild in der Traunfallkapelle und jenes in der Nikolauskirche in Ursfahr bei Obernberg besonders hervorgehoben. Solche Nikolauskirchen enthalten oft auch künstlerisch wertvolle Nikolausstatuen. Auf den Bildnissen auf Schifferfahnen schwebt der Heilige oft in Wolken über sehr guten Schiffbildern, wie auf den Schifferfahnen von Stadl, von Gmunden, von Obernberg und anderen Orten. Er mußte sein Patronat mit dem 1729 heilig gesprochenen und gleichfalls zum Schifferpatron ernannten Johann von Nepomuk teilen, den wir gleichfalls auf Schifferfahnen und dergleichen sehen.

Darstellungen der Schiffahrt auf den alpinen Nebenflüssen der oberen Donau finden wir auf zahlreichen Bildern der hohen Kunst, die, soweit sie zeitgenössisch sind, oft dokumentarischen Wert besitzen. Man wird aber gut tun, auch bei solchen Bildern berühmter Künstler einen kritischen Maßstab anzulegen. Von außerordentlichem Wert, nicht nur kunstgeschichtlich, sondern auch technologisch, sind das Altarbild von Hans Egel „Entscheidung der hl. Katharina“ (1460 bis 1470) und Rueland Frueaufs Stifterbild aus der Herzogenburger Prälatur (1497) mit ihren ausgezeichneten Darstellungen der Innbeziehungsweise der Salzachschiffahrt. Die Salzschiffahrt von Hall ins Oberland ist auf Ansichten von Innsbruck auf einer Urkunde Karls V. (1522) und einem Bilde Strauß (1575) gut zur Darstellung gebracht. Von Künstlern des 19. Jahrhunderts seien Heinrich Bürkel (1802 bis 1869) mit seinen ausgezeichneten Bildern von Innschiffzügen, sowie Jakob Alt (1789 bis 1872) und sein berühmter Sohn Rudolf von Alt (1812 bis 1905) mit ihren Bildern aus dem Salzkammergut, erwähnt. Aber auch J. Hansch, Karl Göbel, Hartmann und andere haben in ausgezeichneter Weise die Schiffahrt des Salzkammer-

gutes und Schiffzüge vom Inn festgehalten. Mit der Inn-Schiffahrt haben sich Maler befaßt, die nicht in die Kunstgeschichte eingegangen sind, die uns aber mit technologischer Treue die alte Schiffahrt überliefert haben und denen wir dafür dankbar sein müssen. Es wäre noch mancher Maler erwähnenswert, doch würde dies den Rahmen unserer Betrachtung übersteigen.

Die Gründung der Ersten k. k. privilegierten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft im Jahre 1829, deren erstes Schiff, „Franz I.“, am 17. September 1830 seine Probefahrt von Wien nach Pest antrat, das Aufblühen der Gesellschaft, mehr aber noch die im Jahre 1837 erfolgte Erschließung der oberen Donau von Wien bis Regensburg durch die österreichische Gesellschaft und die am 18. Dezember 1835 sanktionierte königlich Bayerisch-Württembergische Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, deren Schiffe sich in Linz trafen, erweckte bei den Bewohnern der Innorte die Hoffnung, daß auch sie aus der Befahrung ihres Flusses mit Dampfschiffen Nutzen ziehen könnten. In Bayern wurden bereits im Jahre 1843 die ersten Anträge wegen Einrichtung eines Dampferverkehrs auf dem Inn gestellt und auch in Oberösterreich bezeichnete man einen solchen als sehr wünschenswert. Sogar in Tirol beschäftigte man sich damit. Im Jahre 1853 erteilte König Maximilian von Bayern dem Fabrikbesitzer Josef von Maffei und der Miesbacher Steinkohlengewerkschaft auf ihre Bitte die Ermächtigung zur Gründung einer Dampfschiffahrts-Gesellschaft für die Befahrung des Innflusses. Am 4. September 1845 machte der auf der Werft von Maffei in Regensburg gebaute Dampfer „Vorwärts“ seine Probefahrt nach Braunau und weiter nach Rosenheim. Im August 1855 wurden die regelmäßigen Fahrten aufgenommen. In diesem Jahre entstand eine zweite Gesellschaft für die Befahrung des Innflusses mit Dampfschiffen, die Schiffahrtsunternehmung J. G. Kiedl u. Co. Zur Beförderung von Personen und Gütern besuchten nunmehr neun Dampfer dieser beiden Gesellschaften (sechs der ersten und drei der zweiten) den Fluß. Mit überschwenglichen Hoffnungen hatte man die ersten Dampfer begrüßt, aber bald zeigte es sich, daß der Inn für die Befahrung mit solchen doch nicht so geeignet war, als man erwartet hatte. Im Jahre 1856 war der Verkehr nur an 150 Tagen möglich gewesen. Die stark wechselnden Wasserstände und der Nebel behinderten die volle Entfaltung des Verkehrs auch in der eisfreien Zeit. Bereits im Jahre 1858 stellte die Inn- und Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft ihren regelmäßigen Betrieb ein und im Jahre 1863 löste sich auch die Schiffahrtsunternehmung J. G. Kiedl u. Co. auf. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts über Wunsch der bayerischen Regierung durchgeführte Fahrten der k. k. privileg. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit Remorkören nach Simbad wurden nach wenigen Jahren wieder eingestellt. Fahrten mit Regierungsdampfern österreichischer- und bayerischerseits auf dem unteren Inn dienten der Steinfuhr für die Regelungsbauten. Seit der Erbauung der Stauhusen des Innflusses befahren Motorboote die Stauseen. Der Versuch eines Motorbootverkehrs von Passau nach Schärding, den 1949 der Bayerische Lloyd verheißungsvoll begonnen hatte, mußte bald wieder aufgegeben werden. Im Jahre 1956 hat ein Motorboot den tirolischen Inn von Mattenbergr bis Innsbruck befahren, nachdem schon im Jahre 1921 ein Motorboot eine Fahrt von Passau bis Innsbruck versucht hatte, ein Versuch, der nicht mehr wiederholt wurde. Trotzdem durch den Bau der Innstauhusen ein durchgehender Verkehr auf dem Inn derzeit nicht mehr stattfinden kann, erwägt man auch heute noch, in Zukunft einen solchen zu ermöglichen. Man müßte aber in die Stauwerke Schleusen einbauen, wofür die technischen Voraussetzungen gegeben wären. Nur fehlt es an Massengütern, welche die Einrichtung des Inn als Schiffahrtsstraße heute rechtfertigen würden.

Trotz der üblen Erfahrungen mit der Inn-Dampfschiffahrt wollte man auch auf der Salzach einen Dampfschiffbetrieb einführen. Die Lausener Schiffergemeinde wandte sich an die k. k. privileg. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft wegen Entsendung eines Schiffes nach Salzburg, fand aber kein Gehör. Dagegen erklärte sich die königlich Bayerische Dampfschiffahrt, an welche bald nach ihrer Gründung die Bayerisch-Württembergische Gesellschaft übergegangen war, bereit, mit dem Dampfer „Prinz Otto“ eine

Probefahrt nach Salzburg durchzuführen. Der Dampfer traf tatsächlich am 11. April 1857 dort ein. Die Fahrt ging aber nicht glatt vor sich und es blieb bei dieser einen Probefahrt des „Prinz Otto“. Nicht besser erging es dem eigens für die Salzach erbauten Remortör „Rupertus“ (1860), welcher Salz führen sollte, sowie den beiden Personendampfern „Salzburg“ (1885 und 1891), die alle nur wenige Fahrten durchführen konnten und die Salzach bald wieder verlassen mußten.

Man denkt daran, anschließend an die geplante Kanalisierung der Donau von Kelheim bis Ulm die Staustufen auf dem Lech zu dessen Ausgestaltung zu einem Schiffahrtsweg bis Augsburg zu verwenden. Doch das sind Zukunftspläne für weite Ferne.

Die größeren alpinen und voralpinen Seen des Raumes der oberen Donau werden schon seit langer Zeit regelmäßig mit Kraftschiffen befahren. Der erste dieser Seen war der Traunsee, auf welchem bereits am 15. Mai 1839 der Dampfer „Sophie“ seine erste Fahrt unternahm. Diese frühe Erschließung des Traunsees durch die Dampfschiffahrt hat ihre Ursache darin, daß bis zum Jahre 1861 von Traunkirchen nach Ebensee keine Straße bestand und der ganze Verkehr ins Salzkammergut über den See erfolgen mußte. Auch der Kaiser hatte sich, wenn er nach seinem Landsitz in Ischl wollte, über den See rudern lassen müssen. Bei den anderen Seen dauerte es geraume Zeit, bis auch auf ihnen der Dampfschiffverkehr eingeführt wurde. 1862 fuhr auf dem Hallstätter See, 1869 auf dem Attersee, 1872 auf dem Mondsee, 1873 auf dem Wolfgangsee, 1879 auf dem Grundlsee das erste Dampfschiff. Von den bayerischen Seen wurde 1845 der Chiemsee, 1851 der Würmsee, 1878 der Ammersee dem Dampfschiffverkehr erschlossen. Auf dem tirolischen Achensee wurde 1887 die Dampfschiffahrt eröffnet. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind auf allen diesen Seen die Dampfschiffe aus dem Verkehr gezogen und durch Motorschiffe ersetzt oder auf Motorbetrieb umgebaut worden. Der Motorbootverkehr hat sich auch kleineren Seen bemächtigt, wogegen sicher nichts einzuwenden ist, wenn ein Verkehrsbedürfnis vorliegt, aber auch kleinste Seen mit Motorbooten zu befahren, auf denen ein solches Verkehrsbedürfnis nicht vorhanden ist, und Motorlärm und den Gestank der Verbrennungsgase in die idyllische Bergwelt hinein zu tragen, ist wohl überflüssig und zerstört nur die Heiligkeit der Natur.

In den letzten Jahren haben auch die Fischer und sonstigen Anwohner unserer Seen, soweit sie sich noch hölzerner Ruderschiffe bedienen, begonnen, Motore zum Antrieb ihrer Fahrzeuge zu verwenden. Bloß die erwähnten beiden Einbäume auf dem Mondsee ragen heute noch, von ihrem Eigentümer, dem Fischenhauser-Fischer Wesenauer, mit kräftigen Armen gerudert und lautlos auf dem See dahingleitend, als Denkmäler und letzte Zeugen einer Jahrtausende alten Kultur in unsere hastende und lärmende Zeit.

Wie lange noch?

Schrifttum

Ernst Newkowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, 1. Band (1952), 623 Seiten Text, 140 Bilder, 17 Tafeln mit 75 Tafelbildern; 2. Band (1954), 516 Seiten Text, 210 Bilder, 19 Tafeln mit 56 Tafelbildern.

Anschrift des Verfassers: Hofrat i. R. Dipl.-Ing. Dr. Ernst Newkowsky, Linz/Donau, Steingasse 18.

Giovanni Segantini

zum hundertsten Geburtstag

Von Anton Schmid

Wenn wir an Segantini denken, so entsteht vor uns der Glanz der Graubündener Berge. Aus der lombardischen Ebene ist der Künstler heraufgestiegen und hat die Schönheit dieser majestätischen Welt mit seiner ganzen Liebe erfasst und verherrlicht.

Er war kein Bergsteiger, ihn zog es nicht auf die Gipfel, auf die Grate und Gletscher, er erlebte die vielfältige Natur der Berge in den Tälern bis hinan zu den Almen, wo der Mensch noch mit seinen Tieren haust. Er befang in seinen Bildern die Täler vom Oberhalbstein, des Engadins und Bergells wie ein Paradies. Der starke Fels, das zarte Gras, der springende Quell, die rote Alpenrose, die einfachen Menschen mit ihrem Vieh waren seine Freunde, überstrahlt und geeint vom Lichte der Sonne.

Er hat zum ersten Male ein Land des Glücks, der Arbeit, der Liebe, des Werdens, Seins und Vergehens in den Bergen dargestellt, während Andere nur die Ansicht bestimmter Berge suchten. Ein homerisches Leben breitet sich vor uns aus auf dem grünen Teppich der Matten, im kristallklaren Glanz der Firne und des Himmels. Er hat uns eine schönere Welt erschlossen und das ist seine Größe.

In harter Jugend geprüft, fühlte er sich im Banne des Schicksals. In entbehrungsreichen Jahren mußte er sich immer wieder zur Feierlichkeit und Erhabenheit der Berge emporarbeiten. Wie den Menschen, so sah er auch die Tiere in ihr Schicksal ergeben, stellte Mensch und Tier zum Troste in eine Gloriole hinein. Nur einer hat vor ihm das einfache Sein der Menschen so erlebt, Francois Millet, doch nicht in den Bergen. Sonst gibt es für Segantini kaum Vorbilder.

Der Künstler verehrte die Mutterterchaft, hielt sie für etwas Heiliges, sah Mensch und Tier hier wiederum in Gemeinamkeit.

Aus seinen Selbstbildnissen spricht der Stolz der Künstlerschaft, die Freude an der Schönheit, die Trauer um die Vergänglichkeit. Er war begnadet, den Menschen Freude zu bringen; alles Vergängliche verklärte sich ihm in der Schönheit der Berge, die ihm manchmal ein Abglanz der Ewigkeit schien.

Jugendjahre in Arco und Mailand

(1858 bis 1881)

Giovanni Segantini wurde am 15. Jänner 1858 im damals zu Osterreich gehörigen Arco (bei Triada) als Kind des Schreiners Agostino Segantini und seiner dritten Ehefrau Margherita de Girardi, die aus altem Bauernadel stammte, geboren. Schon die ersten Jahre des kleinen Giovanni verliefen belebt. Ein älterer Bruder kam in den Flammen um, er selbst wurde durch einen Jäger aus der reißenden Sarca geborgen. Mit fünf Jahren starb seine Mutter, um die er noch in der Erinnerung trauerte, wie um einen „Sonnentergang im Frühling“. Agostino Segantini wanderte nun mit dem fünfjährigen Knaben zu einem Sohne und einer Tochter aus erster Ehe nach Mailand. Als der kleine Drogerieladen des Stiefbruders einging, wanderte der Vater mit dem Stiefbruder nach Frankreich aus, wo er verschollen blieb. Giovanni wurde bei der Stiefschwester untergebracht, die als Zugeherin ihren Lebensunterhalt verdienen mußte, und den kleinen Giovanni, wenn sie an die Arbeit ging, in ihrer düsteren Dachwohnung einschloß. Durch eine Dachlücke konnte der Kleine Himmel und Wolken erspähen.

Einmal verließ er dieses Gefängnis, borgte sich beim Bäcker einen Brotlaib und ging auf Wanderschaft, wollte zu seinem Vater nach Frankreich. Als er am Abend am Straßenrand müde und durchnäßt niedergesunken war, fanden ihn Bauern und stellten ihn, da er nicht heim wollte, als Schweinehirten ein. Als seine Herkunft ausfindig gemacht worden war, holte ihn die Schwester wieder nach Hause.

Bald entfloh er wieder, erkrankte an Pocken und lag todkrank im Spital darnieder, wo er bei den Schwestern liebevolle Pflege fand. Nach der Entlassung schlief er wieder in Kähnen oder unter Brückenbögen. Von der Polizei aufgegriffen, wurde er in eine Besserungsanstalt eingeliefert und in der Schubflieder-Abteilung beschäftigt. Von hier floh er zu seinem Stiefbruder ins Sukanatal. Nach zufälliger Auffindung eines Münzschazes im Keller des Hauses, überredete ihn ein Gefährte zu fliehen und befohl ihn noch, Giovanni versteckte sich in einem Heuschaber, wo ihn Bauern nach drei Tagen halbverhungert fanden. Er wurde neuerdings in die Besserungsanstalt eingeliefert. Hier nahm sich nun ein alter Anstaltsgeistlicher, der die künstlerisch empfängliche Seele des Jungen erkannte, um ihn an, erzählte ihm von dem großen Malermönch Fra Angelico und erlaubte ihm zu zeichnen und zu modellieren. Hier entstand sein erstes Bild von einer jungen Mutter, die in Trauer um ihr verstorbenes Kind versunken ist. Es bezeugt so recht die Empfindsamkeit des Jungen und eine Neigung für das ernste Thema des Todes, das er später noch öfter behandeln sollte.

Nun nahmen sich einige Mönche um Giovanni an, die seine Begabung erkannten. Meister Zettamanz, ein Maler von Heiligenfahnen und Wirtshauswänden, stellte ihn als Gehilfen ein und erteilte ihm Zeichenunterricht. Als der Schüler aber auf eine Frage des Lehrers sich geringschätzig über dessen Kunst äußerte, wurde er dabon gejagt. Daraufhin gaben ihm die Brüder Bertoni, Inhaber eines Drogeriegeschäftes, und der junge, gebildete Kaufmann Enrico Dalbesio die Möglichkeit, Kurse für Dekorationsmalerei an der Akademie der Brera zu besuchen. Daneben machte er anatomische Studien im Leichenhaus. Bald erteilte er für sechs Lire in der Woche Zeichenunterricht in der ihm von früher bekannten Besserungsanstalt. Dalbesio machte ihn mit der Literatur bekannt, las ihm u. a. Victor Hugo „Les Misérables“ vor. Dann übte sich Giovanni selbst in Werken von Plutarch im Lesen. Die Gestalten des Altertums machten einen mächtigen Eindruck auf ihn und flößten ihm Ehrfurcht vor dem Großen ein. Ein Lehrer der Akademie schenkte ihm einen Aquarellkasten und förderte ihn. Bei einer Ausstellung aber hing man ein Bild Segantinis an den schlechtesten Platz. Wütend riß er es in Stücke und verließ die Schule. Als diese später dem berühmten Gewordenen ein Ehrendiplom übersandte, schickte er es zurück und äußerte sich abfällig über derartige Malakademien, an denen man nach seiner Ansicht wohl das Zeichnen, nicht aber das Malen lernen könnte, denn man müsse zum Künstler geboren sein.

Als er eines Tages die Galerie der Brüder Grubich besuchte, fand Vittore Grubich Gefallen an ihm und verschaffte ihm hinfort Aufträge, hauptsächlich für Stilleben, zu denen er ihm Früchte usw. lieferte. Die Bekanntschaft mit Grubich wurde für ihn schicksalhaft, denn Segantini fand durch ihn hinfort die so nötige finanzielle Grundlage für seinen Weg als Künstler.

Bald erregte sein erstes größeres Bild „Chorgestühl von Sant' Antonio“ wegen der neuartigen Behandlung des Lichts Aufsehen. Ohne den Pointillismus der Franzosen zu kennen, wandte er doch durch die Zerlegung der Farben in ihre Grundtöne schon eine divisionistische Malweise an und erhöhte so die Leuchtkraft von Licht und Schatten. Es folgte eine Reihe von weiteren realistisch gehaltenen Bildern, wie die „Heiligenmalerei einst und jetzt“. Er konnte sich bereits in der Via San Marco hinter der Brera ein Atelier mieten und begann nun in der ländlichen Umgebung nach der Natur zu malen. Schwermütige Bilder wie die „Furt“, die etwas an Millet erinnern, waren die Frucht seiner Bemühungen. Wiederum malte er auch eine schmerzgerissene Mutter in „Die leere Wiege“.

Neuerdings kam ihm das Schicksal hilfreich entgegen. Er lernte ein blondes Mädchen, Luigia Bugatti, seine „Diva“ kennen, die er bald darauf heiratete. Grubicy legte den finanziellen Grund für die Ehe, indem er Segantini jeden Tag fünf Lire bezahlte, wofür ihm der Künstler seine Bilder zum Verkauf anbieten mußte. Hoffungsstreuend sah Segantini mit seiner jungen Frau in die Zukunft.

In der Brianza

(1881 bis 1886)

Von der Sehnsucht nach dem Landleben getrieben, mietete sich das Ehepaar Segantini in der am Südennde des Comersees gelegenen seenreichen Hügel Landschaft der Brianza ein, und zwar zunächst in Pusiano, später in Carella. Hier zogen Hirten mit ihren Schafen und es bezauberten sanfte Horizontlinien und das goldene Licht, das sich über Seen und Hügel breitete. Segantini versuchte zum ersten Male Empfindungen wiederzugeben, die ihn besonders in den Abendstunden überkamen, wenn sich nach Sonnenuntergang seine Seele „in süße Schwermut versenkte“. In einem Briefe sagt er: „Die Natur war für mich gleichsam ein Instrument geworden, das Töne von sich gab, die all das, was mein Herz erzählte, begleiteten. Und dieses sang die ruhigen Harmonien der Sonnenuntergänge und das innerste Wesen der Natur.“ Bei seiner weichen Empfindsamkeit erlebte Segantini hier seine erste künstlerische Entwicklung. Es entstanden Bilder wie „Gewitter in den Bergen“, in dem sich eine Schafhirtin mit dem Schirm gegen das Unwetter schützt, oder „Nach dem Gewitter“, in dem eine Hirtin unter der abziehenden Wolkenwand frierend vor ihrer Schafherde steht, oder „Die letzte Mühe des Tages“, auf dem ein Alter unter der Last von Holzbündeln gebeugt nach Hause geht. Sie erinnern an Millet, dessen Werke Segantini aus Photographien gekannt haben soll. 1882 entstand die erste Fassung von seinem berühmten Bild „Ave Maria“, das später in Savognin seine letzte weltbekannte Form erhielt. Der Knahe mit den Schafen hält beim Ave im Abendlicht einen Augenblick still, der Ruderer und die Mutter mit dem Kinde beten. Dieses von großem seelischen Erleben zeugende Bild ist das erste bedeutende Werk des Künstlers. Es wurde in Mailand abgewiesen, bekam aber dann in Amsterdam die Goldene Medaille und begründete den Ruhm des jungen Malers. Es folgten zwei religiöse Bilder: „Die Segnung der Schafe“, in dem ein Priester von hoher Steintrappe herab seine Gebete spricht und „Die Frühmesse“, in dem ein Priester nachdenklich über eine breite Freitreppe zu der in lichter Morgenweite liegenden Kirche emporschreitet.

In dieser Zeit entstand auch ein besonders feinempfundenes Werk „Pastorale“. Ein Hirte bläst auf der Panpfeife, an einen Felsen gelehnt lauscht ein junges Mädchen, die Arme um einen über die Schulter gelegten Stab gebeugt, den Tönen und selbst die Schafe hören empfindsam zu. Das Bild erinnert an Böcklin'sche Lieblichkeit. Die 1885 gemalte „Schafschur“ ist in ihrem Breitformat eine Vorentwicklung zu dem in Caglio, in den Vorbergen des Bergamaskerlandes ein Jahr später geschaffenen ersten großen Landschaftsbilde „An der Barre“. Hier hat Segantini auch zum ersten Male Kühe dargestellt, die an einer Stange vor dem weiten Hintergrund im Gegenlicht stehen. Diese bedeutende Komposition Segantinis, auf der man besonders auch die Früchte der in der Brianza angestellten perspektivischen Studien merkt, erregte in der Ausstellung von Venedig im Jahre 1887 Aufsehen und wurde später vom italienischen Staate um 20.000 Lire angekauft.

In der Brianza wurden die drei Söhne Segantinis geboren, Gottardo, Alberto und Mario, in Caglio die Tochter Bianca. In der Brianza hielt Segantini neben seinem Schlafzimmer einen großen Vogelkäfig mit 150 Vögeln aller Art, schenkte aber eines Morgens allen die Freiheit. Besonders ist auch noch das soziale Empfinden Segantinis für die damals noch unter der Feudalherrschaft gestandene Landbevölkerung zu erwähnen, ein für ihn schmerzlicher Gegensatz zu dem von ihm kurz nachher in der Schweiz vorgefundenen freirechtlichen System.

In Savognin

(1886 bis 1894)

Von den Vorbergen aus zog es Segantini nach dem Hochgebirge. Angeregt durch seinen Freund Dalbeito ging er 1886 mit seiner Frau durch das Veltlin über den Berninapafß ins Engadin. In Pontresina nahmen sie sich einen Wagen und fuhren über den Julierpafß ins Oberhalbstein. Wo sich das romantische Tal zu einem jansften Berggrund weitet, in Savognin (1213 m), ließ er halten, denn hier war eine Gegend, die seinem Herzen zusagte. In melodischen Linien zogen die Berge im Westen vom Piz Toissa (2662 m) über den Piz Curvèr (2976 m) zum Martegnas (2675 m) hin. In Savognin stand zufällig das neue Haus des verstorbenen Arztes Peterelli leer, der Hotelier Pianta kam Segantini mit Vorschüssen entgegen; so wurde es ihm möglich, sich hier niederzulassen. Schon im August des gleichen Jahres brachte der Meister seine ganze Familie aus dem Süden durch das Val Bregaglia und über den Maloja herauf und hatte bei der Ankunft 35 Rappen in der Tasche. Für acht Jahre fand er eine Heimat in dem stillen Bergdorf.

Er mußte sich nun zunächst in die Landschaft einleben, die ihn mit „lebendigsten Farben“ beglückte. Im Jahre 1887 besuchte ihn Vittore Grubich, von dem er ein vorzügliches Porträt anfertigte. Im gleichen Jahre arbeitete er sein in der Brianza entstandenes Bild „Ave Maria“ um und brachte es in die Form, in der es heute bekannt ist. Eines seiner ersten Werke von der Gegend selber war jenes „Bei der Schneeschmelze“. Eine an den Schlitten gespannte weiße Kuh trinkt am Brunnen vor dem Dorfe, ein Alter steht abwartend dahinter. Das Blaugrau des Schnees und das Braun der Wiesen vereinigen sich zu einer gedämpften, tonigen Stimmung. Nach allerlei Tierstudien entstand im Jahre 1888 das Bild „An der Tränke“, das zum ersten Male die Frische der Landschaftsdarstellung Segantinis zeigt. Vor dem schneebedeckten Bergkranze im Hintergrund hält auf saftig grüner Wiese ein mit zwei Kühen bespannter Wagen vor einem Brunnentrog. Dem einen schwarz- und weißgefleckten Tier trieft noch das Wasser aus dem Maul, die blaugewandete Führerin des Gefährtes trinkt selbst von dem köstlichen Raß. Der Wagen und die Berge sind mit einer Klarheit dargestellt, die an Bilder von Waldmüller erinnert. Den Hauptakzent der Berge bildet, wie fast auf allen Bildern, der Piz Curvèr in der Mitte mit seinem gebogenen Schichtenbau. Im gleichen Jahre malte Segantini noch „Das stridende Mädchen“, eine Hirtin, die im Frühlingsgrün vor dem Dorfe bei den Schafen sitzt. Das Modell dazu war die „Baba“, die gute, frisch dem Leben zugewandte Hilfe bei der Familie Segantini, Barbara Uffer, eine Schreinerstochter aus dem Dorfe. Da die Frau im Hause beschäftigt war, trug die Baba dem Meister die Malgeräte auf die Furen und Almen und las ihm auch beim Malen belletristische und philosophische Werke vor. Ein ebenso lebendiges Bild aus der gleichen Zeit ist „Die trinkende Graubündnerin“. Ein junges Mädchen im blau-roten Nieder trinkt bei hellem Sonnenschein und Gräserglanz aus wassersprudelnden Röhren.

Besonders erfolgreich wird das Jahr 1889, in dem Segantini „Das Pflügen“ malte. Zwei braune Pferde ziehen den Pflug durch die gelbliche Scholle, von zwei Männern in blauen Jacken und Mützen geführt, dahinter blühen das Dorf und die weißen Berge. Im Vordergrund trägt ein blauer Stein den roten Namenszug des Künstlers. Die Fure im Vorder- und Mittelgrund ist in einer Weise gemalt, daß man die einzelnen Gräser förmlich zählen kann. Das braune Fell der Tiere wird von bläulichen Lichtern überschimmert und bildet den Blickpunkt. Der Künstler hat hier die pointillistische Malweise in verstärkter Form angewandt, so daß Servaes sagen konnte, es handle sich um ein epochemachendes Werk. Beim Betrachten der Gräser kommt uns sogar der noch kühnere Van Gogh in Erinnerung. Das Bild wurde um 8000 Mark vom Bayerischen Staate angekauft. Segantini mischte nun die Farben nicht mehr auf der Palette, sondern setzte die Grundfarben in kurzen Pinselstrichen auf der Leinwand nebeneinander. In der Entfernung verbanden sich die Farbflöcke dann zu einer lebendigen Einheit. Die frische Wirkung seiner Bilder erzielte er auch dadurch, daß er nicht erst Skizzen machte, sondern seine

Gedanken unmittelbar auf die Leinwand brachte. Über seine Palette schreibt der Meister: „Meine Palette ist die einfachste, die man sich vorstellen kann: Bleiweiß. Dieses Weiß mische ich niemals, weder mit Zinnober, noch mit Stabium (Zinkweiß kann ich mit jeder anderen Farbe mischen). Terra rossa, Saune de Mars, Kadmiumgelb, französischer Zinnober, Kobaltblau, Ultramarin, Kobaltgrün, Smaragdgrün, roter Lack. Ich spanne die Leinwand auf den Keilrahmen und streiche dann mit einem weichen Pinsel eine möglichst leuchtende Farbe von Terra rossa darauf, weil meine Augen das Weiß der Leinwand nicht aushalten können.“

Im gleichen Jahre entstand ungefähr gleichzeitig mit zwei anderen Stallbildern „Am Spinnrad“ und „Im Schafstall“, das ergreifende Werk: „Die beiden Mütter“, heute eine Zierde des Segantini-Museums in St. Moritz. In der Dunkelheit eines primitiven Stalles frisst eine Kuh aus dem Harren, neben ihr liegt das junge Kalb. Auf einem Schemel sitzt dahinter eine junge Mutter mit ihrem schlafenden Kinde — die Baba —, wie die Kuh von einer herabhängenden Laterne beleuchtet. Das Licht ist so milde wie das Dunkel der Schatten, die Idee der Liebe in eine große friedliche, braunrote Stimmung eingefangen. 1889 malte Segantini noch ein anderes Bild der Liebe, „Die Frucht der Liebe“, Bice auf einem Baumstamm mit dem jungen Mario sitzend, Gleichnis seligen Muttertums in wunderbar grüner Berglandschaft. Der Künstler soll zu dem Bilde durch den Anblick einer herrlichen Blume auf hohem Grate angeregt worden sein.

Im Frühjahr 1890 schrieb der Meister in sein Tagebuch: „An einem schönen sonnigen Frühlingstage in diesen mir zur Heimat gewordenen Bergen, wenn die blühenden Alpenrosen aus dem Grau der Granitfelsen oder dem weichen Grün der Tristen zart hervortreten, wenn der blaue Himmelsbogen sich in den klaren Augen der Erde spiegelt, fühle ich einen unendlichen Jubel. Ich neige mich zur Erde und küsse die Grashalme, die Blumen, während hoch oben im Himmelsblau die Lerchen trillern. Ich dürste, o Erde, und hingeneigt zu deinen reinsten und ewigen Quellen trinke ich, trinke von deinem Blute, o Erde, das Blut von meinem Blute ist.“ Man sieht, Segantini war in Hochstimmung, wie denn die Zeit in Savognin die heiterste seines kurzen Lebens war. Im selben Frühjahr entstand das Bild „Maienalse“. Eine Ziege leckt ihr Kitz auf sichüberstrahlter Frühlingswiese vor einem schimmernden Berge. 1890 schuf er auch sein erstes Winterbild „Rückkehr vom Walde“. Eine arme Frau in dunklem Gewand und mit weißer Haube zieht einen Schlitten mit Holz zum Dorfe. Welche Einfachheit und Schlichtheit spricht aus diesem Werke! Doch wird die Trostlosigkeit und Ode des Winters durch die goldenen Strahlen gemildert, die auf dem einformigen Weiß des Schnees reflektiert werden.

Das Jahr 1891 bringt wieder ein strahlendes Bergbild „Mittag in den Alpen“. Das tiefe Blau des Himmels stimmt mit der blaugekleideten Hirtin zusammen, neben der Schafe auf einer mit einem Urgesteinsblock bedeckten Wiese weiden. Hinter der lichtumflossenen Gestalt glänzen die bekannten Berge. Segantini malte übrigens noch ein Bild mit dem gleichen Titel. Eine Schafhirtin lehnt sich ausruhend im Mittagslicht an einen Baumstrunk.

Neben „Auf der Altane“, „Kuh am Troge“, „Rückkehr zum Schafstall“ usw. aus den Jahren 1892/93, entstand 1893/94 das herrliche Bild „Alpenweide“. Segantini zog mit seiner ganzen Familie auf die 1½ Stunden am östlichen Berggang gelegene Alpe Tasagn und haufte dort in 2000 m Höhe einen ganzen Sommer in einer primitiven Hütte. Von hier stieg er über eine Stunde zum See Tigil (Lai da Tigiel) am Fuße des Tinzenhorns hinüber, wo sein Bild entstand. Eine große Schafherde mit zartesten Gestalten weidet vor dem See, in dem sich Wolken spiegeln. Im Hintergrund liegt der weite, vom Biz Gurbèr nach Süden streichende Bergzug im hellen Sonnenlicht. Im Vordergrund sitzt auf einem Stein der Hirte, der in der Wärme eingeschlafen ist, seine blonden Haare werden von der Sonne umspielt, die ihn wie mit Liebe streichelt. Es ist eine zeitlose Stimmung in menschenleerer Gegend. Anschließend malte Segantini den „Engel des Lebens“. In einer Nistgabel sitzt eine Mutter mit ihrem Kinde, von der Servaes sagt, sie sei still und milde wie eine Madonna von Giorgione.

In der Savogniner Zeit schuf Segantini neben den Naturbildern, angeregt von buddhistischer Literatur, auch schon allegorische Gemälde. Er schrieb einmal: „Das einzig wahre Leben ruht in der Traumwelt.“ 1888 begann er mit der „Morgenstunde“, einer Darstellung von fünf in weiße Schleier gehüllten weiblichen Figuren, den Horen, die zu leuchtenden Gipfeln entschweben. Leider wurde die prachtvolle Anlage nicht vollendet. Es folgte die „Hölle der Wollüstigen“ aus den Jahren 1890/91. Nach einer buddhistischen Legende mußten alle, die ihr Leben in Wollust verbrachten, nach dem Tode auf öden Schneefeldern umherirren. Im letzten Jahre seines Savogniner Aufenthaltes, 1893/94, malte er noch die „Schlechten Mütter“. Zur Strafe für ihre Unnatürlichkeit hängen sie mit ihren Haaren in Baumästen und säugen Kinder über eisigen Schneefeldern. Dieses Bild ist offenbar nicht in Savognin vollendet, denn die linksseitige Bergbegrenzung zeigt den Piz Waterdell hin zum Piz Lagrev, im Oberengadin.

Die Landschaft um Savognin hatte Segantini in acht glücklichen Jahren nun ausgeschöpft. Er suchte sich nach einer noch größeren und herberen Gegend wie dem Oberengadin. Wieder kam ihm das Schicksal zu Hilfe. Durch einen Onkel der Baba, einen Bergführer, erfuhr er, daß in Maloja ein passendes Chalet zu vermieten sei und zu gleicher Zeit bekam er von einem Mailänder Bankier für das Bild „Der Engel des Lebens“ 5000 Lire. So konnte er im August 1894 mit den Seinen in Maloja einziehen.

In Maloja und Soglio

(1894 bis 1899)

In der Landschaft von Maloja gaben nicht sanfte Triften und ein feierlicher Berggrund den Hauptakzent wie in Savognin, sondern ein bis zu 1800 Metern ansteigendes Hochtal mit zerrissenen Bergflanken und in die Dreitausender-Zone reichenden Gipfeln. Auf den hier entstandenen Bildern sehen wir nicht mehr die ewig heiteren Himmel der Werke von Savognin, sondern auch düstere Wolken; das lyrische Lied weicht erstarrter Dramatik.

Schon das erste, 1895 entstandene Bild beginnt mit dem Maestoso der „Rückkehr in die Heimat“. Vor den im letzten Licht leuchtenden Bergen, im Widerschein einer rosig schimmernden Wolke, fährt ein Wagen mit dem Sarg eines in der Fremde gestorbenen Sohnes der Berge in die Heimat. In langem dunklem Mantel fährt ein trauernder Mann das Pferd, auf dem Sarge sitzt die weinende Mutter, unter dem Ende des Wagens geht ein Hund mit eingezogenem Schwanz, als wollte er mittrauern. Diese Szene ist von echt Segantinischer Empfindsamkeit, zu der er durch die Begegnung mit einem Leichenzug angeregt worden war. Seruaes hat das Bild mit Recht mit einem schweren Largo verglichen.

Das Werk ist in Orden bei Maloja gemalt, und zwar mit Blick auf den links mächtig aufstrebenden Piz Lagrev. Um Geschlossenheit in der Komposition zu erhalten, hat der Künstler die östlich vom Oberengadin aufragende Bergkette (Piz Surlej, Corvatsch usw.) mit der westlichen vereinigt. Links ist das Kirchlein von Maloja zu sehen.

Fast zu gleicher Zeit schuf er als Gegenstück die heitere „Frühlingsweide“. Eine Kuh mit dem Kalbchen weidet auf einer sanftgeschwungenen Bergwiese, hinter der die Pizzi Lizun und der Piz Duan ansteigen. Es ist eines der lieblichsten Werke Segantinis, ein wahres Pastorale.

Freude wechselte mit tiefem Ernst. In dem im Winter 1895/96 entstandenen „Glaubens- trost“, stellte der Künstler zwei Frauen dar, die im Friedhof von Maloja in winterlicher Einsamkeit am Grabe eines Kindes trauern. In der Linette tragen es zwei Engel zum ewigen Leuchten empor. Goldenes Licht spiegelt sich auf dem Schnee und mildert die Stimmung. Wie eine erhabene Melodie schwingen im Hintergrunde wieder die Häupter der Lizun, Duan und Gletscherhörner.

Nach in Maloja hing Segantini weiter seinen Träumen nach und schuf allegorische Bilder, so 1896 „Die Liebe an der Quelle des Lebens“. Durch blühende Alpenrosenfelder schreitet ein liebendes Paar in weißen Kleidern zur Quelle, die ein Engel mit weiten

Flügelst bemacht. Um den rauschenden Brunnen weben Friede und Glück. Ungefähr zur selben Zeit malte der Künstler den „Quell des Lebens“. Eine nackte Frau schaut ihr Bild im Wasser, in dem eine Schlange schwimmt. Wie früher die Unzucht, so wollte Segantini hier die Eitelkeit geißeln. Ein weiteres Werk wäre zu nennen, die „Musikalische Allegorie“ zur Feier von Donizettis 100. Geburtstag am 25. September 1897. Aus vielen Bildern ahnt man, daß Segantini sehr musikalisch war. Es war ihm immer eine besondere Freude, im Sommer die Konzerte im Palace-Hotel Maloja hören zu können. Unter anderem schrieb er sogar einen Operntext (Zbinden).

Er war nun schon berühmt geworden, vor allem in Deutschland, Belgien, Holland und England. Maler und Schriftsteller kamen zu ihm, so Max Liebermann und Ludwig Fulda. Im Engadin selbst war er besonders mit dem St. Moritzer Arzt Dr. Bernhard befreundet. Er stand auch in Schriftwechsel mit Künstlern und Schriftstellern und äußerte sich darin über Probleme der Kunst. So schrieb er am 15. Jänner 1896 an die Dichterin Neera: „Endzweck meines beharrlichen Studiums: Absolute und restlose Kenntnis der ganzen Natur in allen ihren Abstufungen, von der Morgenröte zum Sonnenuntergang, vom Sonnenuntergang zur Morgenröte, in ihrem Aufbau und der Form allen Seins, sowohl was Menschen und Tiere anlangt, um im Besitz dieser Mittel, kraftvoll einer inneren Begeisterung folgend das Werk zu schaffen, das ganz ideal sein wird.“

Über seine Begeisterung schreibt er: „An manchem Morgen, während ich minutenlang diese Berge betrachte, noch bevor ich zum Pinsel greife, fühle ich mich gedrängt, mich vor ihnen niederzuwerfen als vor lauter unter dem Himmel aufgerichteten Altären.“

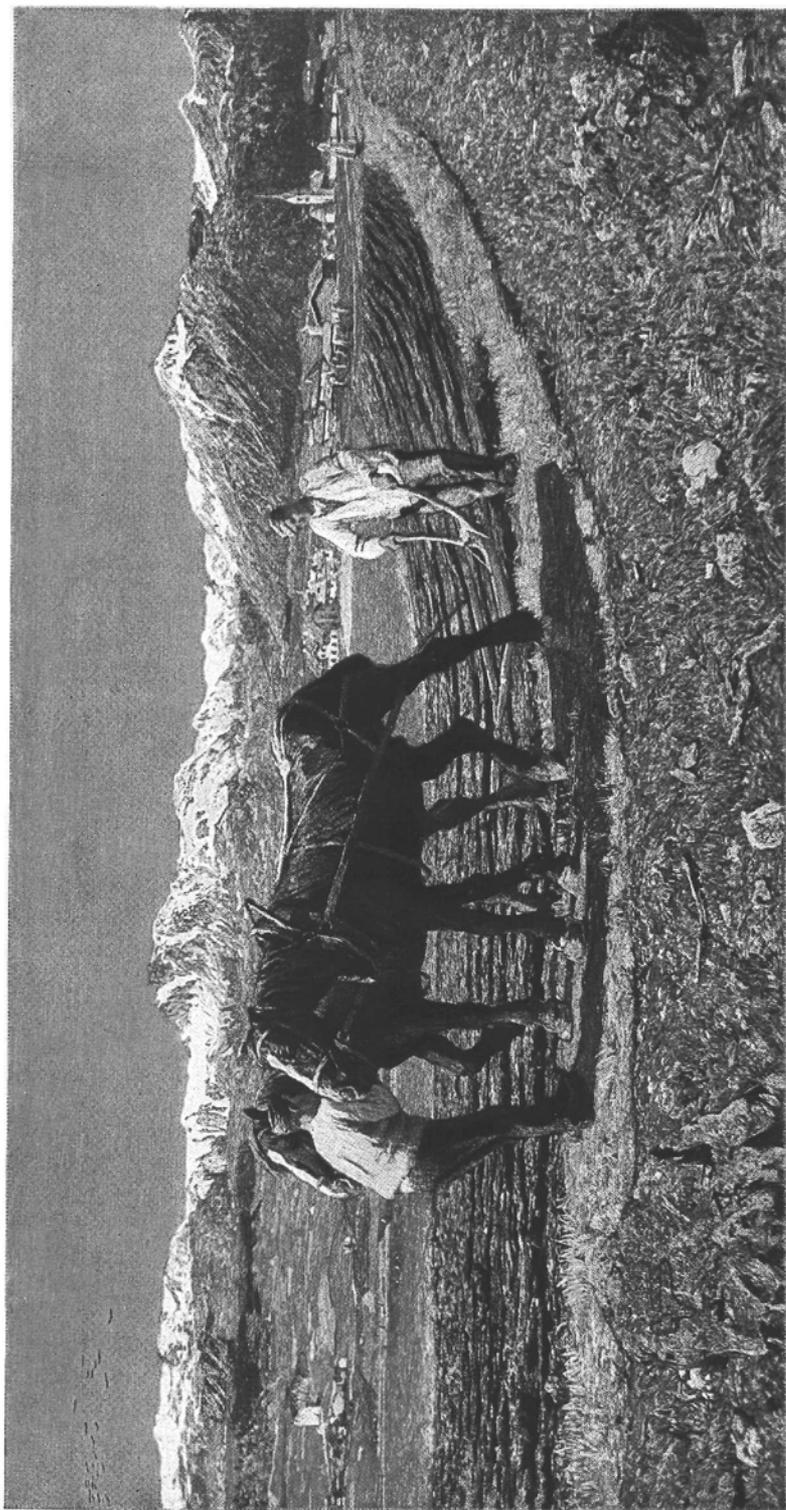
Enno Amiet sagt über den Meister: „Ich hatte mir unter Segantini einen Menschen vorgestellt, voll Ernst und nachdenklichen Blicken, und war erstaunt über die behende Gestalt, das frische Gesicht mit den frühlich blizenden Augen, das lustige, ja ausgelassene Wesen inmitten der zahlreichen Tischgenossen, wobei die bedienende Baba späßig mithalf“ (Zbinden).

Ähnlich wie Leonardo befaßte er sich auch mit Flugproblemen. Gelegentlich machte es ihm Spaß, wie ein Grandseigneur vierspännig nach St. Moritz zu fahren, während er sonst das Fahrrad trat. Es drückten ihn ja immer wieder Geldsorgen. Er hatte Augen, Haare und einen Bart „Wie ein König aus dem Orient“ (Zbinden).

Da die Winter im Maloja sehr rauh und oft nebelig waren, zog Segantini in den Wintern 1896/97 und 1897/98 nach dem geschützter im Val Bregaglia auf einer Terrasse über dem Flusse Maira gelegenen Soglio (1088 m), wo er mit seiner Familie den ganzen ersten Stock des Salis'schen Schlosses mietete. Hier entstand 1897 der „Frühling in den Alpen“. Eine Frau führt in prachtvollem Schwung von Kleid und Gebärde zwei Pferde vom frisch gepflügten Acker nach Hause, während der Mann den Samen in die Scholle wirft. Auf dem Hügel rechts steht ein Hund, der „Fingal“ Segantinis, vor dem Dorf. In weitem Rund erheben sich dahinter beschneite Berge, nach Gottardo Segantini die westlich der Splügen-Straße herabziehenden Kette. (Mündliche Mitteilung von Herrn Dr. Hans Pfeifer.) Mit Freude ist hier noch das ländliche Leben wie auf den in Savognin entstandenen Bildern dargestellt. Es ist Frühlingswind und -wonne in der Luft.

1898 vollendete Segantini in Soglio die bereits 1892 in Savognin begonnene „Heuernte“. Eine Frau nimmt mit dem Rechen Heu auf, um es zu dem dahinter stehenden, schon halb beladenen Fuder zu bringen, während eine dunkle, gelb angefahrene Gewitterwolke drohend darübersteht. Der Berghintergrund ist der gleiche wie im vorgenannten Frühlingsbilde.

In St. Moritz war die Idee entstanden, für die Weltausstellung 1900 in Paris einen Pavillon mit einem riesigen Panorama des Engadins zu errichten, um für diese schöne Gegend zu werben. Segantini war bei seiner Begeisterung für das Engadin sofort dabei, dieses Panorama zu malen und dazu auch andere Künstler, wie Hodler, G. Giacometti und Amiet beizuziehen. Doch scheiterte das Unternehmen an der Platzfrage und an den Kosten (3½ Millionen Franken). Aber es hatte das Projekt den Vorteil, daß Segantini nun ein Triptichon plante, in dem er „Werden“, „Sein“ und „Vergehen“, seine großen



Giovanni Segantini, Pflügen, 1890

Kunstbeiträge zum Jahrbuch 1958 des Österreichischen Alpenvereins

Eindrücke von der Gegend und zugleich vom Leben darstellen wollte. Er schreibt an den Kunstkritiker Vittorio Bica: „Mehr als vierzehn Jahre sind es her, daß ich im Hochgebirge nach den Akkorden einer Alpenharmonie suche, die aus Tönen und Farben zusammengesetzt, alle die verschiedenen Harmonien der hohen Berge in sich faßt und sie zu einem einzigen vollkommenen vereint . . . Darum habe ich daran gedacht, ein großes Werk zu schaffen, gleichsam eine Synthese, in das ich jenes ganze starke Gefühl der Harmonie des Hochgebirges hineinzulegen vermöchte und habe das Oberengadin zum Vorbild gewählt, weil ich es am genauesten studiert habe und weil es von allen Gegenden, die ich kenne, am reichsten an Schönheit und Abwechslung ist.“

Er machte zunächst genaue Entwürfe. Das Wort „Werden“ sollte in der Lünette eine Allegorie der Zerstörung bekommen, weil das Werden aus Zerstörung geboren wird, über „Sein“ sollte eine Darstellung von St. Moritz bei Nacht kommen, wovon noch eine Kohlezeichnung vorhanden ist, über „Vergehen“ sollten zwei Engel einen Verstorbenen zum Nichts führen. Für die Ecken über den Lünetten waren wieder allegorische Figuren vorgesehen, so zwei weibliche Figuren als Alpenrose und Edelweiß, von denen ebenfalls Kohlezeichnungen vorhanden sind. Die Rahmen sollten nach dem damaligen Jugendstil Bergkiefern-Motive erhalten, über die zwei niedrigeren Außenbilder sollten Friesen mit Gemäsen kommen. Fertig wurde nur „Werden“; „Sein“ und „Vergehen“ konnte der Künstler nicht mehr ganz vollenden.

„Werden“ (von Segantini „Armonie della vita“ genannt) entstand vom Frühling 1897 ab in Soglio. Von hier schweifte der Blick über das Tal zu den sich hoch auftürmenden Granitbergen des Bergells. Leben und Urnatur stehen sich gegenüber. Über der sich sanft schwingenden Terrasse stehen die Felsen des Cacciabella-Zuges, der Sciora-Gruppe und der Gemelli im Abendlicht. Frauen kehren von der Arbeit heim, ein Mann treibt eine Kuh nach Hause, im Vordergrund brüllt neben einem kleinen See, in dem sich bereits der Mond spiegelt, eine Kuh nach dem Stalle, in den Wurzeln einer Lärche zur Linken sitzt eine Frau mit ihrem Kinde als Sinnbild der Liebe in der großen, unerbittlichen Natur. „Werden“ ist wohl das größte Werk Segantinis geworden, ein Bild des Erhabenen, der Andacht, wie ein Orgelton des Höchsten. Es ist wirklich eine Harmonie des Lebens geworden.

Das 1896 vor dem „Werden“ begonnene „Vergehen“ (von Segantini „Armonie della morte“ genannt) ist von Orden bei Maloja aus gemalt. Aus einem tiefverschneiten Hause wird, von einigen umstehenden Frauen betrauert, ein Toter zu einem Pferdeschlitten getragen. Eine ungeheure, sich ballende Wolke liegt wie ein schweres Schicksal über dem hohen Berge zur Linken und wirft zugleich einen Schein des Morgenlichts auf die noch im Schatten liegenden Schneefelder. Die ersten Wintermonate des Jahres 1899 verbrachte Segantini nicht mehr in Soglio, vermutlich um dieses Bild in Orden fertig zu malen. Es ist eine erschütternde Photographie erhalten, auf der der Meister, in überhäuften Schnee stehend, an dem großen Bilde malt, links von einer Bretterwand gegen Nordwinde geschützt (Bianca Behder-Segantini). Der Hintergrund des Bildes zeigt die Berge des Maroztales, den Piz Duan und die Pizzi Lizun, über denen die Wolke lagert, die Gletscherhörner und den Piz Piot.

Das 1898 begonnene „Sein“ (von Segantini „La natura“ genannt) wollte der Meister 1899 fertigmalen. Es stellt den Blick von dem über Pontresina gelegenen Schafberg auf die Bernina mit dem Morteratsch- und Rosegkessel, sowie das Engadin mit seinen Seen dar. Den grünen, steinübersäten Vordergrund hatte er schon in Maloja vorbereitet und die dahinterliegende Berglandschaft nach dem Gedächtnis von einem einmaligen Besuch des Schafberges her eingezeichnet, als er im September mit Mario und der Baba wieder zum Schafberg hinaufflog, um das Bild fertig zu malen. In dessen Vordergrund führt eine Frau ein Kälbchen, dem die Kuh folgt; vor ihr treibt ein Mann Vieh nach Hause, beide gesenkten Hauptes vor der Größe des Augenblicks und ermüdet vom Tage. Über den das Engadin westlich begrenzenden, schon im Schatten liegenden Bergen strahlt die untergehende Sonne in einem goldgelben Lichtkreis herauf, in dem ein Rosa-Wölkchen

schwimmt. Segantini konnte diesen Himmel von einmaliger Pracht noch fertig malen, dann warf ihn eine Krankheit nieder. Mario holte Medikamente, der befreundete Arzt Dr. Bernhard von St. Moritz kam herauf, doch war es zu einem Transport schon zu spät. Segantini lag im engen Dachstuhl der 2700 m hoch gelegenen Steinhütte, während der Schneesturm tobte. Gegen Abend des 28. Septembers hellte sich der Himmel auf und die weißen Berge strahlten. Segantini ließ sich an das kleine Fenster der dämmerigen Stube rücken mit den Worten: „Voglio vedere le mie montagne.“ Dann schlummerte er in der Nacht sanft hinüber. Am anderen Morgen trug man ihn auf einer rohgezimmerten Bahre über die verschneite Alpe zu Tal. Die Leiche wurde im Kirchlein von Maloja aufgebahrt und am regnerischen 1. Oktober trugen Freunde den Sarg zu dem kleinen, zwischen Laßchen und Steinen gelegenen Friedhof.

An dem von einer Firne überschatteten Grabe empfinden wir ehrfürchtig und erschüttert die Höhe der Tragik seines Schicksals.

Im Museum von St. Moritz und in vielen Galerien der Welt aber künden seine Werke seinen Ruhm. In St. Moritz strahlt das goldgelbe und blaugrün dämmernde „Sein“ zwischen dem grün-purpurnen Glanz des „Werdens“ und dem goldblauen Schein des „Bergehens“. Der Name des Verherrlichers der Berge wurde unsterblich.

Wichtigstes Schrifttum

Franz Serbaes, Giovanni Segantini, sein Leben und sein Werk, Prachtausgabe mit 63 Kunstbeilagen, Wien 1902 — Volksausgabe, Leipzig 1908.

Gottardo Segantini, Giovanni Segantini, Mit 16 farbigen und 48 einfarbigen Tafeln, 98 Bildern im Text, Zürich 1949.

Hans Zbinden, Giovanni Segantini, mit 10 Farbtafeln und 31 Abbildungen, Schweizer Heimatbücher, Bern 1951.

Bianca Behder-Segantini, Giovanni Segantini, Schriften und Briefe, 4. Auflage, Zürich 1985.

Schigegeschichte im Spiegel der Sprache

Sprachzeugen für den Weg des gleitenden Bretfels vom norwegischen Hügelland in das alpine Gebirge

Von Erwin Mehl

In seiner Muttersprache erbt sich jedes Volk. In der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt.

Fr. L. Zahn „Bereicherung des hochdeutschen Sprachschates“, 1806.

„Urkunde der Bildungsgeschichte“, nicht bloß Verständigungsmittel wie etwa das Morse-Abc — das ist die Sprache nach dem ebenso schönen, wie tiefen Worte des Turnvaters Zahn. Freilich muß man diese „Urkunde“ lesen lernen. Es lohnt sich. Jahrhunderte, ja Jahrtausende, nachdem die Dinge verschwunden sind, leben noch die alten Ausdrücke fort, freilich mit veränderter Bedeutung. Die uns Bergsteigern vertraute Sprache des Schneelaufes bietet schöne Belege dafür. Die Geschichte der Ausdrücke Schi (Sti), Schneelauf, Sprunglauf, Telemark, Kristiania, Slalom, Kandahar, Schifähre, Piste, Stemmboogen, Vorlage, Parich usw. spiegelt die Entwicklung der weißen Kunst wider, von ihren Ursprüngen bei den armen Steinzeitjägern des unwirklichen Nordens bis zu den Headschi-Pistenjägern der letzten Gegenwart. Die genannten Ausdrücke sind „Urkunden der Schigeschichte“.

Sti, Schi, Schneeschuh

Am Anfang war das altnordische sächliche *stíðh* (also „das Stíðh“ gesprochen mit stimmhaftem englischem *th* am Schlusse), d. h. „Scheit“, eigentlich „Spaltholz“ (somit nicht geschnittenes Brett). Es steckt darin die indogermanische Wurzel *stēidh* ‚spalten‘. Sie hat viele Sprößlinge, so im Hellenischen: *schizo* (aus *stíðjo*) ‚spalte‘ (Schizophrenie, Bewußtseinspaltung), *Schisma* ‚Kirchenspaltung‘) im Lateinischen *scindo* ‚spalte‘ (dazu entfernt *scindula* ‚Schindel‘, ‚Spalthölzchen‘) und im Deutschen: Scheit, Scheitel (wo sich die Haare scheiden), Scheide(n), schütter und ein derber Ausdruck für ausscheiden¹. Mit dieser Grundbedeutung des Wortes *Schi* = Spaltholz sind wir bereits tief in der Jahrtausende zurückliegenden Urzeit des Gerätes angelangt, als es die Steinzeitjäger aus einem Baumstamm nicht mit einer Säge heraus schnitten, sondern mit dem Steinbeil herauspalteten und kunstgerecht zuhieben — dies sehr zum Vorteil des Schi; denn das Spaltholz folgt der Faser und ist daher viel haltbarer als das Schnittholz, bei dem die Fasern ohne Rücksicht auf ihren Verlauf von der Säge zerschnitten werden. Kein Weinbauer nimmt die „schönen“ (regelmäßig zugeschnittenen Weinstöcke), sondern nur die höderigen, aber haltbaren gespaltenen. Die Ableitung des „Schi“ vom „Scheit“ kannte schon der alte Johannes Scheffer (aus Frankfurt a. M.). Er schrieb in seinem Buch „Rappland“ (1675, Kap. 20, S. 657):

„Die Mitternächtigen Böcker nennen die Stöcker (schwedische Form! Mehl) oder Stier (norwegisch), so fast mit dem Deutschen Scheitter, so bei ihnen ein gespaltenes Holz heisset, übereintrifft.“

Heute ist das mühsame und loßspielige (aber bessere) „Herauspalten“ des Schi aus einem Baumstamm längst aufgegeben. Aber die Sprache erzählt noch von dieser Herstellungsart als „Urkunde der Schigeschichte“.

¹ Vgl. die ableitenden Wörterbücher für das Indogermanische (Walde-Bokorny), das Germanische (Falk-Loep), das Hellenische (Boissacq, Hofmann), das Lateinische (Walde-Hofmann), das Deutsche (Kluge-Wißka).

Auch das Schwanken zwischen der norwegischen Schreibung „Ski“ und der deutschen „Schi“ hat seine geschichtlichen Hintergründe, nämlich in der großen (zuweilen übergroßen) Wertschätzung des norwegischen Vorbildes zu der Zeit, als das Wundergerät aus dem Norden nach Mitteleuropa gekommen ist. Diese Wertschätzung hat lange angehalten und auch manchen Schaden angerichtet, so vor allem im Wettkampf, wo man sich trotz den gänzlich anderen alpinen Verhältnissen lange nicht von dem für das Hügelland um Kristiania berechneten norwegischen Vorbild (Langlauf und Springen) losmachen konnte, mit einer einzigen Ausnahme — Zbarsky (worauf ich noch komme). Diese Abhängigkeit vom Norden zeigt sich außer im Festhalten an der norwegischen Schreibung „Ski“ auch noch im Kampf zwischen den „Schifahrern“ und den „Schiläufern“ (glücklicherweise nur auf dem geduldigen Papier ausgetragen) und im Schicksal der deutschen Ausdrücke „Schneeschuh“ und „Schneelauf“ (mit dem „Schneeläufer“). Wenden wir uns zuerst dem „Schneeschuh“ zu!

Solange er nur als nordische Besonderheit bekannt war (so durch Olaus Magnus, 1555, und Scheffers lateinische „Lapponia“, 1673, deutsch 1675) suchten die Übersetzer seine Eigenheit durch ein bezeichnendes deutsches Wort wiederzugeben, nämlich durch „Schneeschuh“ (gebildet wie Gutschuh oder Schlittschuh). C. F. Luther hat ihn im „Winter“ (1930, S. 4) schon in der Übersetzung der „Vermehrten neuen Beschreibung der Russowitschen und Petschenen Reyse“ von Adam Olearius (d. h. Olmann, der Name ist aus dem ersten Aufzug von Goethes „Vög“ bekannt) für das Jahr 1636 festgestellt (also mitten im Dreißigjährigen Krieg). Er blieb in den Übersetzungen (so von Martinieres Reisetagebuch, 1675) bis auf Nansens Buch „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ (Paa ski over Grönland, 1890, deutsch 1891). Nansens packende Schilderung der „Wunder des Schneeschuhs“ und seine Großtat auf dem „neuen“ Gerät riefen eine Begeisterungswelle für ihn, für die Brettel und besonders für die Norweger hervor. Es entstanden „Schneeschuhvereine“ und in München wurde eine Zeitschrift „Der Schneeschuh“ herausgegeben. Aber die deutschen Ausdrücke genügten der Begeisterung für Norwegen auf die Dauer nicht.

„Wir bemühten uns, so norwegisch als nur möglich zu sein. Am liebsten hätten wir uns, wenn es angegangen wäre, von Exan und Walrossped genährt.“

So schildert dies Direktor Josef Müller („Schi-Müller“ genannt) im Jahre 1912 in einem Rückblick auf sein Zusammentreffen mit Zbarsky im Jahre 1896. Daher hatten die deutschen Ausdrücke einen schweren Stand. Die Sprache spiegelt die Gedanken. Und die waren mehr bei den Norwegern als bei der deutschen Sprache. Bis lange nach dem ersten Weltkriege war es ja üblich, die Sprungschanzentische mit einer norwegischen Flagge zu umkleiden, als „Dank an die Norweger für das Geschenk“, wie mir ein Veranstaltungsleiter im Jahre 1920 sagte. So verdrängte der norwegische „Ski“, in der norwegischen Schreibung, den Schneeschuh und der „Skiläufer“ den „Schneelauf“ (wie der „Skiläufer“ den „Schneeläufer“). Nur selten tauchten die deutschen Bezeichnungen noch nach dem ersten Weltkriege auf, so vor allem im „Wunder des Schneeschuhs“ von Fand und Schneider (1925) in Luthers „Schneelaufausbildung“ (1921 bis 1927), „Schule des Schneelaufs“ (1924 bis 1930) und im kostbaren „Bilderbuch der alten Schneeläufer“ (1942). Auch die sprachberufenen deutschösterreichischen und die subetendeutschen Turner verwendeten geflissentlich die deutschen Ausdrücke, so stehen sie im „Grundriß des deutschen Turnens“ (herausgegeben vom „Deutschen Turnerbunde“, Wien 1923 und 1930) und so wurden sie in den Zeitschriften verwendet.

Die Schneelaufabteilungen (-riege) wurden von Schneelaufwarten geleitet, es wurden Schneelauflehrgänge, -wettkämpfe und -meisterchaften abgehalten. Bei der Verwendung des Wortes „Schneelauf“ konnten sich die Turner auf eine alte turnerische Überlieferung berufen. Denn der erste der drei „Turnklassiker“, GutsMuths, Bieth und Jahn, hatte das Wort im Jahre 1804 geprägt, als er in der zweiten Auflage seines klassischen Werkes „Gymnastik für die Jugend“ (Schneepental) unter der Überschrift

¹ Abgedruckt in der „Zbarsky-Festschrift“ (Wien 1936).

Der Schneelauf oder das Laufen auf Schneeschuhen

die erste (freilich noch bescheidene) Anleitung zum Gebrauch des Gerätes schrieb. Er hatte sich schon im Jahre 1796 nach den Angaben eines Norwegers Brettel von ungleicher Länge (also von „zentral-nordischer“ Art) anfertigen lassen und im Schnee des Thüringerwaldes als erster Deutscher seine Spuren gezogen. Leider begriffen ihn seine Zeitgenossen nicht. Er war ihnen um hundert Jahre voraus.

Anfangs der neunziger Jahre versuchte der Berliner Schihändler Max Schneider den Ausdruck „Schneelauf“ wieder zu beleben. Auch C. F. Luther verwendete ihn, wie schon erwähnt. Aber die große Masse blieb im Banne des norwegischen „Ski“. Er verdrängte nicht nur die deutschen Ausdrücke, sondern bereitete auch der sonst selbstverständlichen deutschen Schreibung „Schi“ Schwierigkeiten.

Niemand schreibt mehr Marche statt Marsch, Str'ke statt Streit, Cheque statt Scheck, Shawl statt Schal, Crawl statt Kraul, Capitaine statt Kapitän, weil es eine allgemeine Regel ist, daß eingebürgerte Lehnwörter deutsch geschrieben werden. Kein Schifahrer wird zugeben wollen, daß das Wort „Ski“ nicht eingebürgert sei. Darum ist nicht einzusehen, warum es eine Ausnahme in der Regel machen sollte. In der Tat, schon im Jahre 1908 hat der geistreiche und lebenswürdige Schipionier Henry Hoef in seinem oft aufgelegten Buch „Der Schi und seine sportliche Benützung“ die Schi-Schreibung empfohlen und durchgeführt. Der Duden hat dementsprechend im Jahre 1928 die Schreibung „Schi“ an erster Stelle angeführt und „Ski“ ausdrücklich als norwegische Schreibweise bezeichnet. In der Ausgabe 1948 steht in der Anmerkung zu „Schi“: „Diese eindeutige Schreibung von ‚Ski‘ wird allgemein bevorzugt“ und 1954 ist überhaupt nur noch „Schi“ erwähnt.

Damit ist der Duden in vollständiger Übereinstimmung mit der Sprachwissenschaft. Schon im Jahre 1931 hat der bedeutende Altgermanist der Wiener Universität Rudolf Much nach einer längeren sprachgeschichtlichen Begründung geschrieben¹:

„Nach all dem wäre es das Gescheiteste, wenn wir ‚Schi‘ und nicht ‚Ski‘ schrieben.“

Much nennt die Schreibung „Ski“ geradezu irreführend, weil sie zur falschen Aussprache S-ki verleitet. Sie wird von weniger gut unterrichteten Deutschen angewendet und ist im Englischen und Französischen die Regel. Das Bemerkenswerteste an der „Schi-Schreibung“ ist aber, daß der erste, der sie im Deutschen angewendet hat, nicht ein Deutscher, sondern ein Norweger war, nämlich Oberstleutnant Henrik Emahusen. Im Jahre 1733 schrieb er die erste Schi-Exerziervorschrift. Auf einer Lichtbildaufnahme in Luthers erwähntem „Bilderbuch der alten Schneeläufer“ (Erfurt 1942, S. 53) ist deutlich in dem damaligen A-la-mode-Deutsch zu lesen (Deutsch war die Dienstsprache des dänisch-norwegischen Heeres bis 1760, was wenige wissen):

„Exercices vor Eine Compagnie Schii-Deuffers auff denen Schiihen.“

Der Norweger des 18. Jahrhunderts hat es also für richtig gehalten, in einer deutschen Dienstvorschrift das ihm natürlich geläufige norwegische Wort deutsch zu schreiben. Und wir Deutsche des 20. Jahrhunderts wollen norwegischer als die Norweger sein?

Andere Völker zeigen da viel mehr Selbstbewußtsein. Die Italiener schreiben ruhig *sci* und die Madjaren *si*, womit sie in ihrer Rechtschreibung die Aussprache „Schi“ wiedergeben.

Hollands das kleine, aber volksbewußte Volk der Finnen lehnt das norwegische Wort *ski* überhaupt ab und verwendet das heimische Wort *suksi*. Die Russen und Tscheden sagen *lyža* und die Polen *Narta*. Man hat nie gehört, daß das den zwischenvölkischen

¹ Much in der „Bundesturnzeitung“ des „Deutschen Turnerbundes“ (Wien 1931, abgedruckt in meinem Aufsatz „Schi oder Ski?“ in der Österreichischen Bergsteigerzeitung vom 15. November 1951. Auf Much's Ausführungen hat sich auch das Österr. Unterrichtsministerium gestützt, als es in einem Erlaß vom 15. September 1948 die „Schi-Schreibung“ empfahl (abgedruckt in der Zf. „Leibesübungen“, Wien, November 1948).

Beziehungen geschadet hat. Daher ist es von diesem Gesichtspunkt aus belanglos, ob wir „Schl“ oder „Sti“ schreiben, nicht aber vom Standpunkt der Achtung vor unseren deutschen Sprachgenossen. Der „Fall“ liegt sonnenklar. Wenn aber trotzdem die Schibverbände und ihre Zeitschriften noch immer am norwegischen „Sti“ hängen, so ist das wieder ein Stück Schigefächte, freilich ein nicht ganz erfreuliches wegen der nicht nötigen Zurücksetzung des Eigenen gegenüber dem Fremden.

Schilaufen: Schifahren

Genau dasselbe wiederholt sich bei dem Kampf gegen den Ausdruck Schifahren. Weil die Norweger heute „laufen“ sagen, müssen auch wir „laufen“; „fahren“ gilt dagegen als schlecht, obwohl einst auch die Norweger eine skidhakerdh hatten. So schreibt Walter Schmidtkunz in seinem unterhaltsamen Heft über die „Skiläufersprache“ (1920, 11), nachdem er die Bildung „Stien“ mit Recht abgelehnt hat:

„Ein anderer sprachlicher Mißgriff ist noch häufiger und auch unter den Schneeläufern selbst sehr im Gebrauch: Skifahren statt Skilaufen und Skifahrer statt Skiläufer. Dieser Mißbrauch verrät ein schlechtes Sprach- und Stilgefühl und es läßt den schlechten Ski-Fahrer erkennen, der glaubt, seine Bretter seien dazu da, daß sie ihn spazieren fahren sollen, statt daß er mit ihnen läuft.“

Ebenso wird es im „Winter“ (1932/33, S. 7) den „Fahrern“ gründlich gesagt, sie sollten nur schleunigst ihren das Stümperhafte weithin kundtunenden Namen ablegen und sich in „Läufer“ verwandeln, so ihnen ihr „läuferisches“ Ansehen in der Schigemeinde lieb ist.

Nun gemacht! Wer so redet, müßte sich eigentlich vorher vergewissern, ob das Wort „fahren“ wirklich nur die „passive“ Bedeutung hat, wie sie Schmidtkunz als fest annimmt, und ob es wirklich nicht auf die Schibewegung paßt. Ein Blick in das Grimmsche Wörterbuch auf das noch von Jakob Grimm selbst bearbeitete Stichwort „fahren“ widerlegt diese Meinung gründlich und zeigt, daß umgekehrt der Ausdruck „fahren“ die allgemeine Bezeichnung für jede Fortbewegung ist, wogegen das „Laufen“ nur einen sehr beschränkten Teil dieser Bewegung bezeichnet. So findet man als Belege unter „fahren“ angeführt: Der Blitz fährt aus der Wolke, zusammenfahren, auffahren, aus der Haut fahren, fahrende Habe (ursprünglich die sich bewegenden Tiere), Verfahren, Ge-fahrt (was man beim Fahren erlebt), Fährtte (Spur des „fahrenden Wildes“), fahrlässig (lässig in der Bewegung), fertig (eigentlich fährtig, d. h. zur Fahrt bereit), er-fahren (sich auf der Fahrt aneignen), Himmelfahrt, Hoffahrt (hohes Fahren = Bewegen), Wohlfahrt (fahr wohl!), willfahren (dem Willen nachgehen) u. a. Besonders gern wird der Ausdruck für das Wandern verwendet: die Wallfahrer, Landfahrer, fahrender Gesell, Fahrtenbuch, Bergfahrt, Turnfahrt und — Schifahrt.

Kurz, schifahren kann man überall: in der Ebene, auf Hügeln, im Gebirge, besonders aber auf der Wanderschaft. Laufen kann man nur in der Ebene. Bergauf steigt und bergab fährt man. Niemand wird die Partenn-Abfahrt in einen Partenn-Ablauf umändern wollen oder Biendl's Buchüberschrift: „Skifahrten in den Ostalpen“ in „Skiläufe in den Ostalpen“. Der Schneepflug wird bestimmt immer „gefahren“ und nicht „gelaufen“ werden, und in Sirls bekanntem Rehrzim „Zwoa Brettl, a gflühtiger Schnee, juchhe!“ kann man auch nicht einen „läufigen“ Schnee einsehen, ohne sich bösen Wigen auszusetzen.

Zdarstly zeigte auch hier seine Selbstständigkeit, indem er seine erste, noch unter norwegischem Einfluß entstandene Buchüberschrift „Alpine (Sillienfelder) Skilaufttechnik“ (1896 bis 1904) in der 4. Auflage (1908) in „Alpine Skifahrtechnik“ änderte, also bereits zwölf Jahre bevor Schmidtkunz obige irrige Sätze gegen das Fahren schrieb.

Im Grunde könnte man die ganze Umstellung der norwegischen Kunst auf eine alpine auf die einfache Formel bringen: Umwandlung des „Laufens“ (in der Ebene und im Hügellande) in das „Fahren“ (im Gebirge).

Zeigt schon das Bisherige, daß die Überwertung der Norweger zum Schaden der deutschen Sprache ausschlug, so steigerte sich dieser Schaden zur ausgesprochenen „Sprach-

dummheit" im „Sprunglauf“ und „Abfahrtslauf“. Ein Sprunglauf ist ein aus Sprüngen zusammengesetzter Lauf, höchstens ein mit einem Sprung verbundener Lauf, aber niemals ein einfacher Sprung. Entstanden ist diese „Dummheit“ durch die wörtliche Übersetzung des norwegischen Hoppløb. Nur hatte dieser Ausdruck im Norwegischen einst wirklich einen Sinn; denn in den Anfängen des Schifahrens in Kristiania am Ende der sechziger Jahre bestanden die Wettkämpfe in einem Langlauf mit einem Sprung am Schluß. Erst im Jahre 1883 wurden erstmals der Langlauf und der Sprung getrennt. Aber der Sprung behielt den alten Namen bei, freilich jetzt zu Unrecht. Aber immerhin war der Ausdruck für die Norweger noch geschichtlich erklärlich. Für uns Deutsche ist dies nicht der Fall und die wörtliche Übersetzung zeigt die slavische Abhängigkeit von den Norwegern. Der „Sprung“ genügt; der Zusatz „Lauf“ ist sinnlos. Dasselbe gilt für den „Abfahrtslauf“. Die „Abfahrt“ allein reicht aus. Ein „Fahrt-Lauf“ ist zuviel des Guten. Selbst der sonst so treffliche Ausdruck „Vorlauf“ müßte eigentlich „Vorfahrt“ lauten. So zeigen die sich bis zur Sinnlosigkeit steigende Verwendung des Ausdruckes „Lauf“ ebenso wie die Verdrängung älterer deutscher Ausdrücke durch den „Schi“ und der Widerstand gegen die deutsche Schreibung „Schi“ denselben geschichtlichen Vorgang, den großen Einfluß der Norweger auf die deutsche Schiwelt und die Unterschätzung der eigenen Leistungen und der eigenen Sprache. Auch diese Ausdrücke sind „Urkunden der deutschen Schigegeschichte“. Man kann manches aus ihnen ablesen und — lernen.

Aber auch eine Bereicherung haben die Norweger der deutschen Sprache gebracht. Schrieben unsere alten Deutschnorweger gern von der guten oder schlechten „Schi-Föhre“, so heißt es jetzt wenigstens in den österreichischen Wetterberichten „Schiföhre gut“. Das alte Wort Föhre, Föherschiff wurde mit einer neuen Bedeutung verbunden, die durch den Zusammenhang mit dem Zeitwort fahren ohne weiteres verständlich ist. Das ist zu begrüßen.

Telemark und Kristiania

Glück und Ende der norwegischen Hütlagebogen

Einst zwei hochgeschätzte Begriffe — heute fast vergessen. Ein Stück „innernorwegischer“ und „alpiner“ Schigegeschichte rollt bei diesen beiden Ausdrücken vor unserem Auge ab und — verläuft in den Alpen in den Sand, besser in den Schnee.

Die um 1860 in der ganzen industrialisierten Welt aufblühende städtische Freiluft-, Turn- und Sportbewegung hob im Norden das bis dahin als Sonntagsvergüügen betriebene Schifahren der Bauern des Osterdals (östlich von Oslo) und der Telemark (= „Mark der Thelir“, westlich von Oslo) in den Gesichtskreis der Bewohner von Kristiania (wie Oslo bis 1925 hieß, bevor es seinen alten Namen „Menhain“ wieder annahm und damit die Selbstverherrlichung des Dänenkönigs Christian IV. rückgängig machte). Offiziere und Studenten aus diesen bäuerlichen Gegenden machten die Städter mit diesen heimischen Übungen bekannt. Die Städter holten sich die kundigen Bauern aus der Telemark als Meister und Lehrer. Sie zeigten hier ihre Abfahrts- und Sprungkunfte.

Zur Richtungsänderung und zum Halten verwendeten sie zwei Hutlagebogen (Vorlage-schwunge waren mit den baenden Bretteln wegen des Mangels an seitlicher Führung und an Anfederung der Ferse nicht möglich), den Ausfallbogen und den Kreuzhohlscherenbogen. Sie nannten sie Hogd (Hügel), wohl den „Telemark“ und Reppelhyffe (Schleife), vermutlich den Kreuzhohlbogen. Die Kristianier bezeichneten anscheinend erst um 1890 den Ausfallbogen als „Telemark“. Den ältesten Beleg dürfte Laurenz Urdahls Haandbok i Skilobning von 1893 (S. 101) bieten. Der Kreuzhohlbogen (Scherenbogen) blieb noch ohne Namen. Ihn taufte der (noch heute in Oslo lebende) Dr. Cato Wall „Kristiania“. So erscheint der Name erstmalig in den von Wall und Olaf Landsberg am 25. 3. 1901 veröffentlichten Sprungregeln. Sie sind im Schweizer „Ski“ vom 2. Dezember 1904 übersetzt. Aber sofort erhoben Kenner Einspruch wegen „Verletzung des Urheberrechtes“. Der alte Bindungsersfinder Friy Huitfeldt (1853—1936) erklärte, er habe den

Bogen schon 1879 bei den Telemärkern gesehen, ebenso wie den „Telemark“¹. Das weitere Schicksal des Namens zeigt sehr schön den Wechsel von den norwegischen Rücklagebogen zu den alpinen Vorlagegeschwüngen. Es kam zu einer „Rindesunterziehung“ wie später nochmals beim „Slalom“. Es wurde nämlich auch der in den Alpen entstandene Vorlagegeschwung „Kristiania“ genannt, ganz mit Unrecht, und anfangs auch gegen den Willen der Vertreter der „reinen“ Norweger-Fahrweise. Diese spöttelten über den „Bauernkristiania“. Aber die Arbergerschule Hannes Schneiders machte ihn salonfähig. Die Benennung „Stemmkriftiania“ (von Luther) zeigt das Bemühen, vom Stemmboogenunterricht des Anfängers zum Schwungfahren des Vorgeschrifteneren zu kommen. Mit dem abnehmenden Einfluß der Norweger verschwand der Name „Kristiania“ immer mehr: der alte (echte) Rücklagebogen lebte als selten gewordener „Scherenbogen“ weiter und der Vorlagegeschwung wurde eben einfach als Schwung bezeichnet. So spiegelt also Glück und Ende der norwegischen Namen Telemark und Kristiania im alpinen Fahren auch ein Stück Entwicklung wider, und zwar hier schon das Selbständigwerden des alpinen Schiffahrens und den Ersatz der Rücklagebogen durch den Vorlagegeschwung. Zäher als die beiden norwegischen Bogennamen hielt sich der westtelemärkische Mundartaussdruck „Slalom“ dank der schon erwähnten „Rindesunterziehung“, nämlich des mitteleuropäischen Torlaufes an die Stelle einer einfachen Abfahrt ohne Tore. Dieser fesselnden Wortgeschichte wollen wir uns nun zuwenden. Sie begleitet den ganzen Weg der weißen Kunst von den telemärkischen Bauern vor hundertfünfzig Jahren bis zu den heutigen Torläufen der Weltmeisterschaften.

Slalom — Torlauf(fahrt)

Lange lagen die Anfänge des Bauernschiffahrens in der Telemark im Dunkeln. Die Bauern hatten nichts geschrieben und den Städtern waren sie nicht des Anmerkens wert erschienen. Selbst der in der Telemark Dienst machende Verfasser der ersten Geschichte des norwegischen Heereseschilaufes, Oberstleutnant Oskar Bergeland, ein Bruder des Dichters Heinrich Bergeland, hat in seinem sehr sorgfältig mit Archivquellen gearbeiteten Buch „Skiløbningen, dens historie og krigsanvendelse“ (Kristiania, 1865) den telemärkischen Schilauf überhaupt nicht erwähnt. Sogar der aus der Hauptstadt der Telemark, Stien (Sprich Schen), stammende Dichter Henrik Ibsen läßt in seinen „Kronanwärtern“ (1864) die waderen „Birkenbeiner“ (benannt nach der aus Birkenrinden angefertigten Fußbekleidung der armen Leute) das Königskind Hakon nicht überlieferungsgemäß auf Brettern retten, sondern zu Fuß. So wenig hatte er für die Bretter übrig! Es war daher sehr dankenswert, daß ein telemärkischer Forsttrat, Einar Stoltenberg, im Jahrbuch der Telemark Turistforening 1938/39 (Stien) in einer (leider in der nicht leicht verständlichen telemärkischen Mundart geschriebenen) Abhandlung „Ski og Skiløping i Telemark i gamal tid“ (Schi und Schilauf in der Telemark in alter Zeit) anhand von Überlieferungen den Schleier gelüftet hat.

Da erfahren wir, daß die Bauern neben dem Springen drei Arten der Abfahrt betrieben haben (ich führe zuerst die westtelemärkische Bezeichnung an und setze die osttelemärkische in Klammer dazu):

1. Slalom (Stettløype, zu slad ‚gleichmäßig geneigt‘ und lom ‚Spur von etwas, was gezogen wird‘): eine Abfahrt über einen steilen, aber gleichmäßig geneigten Hang (ohne lotrechte Hindernisse), wobei auf schöne Haltung und Sicherheit geachtet wurde. Verpönt waren das „Stodreiten“ (die Telemärker hatten wie alle Norweger bis in die achtziger Jahre nur den Einstock, bis der finnisch-lappische Doppelsack an seine Stelle trat, zuerst in der Ebene, dann auch in den Bergen) und die „Rücklage“, die auch Mansen in seinem Grönlandbuch als Fehlerbild bringt. Manchmal wurden beim Slalom auch Kunststücke verlangt: mit einem vollen Bierglas abfahren, ohne etwas zu verschütten, sich während der Fahrt einen Rock an- und ausziehen u. ä. Nur von einem entscheidenden

¹ Vgl. Jakob Waage, På stålkanter, Oslo 1939, S. 42.

Merkmale des heutigen Slaloms ist keine Kede, vom — Tor. Das gab es nicht. Höchstens wurde die Bahn seitlich mit biegsamen Kuten abgesteckt, wie noch heute, um die Zuschauer vom Betreten abzuhalten.

2. Kneifelom (Kneifelöppe), eine Abfahrt über Bodenknicke, besonders über sogenannte „Looping“-Stufen, die den Fahrer in die Luft hoben. Je windungsreicher die Bahn war um so besser.

3. Willom oder Uvorskum ‚Niesenfahrt‘ (Kallöppe) eine Hindernisfahrt über Steilhänge, Geländestufen, Hohlwege, Holzriesen u. a.

Über diese „reintliche Scheidung“ blieb nicht. Der Slalom wurde so beliebt, daß er die anderen Formen „verschluckte“. Es wurden auch in den „Slalom“ Sprungstufen und Hindernisse aufgenommen, ganz im Widerspruch zu seinem Namen („gleichmäßig geneigte Spur“). Als Guillefeldt in seinem Buche (Kristiania 1897) den letzten echten telemarischen Slalom aus dem Ende der siebziger Jahre beschrieb, erwähnte er drei Sprungstufen (eine von 14 bis 16 m!), also einen Kneifelom in Reinzucht. Daher konnten später die Norweger sagen, daß der Slalom der Vater des Springens sei (eigentlich sagten sie „die Mutter“; denn im Norwegischen heißt es „die Slalom“; im Deutschen hat offenbar das Geschlecht von Lauf den Wandel herbeigeführt. Die Zwischenform war „Slalom-Lauf“). Daß das Wort mit dem Niedergang des Slaloms in der Telemark nicht verschwunden ist, war ein Verdienst der Kristianier; denn sie versuchten die Form in ihrem Gelände neu zu beleben, freilich mit wenig Erfolg. Es fehlten die dazu nötigen, rund 1000 m hohen Berge der Telemark in dem nur 500 m hohen Gelände von Kristiania. Nur zwei amtliche „Slaloms“ führt die Festschrift des norwegischen Schiwerverbandes (1883—1933) an: im Jahre 1890 als Einlage in einen Langlauf (wegen Vereisung der Bahn entfiel die „Einlage“) und 1906 als Jugendbewerb (blieb wegen Schneefalls „bedeutungslos“, wie die Festschrift meldet). Das war der zweite Niedergang, aber wieder nicht der letzte; denn es wiederholte sich der Vorgang der neunziger Jahre. Es nahmen nämlich die Mitteleuropäer den Begriff auf, freilich in allerlei Phantasieformen, wie im „Schönfahren“ der beiden Bogen Telemark und Kristiania, aber auch Hindernisabfahrten. Wie weit die Begriffsverwirrung ging, ersieht man aus der Beschreibung eines „Slaloms“ in dem schon erwähnten Buch von Hoef „Der Schilauß und seine sportliche Verwendung“ (1906, S. 111 und 124). Er ist hier nichts weiter als eine „nicht unterbrochene Abfahrt in schwierigem kuperten Terrain, wobei Wendungen (= Spitzkehren) und Bögen notwendig sind“. Der 7. Auflage (1922, S. 153) ist ein Bild aus Tauffeld beigegeben. Es zeigt eine gewöhnliche Abfahrt mit Umspringen, Querspringen, Übersteigen eines Baunes (!), Schlittschuhschritt „der die Fahrt beschleunigt“ und am Schluß einen Kristiania bergwärts („fahrhemmend abgeschwungen“) mit anschließendem „Telemark-Halt“. Wie das als Wettkampf verwendet werden sollte, sieht man nicht. Von einem Tor ist keine Spur. Kein Wunder, daß auch dieser Versuch, dem schon zweimal gestorbenen „Slalom“ wieder Leben einzuföhren, mißglückte. Er wäre auch in Mitteleuropa gestorben, wenn ihn nicht eine richtige „Kindeunterziehung“ gerettet hätte, und zwar wurde ihm, wie schon erwähnt, ein sehr lebenskräftiges, in den Alpen selbst geborenes Kind unterjochen, der Torlauf. Meister Matthias Zbarsky hatte schon 1896 in seinem Buche klar ausgesprochen, daß weder der Langlauf noch das Springen eine Erprobung des Fahrkönnens im steilen Gelände gewähren, sondern nur reine Abfahrtsbewerbe. Als er im Dezember 1900 den „Alpen-Skiverein“ in Wien gründete — zum Unterschied von den sportlichen Schiwereinen nur auf Unterricht, Schwandern und gelegentliche Wettkämpfe eingestellt — da trug er schon im Februar 1901 auf dem Sonnwendstein in dem steilen Myrtengraben den ersten Torlauf aus. Die Teilnehmer hatten in den Rucksäcken Fähnchen und steckten beim Bergauffsteigen die Bahn nach den Anweisungen Zbarskys aus, wie mir der (wegen Stürzens ausgeschiedene) Sieger, Hotelier Josef Wallner (auch Sieger des Torlaufes vom Mudenkogel 1905) erzählt hat. Am 19. März 1905 führte Zbarsky auf dem Mudenkogel bei Lilienfeld den ersten Riesentorlauf durch mit 2 km Länge, 500 m Höhenunterschied und 85 Toren (10 davon steiler als 35 Grad). Solche Riesentorläufe veranstaltete der Alpen-Skiverein

bis 1938. Aber der norwegische Einfluß war noch so stark, daß die geniale Neuerung unbeachtet blieb, ja von dem sonst so feinsinnigen Henry Hoel im Jahre 1909 sogar bespöttelt wurde. Erst als Arnold Lunns im Jahre 1922 in Würren einen kürzeren Torlauf erfand — ohne von Zdarstys Torläufen etwas zu wissen —, drang der neue Bewerb durch. Lunns nannte sein Kind in Unkenntnis des richtigen Sachverhaltes und gleichfalls unter dem Einfluß der Norwegerverehrung „Slalom“. In dieser neuen mitteleuropäischen Bekleidung trat der alte Telemarker seinen Siegeszug durch die Welt an. Im Jahre 1933 prägte der bekannte Wiener Bergsteiger Dr. Karl Prusik, der Erfinder des lebensrettenden Prusikknotens, den trefflichen Ausdruck „Torlauf“. Als ihn Lunns kennenlernte, schrieb er, er bedauere es sehr, diese „erzellente“ Bezeichnung nicht gekannt zu haben¹, denn dann hätte er sie gewährt². Dies auch aus dem Grunde, weil ihm norwegische Schischriststeller unter Berufung auf den norwegischen Namen das Erstlingsrecht an der Erfindung streitig gemacht hatten. Mit Recht erwiderte Lunns, daß am Slalom nichts Norwegisches sei außer dem Namen. Man sieht, daß die Freude an fremden Ausdrücken auch bedenkliche Folgen haben kann.

Für uns Deutsche ergibt sich aus der Äußerung Lunnss, daß wir die Bezeichnung „Torlauf“ unbedingt vorziehen sollen, weil sie vor dem Irrtum bewahrt, daß eine mitteleuropäische Erfindung (Zdarstys-Lunns) norwegischen Ursprunges sei.

Für den Zweck unseres Aufsatzes erweisen sich die Wanderungen und Wandlungen des Wortes Slalom als eine besonders ergiebige „Urfunde der ganzen neueren Schigeschichte“. Sie führt uns von den Anfängen der Abfahrtskunst in den Bergen der Telemark um 1850 in das Hügelland um Kristiania um 1890 und von dort in die Alpen und schließlich zu den beliebtesten zwei alpinen Wettbewerben, dem kürzeren englischen Torlauf Lunnss (1922) und zum längeren „Niesentorlauf“ des Bozener Ginter Langes (Marmolata, 19. März 1935). Dieser ist ein auf den Tag genau um 30 Jahre jüngerer unmittelbarer Nachkomme des Zdarstyschen Niesentorlaufs vom Muckentogel (19. März 1905). Mit dem Wort Torlauf ist der Name eines bedeutenden Wiener Bergsteigers, Dr. Karl Prusik, verbunden. Noch besser wäre „Torfahrt“.

Kandahar: Von Alexander d. Gr. auf den Arlberg

Nicht minder „geschichtshältig“ ist der Ausdruck Kandahar. Er spiegelt den Einfluß der Engländer auf die Schiwettbewerbe wider. Lunns hat die von Zdarstys schon 1896 gekennzeichnete Linie der reinen Abfahrtsbewerbe fortgeführt. Merkwürdigerweise haben dies nicht die dazu berufenen Schiberhände der Alpenländer getan, sondern ein Mann eines nach alpinen Begriffen schnee- und berglosen Landes, der aber als sportlich erfahrener Engländer Blick und Latkraft genug hatte, um sich von der Vorherrschaft der den alpinen Verhältnissen nicht entsprechenden norwegischen Bewerbe loszulösen.

Der Name Kandahar drückt dem sogenannten klassischen Abfahrtsbewerb den Stempel der englischen Herkunft auf. Er verkörpert ein Stück englischer Kolonialgeschichte.

Kandahar ist nämlich die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz Afghanistan. Dieses Land hat den Engländern im vorigen Jahrhundert wiederholt zu schaffen gemacht. Im Jahre 1880 schloß der Emir Gjub Khan den englischen General Primrose in Kandahar ein. Aber in den 500 km entfernten Kabul lag General (später Feldmarschall) Frederick Sleigh Roberts. Mit 10.000 Mann legte er im August den Weg durch die tropisch heiße Wüste in einem berühmt gewordenen Gewaltmarsch in 20 Tagen zurück und be-

¹ Ski-Chronik 1908/09, S. 291: „Eine Verherrlichung der Eigenart des Alpen-Skiverzins und seiner sportlichen Veranstaltungen“. Das war alles, was Hoel zum zweiten Torlauf Zdarstys vom Jahre 1906 auf dem Spigen Brand bei Aitenfeld zu sagen mußte. Vgl. Mehl, „Zdarstys-Festschrift“, Abschnitt „Zdarstys als Erfinder des Torlaufes“, S. 94. Zdarstys sagt im Hinblick auf dieses geringe Verständnis seiner Zeitgenossen einmal witzig: „Ich Tor habe das Tor erfunden.“

² It is a great pity that the excellent word 'Torlauf' (gate racing) has not come into general use. Had I know it, or for Zdarstys's efforts in this direction when I started organizing the slalom should have used this word. Zdarstys-Festschrift, S. 95.

freite schon einen Tag nach dem Eintreffen am 1. September die eingeschlossenen Kameraden durch eine siegreiche Schlacht. Roberts wurde zum Baronet und später zum Lord ernannt. Er wurde 1881 Gouverneur von Natal (in Südafrika), gewann 1886 das aufständische Burma den Engländern zurück und beendete 1901 den Burenkrieg. Er bekam den Beinamen Roberts of Kandahar and Pretoria. In der Londoner Paulskirche steht seine Büste auf seinem Grab.

Nach englischer Gepflogenheit wählte ihn der Alpine Skiklub der englischen Public schools (Höheren Schulen) obwohl er kein Schifahrer war, zum Vizepräsidenten. Als solcher stiftete er einen nach ihm benannten Becher für einen Abfahrts-Wettbewerb. Erstmals wurde er von der Wildstrubelhütte nach Montana (Grans) im Jahre 1911 ausgetragen. Veranlaßt hatte die Stiftung der Preise der Vater Arnold Lunn, der ein Reiseunternehmen hatte und Schifahrten der Engländer in die Schweiz veranstaltete. Aber ihre große Bedeutung haben die nach dem Preise benannten Kandahar-Rennen erst erhalten, als der Sohn des Reiseunternehmers, Arnold (nunmehr „Sir“ geworden), im Jahre 1922 den Torlauf erfand und zu seiner Pflege im Jahre 1924 den Kandahar-Ski-Klub gründete, heute den vornehmsten Schiberein der Welt. Damit war den „alpinen“ Bemühen die gebührende Stelle im Wettkampfwesen gesichert und ihre glänzendste Veranstaltung mit einem Namen der englischen Kolonialgeschichte verbunden.

Aber es steckt im Namen Kandahar noch mehr Geschichte, nämlich die Erinnerung an den Alexanderzug von Persien nach Indien über den 3550 m hohen Chawalpaß im Hindukusch — das erste bekannte große militärische Hochgebirgsunternehmen der Kriegsgeschichte, mehr als ein Jahrhundert vor Hannibals wesentlich bescheidenem Alpenübergang. Alexander gründete damals im Jahre 329 v. Chr. in der Gegend des heutigen Kandahar eine Stadt, die er bescheiden nach sich Alexandria nannte, wie 26 andere Neugründungen. Zum Unterschied von anderen bekam sie nach der Landschaft den Beinamen „Arachosia“. Das Nähere kann man in F. G. Droysens „Geschichte des Hellenismus“ (III, 1871, S. 173 ff.) nachlesen. Die Asiaten machten aus Alexandria „Iskandria“ (das syrische Alexandria heißt heute Iskandru) und schließlich Iskander und Kandahar. Kandahar-Rennen sind somit Alexandria-Rennen und halten den Namen des jugendlichen Makedonenkönigs noch heute lebendig, ebenso wie die Millionen Menschen, die nach ihm Alexander genannt wurden. Der Name bedeutet „der Männerbeschützer“ und drückt, wie die meisten indogermanischen Namen den Wunsch aus, den die Eltern dem jungen Erdenbürger mit auf den Lebensweg gegeben haben — ein für einen künftigen König sehr passender Name. Längst ist vom Alexanderreich kein Stein mehr auf dem anderen, alles ist in Staub zerfallen, aber in der Sprache lebt die Erinnerung wie am ersten Tag.

Ein großartiges Bild rollt vor unseren Augen beim Namen Kandahar ab. Um 350 v. Chr. wurde dem Makedonenkönig Philipp („Koffesfreund“) und seiner Gemahlin mit dem wahrhaft königlichen Namen Olympias („Olympische“) ein Sohn geschenkt. Die Eltern wünschten ihm, daß er ein „Schützer der Männer“ werde. Er wurde es in ungeahntem Maße. Bis nach Ägypten und nach Indien trug er die hellenischen Fahnen und was noch weit mehr ist, die hellenische Kultur. Neugegründete Städte wurden ihr Mittelpunkt. Das arachosische Alexandria in Afghanistan gehörte dazu. Längst ist es in Trümmer gesunken, aber der Name Kandahar kündigt noch den Ruhm des Gründers über zwei Jahrtausende lang. Vor mehr als zwei Menschenaltern kam wieder ein welteroberndes Volk vor die Tore der Stadt. Dem siegreichen Feldherrn verliehen seine Mitbürger als Ehrung den alten Alexandernamen und ein Schipionier desselben Volkes verband diesen Namen mit einer bahnbrechenden Neuschöpfung, die das vollendete, was ein genialer Einzelgänger eines anderen Volkes schon zwei Jahrzehnte früher erkannt und klar durchgeführt hatte, aber nicht zur allgemeinen Anerkennung hatte bringen können. Klingt das nicht alles wie ein Roman? Aber einer, den das Leben in der Wirklichkeit geschrieben hat und den man nur „abzulesen“ braucht. Auf keinen Fall dürfte es sich Alexander der Große haben träumen lassen, daß sein Name nach mehr als zwei Jahrtausenden für die Schifahrer in den Alpen ein „Begriff“ sein werde.

Stemmbogen, Vorlage

Zbarskys Name wurde bereits bei der Erfindung des Torlaufes und beim „Fahren“ erwähnt. Sein großer Einfluß wird sprachlich auch von denen anerkannt, die ihn bei seiner Lebzeiten nicht richtig beurteilt haben, denn wer „stemmen“ (Stemminstellung, Stemmbogen, Stemmkristiania) sagt, sagt Zbarsky. Er hat den Ausdruck aus der Turmsprache in die Schisprache eingeführt. Seine Notwendigkeit ergibt sich daraus, daß er auch in andere Sprachen übergegangen ist¹. Die Engländer sagen *to stem*, *stemming position*, *stem-turn*, die Norweger *stemme-stilling*, die Franzosen *le stem*, *le virage de stem*, die Italiener übersetzen *voltata d'appoggio*. In der Vorbergszeit stand der Stemmbogen in Blüte, heute gilt er nur noch als Hilfsmittel zweiten Ranges.

Aber ganz hoch wird noch heute ein zweiter Zbarsky'scher Begriff eingeschätzt: die Vorlage. Zbarsky hat ihn in den ersten Sätzen der „Alpinen Skilauftechnik“ (1896, mit der Jahreszahl 1897) geprägt:

„Das Körpergewicht ist soviel als möglich nach vorne zu verlegen, so daß man das Gefühl bekommt, als müßte man noch vorne umfallen ... Je sicherer und ausgiebiger man dieses ... „Vorlegen“, „Vorlehnen“ des Körpers ausführt, desto sicherer und eleganter fährt man.“

„Der Fahrende muß das Gefühl haben, daß der Oberkörper den ganzen Fahrer zieht ... und zwar je rascher man fahren will, desto kräftiger“ (S. 16, 47).

Das wird gelten, solange es ein Schifahren gibt. Die klare Feststellung schon im Jahre 1896 sichert Zbarsky den Ruhm, mit genialem Blick schon bei Beginn der Entwicklung das erkannt zu haben, worauf andere erst viel später gekommen sind: Wenn N. Fanck im „Wunder des Schneeschuhs“ (1925, S. 196) die Vorlage das „Geheimnis des Schilauferens“ nennt und sie zu „unseren gefundenen Grundgesetzen des Schilauferens“ zählt (S. 124), so ist er damit um 30 Jahre zu spät gekommen.

Der Zbarsky'sche Ausdruck wurde in andere Sprache übernommen, aber in Form einer „Rehnübersetzung“, d. h. man hat den Begriff entlehnt, aber in der eigenen Sprache unter Anlehnung an das fremde Vorbild benannt. So sagen die Engländer *to lean forward*, die Norweger *ligge paa* (oder *forover*), die Franzosen *position en avant* oder *l'avance* oder *penchement du corps en avant* und die Italiener *posizione all' innanzi* oder *busto in avanti*.

Piste

Über die Schweiz ist die französische Piste gekommen, die Hartschneebahn, wie sie sich bei den Seilbahnen und Aufzügen sehr bald bildet, wenn eine größere Anzahl von Fahrern den Schnee festgefahren hat. Das Wort ist vom Pferderennen genommen und bezeichnet eigentlich die von den Pferdehufen „gestampfte Spur“. Es gehört zu lat. *pinsere*, stampfen, und zeigt den Weg an, den die Hartbahn genommen hat. Es ist das einzige französische Wort, das bei den deutschen Schifahrern üblich geworden ist.

Föhn, Firn, aper, „Stern“ u. a.

Das Schifahren gehört zu den wenigen städtischen Übungen, in denen auch die Bauern teilnehmen, teils als hervorragende Wettkämpfer, teils als Schilehrer. Daher sind in der Sprache auch bäuerliche Ausdrücke eingedrungen. Zum Teil waren sie freilich auch schon früher den Städtern bekannt, so der romanische Föhn (Favonius ‚warmer Wind‘ zu *favore*, *fovere* ‚warm sein‘), der Firn (auch im „Ferner“), die Gangeln (harte Schneewellen), der Harfch (nicht Harfcht), *aper* (schneefrei) u. a. Mundartwörter. Sie haben durch die Schifahrer zum Teil Bürgerrecht in der Schriftsprache erhalten.

Zum Teil auf bäuerlichen Einfluß, zum Teil auch auf städtische Kreise mögen viele Kraftausdrücke und scherzhafte Bezeichnungen zurückgehen. Sie stellen einen beachtlichen Teil der 778 Ausdrücke, die Walter Schmidknecht in seinem schon erwähnten Heftchen „Die

¹ Vgl. G. J. Luther, *Stimörterbuch in fünf Sprachen*, München 1934. Rudolf Friedrich, *Der Skitour in vier Sprachen*, Wien 1934.

„Skiläufer Sprache“ (München 1920) auf 40 Seiten zusammengetragen hat. So wird der „Hauptzwischenfall“, der Sturz, nur auf dem Papier so bezeichnet. In der Rede heißt es: Er hat einen Stern (eine Kraxen, eine Bregen) gekauft, gemacht, gerissen, einen Flug gemacht, es hat ihn g'stedt, g'haut, z'rissen usw.

Auch das hat „Urkundenwert“; denn es zeigt den Einfluß bestimmter Gesellschaftsschichten.

Der Ertrag

Eine Reihe von Schiausdrücken ist an uns vorbeigezogen. Sie hat mit dem ältesten begonnen, dem steinzeitlichen Schi, und mit den neuesten aufgehört, mit der Pistle und den Kandaharrennen. In dieser Reihe hat ein großer Teil der Schigegschichte seinen Niederschlag gefunden.

Das steinzeitliche Herauspalten des Gleitcheites lebt noch im Ausdruck Schi, Spaltholz' im norwegischen Teil ihrer Wortgeschichte. Telemark, Kristiania, Slalom sind Sprachzeugen für die Wanderung des Schifahrens aus der bergigen Telemark in das hügelige Kristiania, in ihrer mitteleuropäischen Verwendung aber zunächst Belege für die Vorherrschaft der Norweger in den Anfangszeiten des alpinen Schifahrens und dann in ihrem Verschwinden oder Umwandeln in alpine Begriffe (Vorlagegeschwung, Vorlauf) Beweise für das Selbständigwerden des alpinen Schifahrens. In dieselbe Richtung weisen neu geprägte Wörter wie Stembogen, Vorlage, Vorlauf und die — wenn auch langsame Zurückdrängung des Wortes „Lauf“ durch das richtigere „Fahren“. Jedoch wirkt das alte Ansehen der Norweger noch immer in den undeutschen Fügungen Sprunglauf, Abfahrtslauf, ja auch im Vorlauf nach, und am stärksten im Widerstand der Schiverbände gegen die von der Sprachwissenschaft längst bevorzugte deutsche Schreibung Schi. Das Verschwinden der deutschen Ausdrücke Schneeschuh und Schneelauf gehört auch hieher.

Das tatkräftige Eingreifen der Engländer bezeugt das englische Kolonialwort Kandahar, den französischen Einfluß belegt die Pistle.

Der bäuerliche Einschlag zeigt sich in Mundartwörtern, die in die Schriftsprache aufgestiegen sind und vielleicht auch zum Teil in bildhaften Kraftausdrücken und scherzhaften Bezeichnungen, wobei aber auch städtische Kreise beteiligt sind.

Es war also nicht zuviel gesagt, wenn anfangs die Schifahrersprache als „Urkunde der Schigegschichte“ hingestellt wurde, sozusagen als ein Teil dessen, was Bahn mit seinem tiefen und schönen Wort gemeint hat: die Sprache ist die Urkunde der Bildungsgeschichte. Sie verdient es, von dieser Seite her betrachtet zu werden, auch vom denkenden Schifahrer. Sie wird die Mühe reichlich lohnen. Das hoffe ich gezeigt zu haben.

Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen

Ergänzungshefte zur Zeitschrift des DuDeAV

1. E. Finsterwalder, Der Ferngastferner. Seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888 und 1889. 112 S., 1 Karte 1:10.000, 2 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1897.
2. A. Blümcke und G. Heß, Untersuchungen am Hintereisferner. 87 S., 1 Karte 1:10.000, 9 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1899.
3. M. Gfert, Das Goitzesaderplateau, ein Karrenfeld im Allgäu. 108 S., 1 Karte 1:75.000, 20 Tafeln, 64 Textfiguren. 1902.
4. F. Frech, Über den Gebirgsbau der Tiroler Zentralalpen. Mit besonderer Rücksicht auf den Brenner. 98 S., 1 Karte 1:75.000, 25 Tafeln, zahlreiche Textabbildungen. 1905.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen des DuDeAV

5. D. Stolz, Die Schwaighöhe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Hochalpentäler. 197 S., 1 Karte 1:800.000, 12 Tafeln. 1930.
6. A. Reihinger, Untersuchungen über den Niederjochthojener See im Bayerischen Allgäu. Versuch einer exakten Zeitbestimmung im postglazialen Zeitalter. 70 S., 2 Tafeln. 1930.
7. F. Trusheim, Die Mittenwalder Karwendelmaße. Mit geologischer Karte 1:25.000 des bayerischen Karwendelgebietes. 69 S., 8 Tafeln. 1930.
8. W. Schmitt, Über Föhnerscheinungen und Föhngebiete. 64 S., 1 Karte 1:80.000.000, 29 Diagramme und Abbildungen. 1930.
9. W. Welzenbach, Untersuchungen über die Stratigraphie der Schneesablagerungen und die Mechanik der Schneebewegungen nebst Schlussfolgerungen auf die Methoden der Verbauung. 105 S., 85 Abbildungen. 1930.
10. E. W. Kodel, M. Richter und G. Steinmann, Geologie der bayerischen Berge zwischen Lech und Loisach. Mit geologischer Karte 1:25.000 und Profiltafel, 231 S., 17 Tafeln, 57 Textfiguren. 1931.
11. W. Erhardt, Der Scaufen. Geologische Aufnahme der Berge zwischen Reichenhall und Inzell. Mit geologischer Karte 1:25.000, 52 S., 2 Kartenstüben, 2 Profiltafeln, 8 Textabbildungen, 1 Photo. 1931.

Die Hefte 1 bis 11 sind vergriffen

Wissenschaftliche Alpenvereinshefte

Gemeinsam herausgegeben von den Hauptausschüssen des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins.

12. M. v. Klebelsberg, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945. 51 S. 1952. Preis für Mitglieder S 14.—
13. F. Angel und M. Staber †, Gesteinswelt und Bau der Hochalm-Anlogel-Gruppe. 112 S., 4 Abbildungen, 10 Profilblätter, 1 geologische Karte 1:50.000. 1952. Preis für Mitglieder S 55.—
14. D. Festa, Berggewässer. Naturkundliche Wanderungen zur Untersuchung ostalpiner Lämpel und Seen im Hochgebirge. 46 S., 21 Zeichnungen, 3 photographische Aufnahmen. 1953. Preis für Mitglieder S 21.—
15. D. Garth, F. Kümmler † und E. Spengler, Erläuterungen zur geologischen Karte der Dachsteingruppe, 82 S., 3 Profiltafeln, 3 Lichtdrucktafeln, 3 Abbildungen im Text, 1 geologische Karte 1:25.000. 1954. Preis für Mitglieder S 55.—
16. G. Friedel, Die alpine Vegetation des obersten Mülltales (Hohe Tauern). Erläuterung zur Vegetationskarte der Umgebung der Pastertze (Großglockner). 153 S., 18 Abbildungen im Text, 12 Bildtafeln, zahlreiche Tabellen, 1 Vegetationskarte 1:5.000. 1956. Preis für Mitglieder S 360.—

In Vorbereitung:

17. Kartographische Begleitworte zur Karte des Südtails der Cordillera Blanca 1:100.000, herausgegeben von G. Kinsl.

Alpenvereinskarten

	Preis für das Mitglied S	Preis für das Nichtmitglied S
Lechtaler Alpen, Arlberggebiet, 1:25.000, mit Schirouten	19.20	25.20
Karwendelgebirge, Westliches Blatt, 1:25.000	17.20	22.20
Karwendelgebirge, Mittleres Blatt, 1:25.000	16.—	21.—
Karwendelgebirge, Östliches Blatt, 1:25.000	17.20	22.20
Loferer Steinberge, 1:25.000	10.—	12.—
Leoganger Steinberge, 1:25.000	10.—	12.—
Hochschwab, 1:25.000	12.—	15.—
Silbrettgruppe, 1:25.000, mit Schirouten	19.20	25.20
Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl, 1:25.000, mit Schirouten	19.20	25.20
Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl, 1:25.000 (ohne Schirouten vergriffen)		
Ötztaler Alpen, Blatt Weißthäl, 1:25.000, mit Schirouten	19.20	25.20
Ötztaler Alpen, Blatt Weißthäl, 1:25.000, ohne Schirouten	17.20	22.20
Ötztaler Alpen, Blatt Kaunergrat-Geigenkamm, 1:25.000	17.20	22.20
Nauders, 1:25.000, mit Schirouten	15.20	19.20
Stubai Alpen, Blatt Hochstuba, 1:25.000, mit Schirouten	19.20	25.20
Stubai Alpen, Blatt Hochstuba, 1:25.000, ohne Schirouten (vergriffen)		
Stubai Alpen, Blatt Sellrain, 1:25.000, mit Schirouten	19.20	25.20
Stubai Alpen, Blatt Sellrain, 1:25.000, ohne Schirouten	17.20	22.20
Zillertaler Alpen, Westliches Blatt, 1:25.000	17.20	22.20
Zillertaler Alpen, Mittleres Blatt, 1:25.000 (zur Zeit vergriffen)		
Zillertaler Alpen, Östliches Blatt, 1:25.000	17.20	22.20
Benedigergruppe, 1:25.000 (zur Zeit vergriffen)	16.—	21.—
Granatapfzgruppe, 1:25.000	16.—	21.—
Wodnergruppe, 1:25.000	17.20	22.20
Schobergruppe, 1:25.000	16.—	21.—
Stenzer Dolomiten, 1:25.000	16.—	21.—
Schuphüttenkarte des Österreichischen und des Deutschen Alpenvereins 1:600.000	12.—	15.—
Mt. Everest-Chomolonga, 1:25.000	19.20	25.20

